Thornton Wilder

Die Cabala

Die Brücke von San Luis Rey

Die Iden des März

„Die Cabala" schildert die Begegnung eines jungen Amerikaners mit einem Kreis seltsamer Leute in Rom — Menschen, die wie Götter leben. Dem nüchternen jungen Mann ist diese Gesellschaft verdächtig, ein letztes Geheimnis, das er nicht enträtseln kann, beunruhigt ihn. Als er fragt, lautet die Antwort: „Die Götter der Antike sind nicht gestorben beim Aufkommen des Christentums, sie verloren nur ihre christlichen Attribute".

In „Die Brücke von San Luis Rey" stellt Wilder die Frage nach der Gerechtigkeit des Todes. Fünf Menschen finden bei einem Brückeneinsturz in Peru den Tod. Bruder Juniper stellt Nachforschungen an, er fragt nach dem Warum der Ereignisse und muß erfahren, daß ihm der Einblick in den Plan Gottes verwehrt bleibt.

THORNTON WILDER

THORNTON WILDER

Die Cabala
Die Brücke von San Luis Rey
Die Iden des März

Drei Romane

DEUTSCHER BÜCHERBUND
STUTTGART

›The Cabala‹ 1926 (deutsch 1929)
›The Bridge of San Luis Rey‹ 1927 (deutsch 1928)
›The Ides of March‹ 1948 (deutsch 1949)
Übersetzung von Herberth E. Herlitschka

Lizenzausgabe für die Mitglieder
des Deutschen Bücherbundes
Stuttgart Hamburg München
© Thornton Wilder
Alle Rechte beim S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main
Druck: W. Kohlhammer GmbH, Grafischer Großbetrieb Stuttgart
Papier: Papierfabrik Niefern, Bohnenberger & Cie.
Bindearbeiten: Osswald & Co., Neustadt
– 01412/6 –

Die Cabala

Meinen Freunden an der
Amerikanischen Akademie
in Rom, 1920–1921

Erstes Buch

ERSTE BEGEGNUNGEN

Der Zug, welcher mich zum erstenmal nach Rom brachte, war verspätet, überfüllt und kalt. Es hatte mehreres Halten auf offener Strecke gegeben, und um Mitternacht bewegten wir uns immer noch durch die Campagna langsam auf die schwachgefärbten Wolken zu, die über Rom hingen. Bisweilen hielten wir an Bahnsteigen, wo grell flackernde Lampen für Augenblicke manch einen prächtigen wettergefurchten Kopf beleuchteten. Finsternis umgab diese Bahnsteige und ließ bloß ein Stück Straße und die Umrisse einer Hügelkette erkennbar werden. Es war Virgils Land, und der darüber herkommende Wind schien sich von den Feldern zu erheben und mit einem langen virgilischen Seufzer auf uns herabzuwehen, denn die Landschaft, die des Dichters Stimmung hervorruft, erhält zuletzt ihre Stimmung von ihm.

Der Zug war überfüllt, weil einige Vergnügungsreisende tags zuvor entdeckt hatten, daß die Bettler Neapels nach Karbolsäure rochen. Sie schlossen sogleich, daß die Behörden ein paar Fällen von indischer Cholera auf die Spur gekommen seien und die Unterwelt der Stadt durch ein System zwangsweiser Bäder zu desinfizieren suchten. Die Luft Neapels zeugt Legenden. Bei dem plötzlichen Exodus wurden Fahrkarten nach Rom fast unerhältlich, und Reisende erster Klasse fuhren dritter, und interessante Leute reisten in der ersten.

Im Waggon war es kalt. Wir saßen in unseren Mänteln ge-

dankenverloren da, die Augen glasig von Resignation oder dem grellen Lampenlicht. In dem einen Abteil sprach eine Gesellschaft der Nation, die am meisten reist und am wenigsten Vergnügen davon hat, unermüdlich von schlechten Hotels; die Damen hatten die Röcke eng um die Beine gezogen, um Flöhen das Emporklettern zu verleiden. Ihnen gegenüber rekelten sich drei amerikanische Italiener, die nach zwanzig Jahren im Obst- und Juwelenhandel auf dem obern Broadway in ihr Heimatdorf im Apennin zurückkehrten. Sie hatten ihre Ersparnisse in den an ihren Fingern glitzernden Diamanten angelegt, und ihre Augen glitzerten nicht minder vor Freude auf die Wiedervereinigung mit ihrer Familie. Man konnte sich vorstellen, wie ihre Eltern sie anstarren würden, unfähig, die Veränderung zu begreifen, durch welche ihre Söhne die Anmut, die der Boden Italiens auch seinen unscheinbarsten Kindern verleiht, eingebüßt hatten, und bloß gewahrend, daß sie mit derben Zwiebelgesichtern wiedergekommen waren, sich barbarischer Redewendungen bedienten und für immer der witzigen Intuition ihrer Rasse beraubt waren. Es standen ihnen einige schlaflose Nächte ratloser Verwirrung über dem Lehmboden und den munkelnden Hühnern ihrer Mütter bevor.

In einem andern Abteil lehnte eine Abenteuerin im Silberzobelpelz die Wange an die schütternde Fensterscheibe. Ihr gegenüber saß eine funkeläugige Matrone und starrte sie mit herausfordernder Beharrlichkeit an, bereit, jeden Blick abzufangen, den die Person auf den schlummernden Gemahl würfe. Zwei junge Offiziere lungerten eindrucksvoll im Seitengang und angelten nach ihrem Blick, wie diese Insekten in der schönen Schilderung Fabres unter aussichtslosen Verhältnissen das Ritual des Flirts vor einem Stein vollziehen, bloß weil assoziativ gewisse Impulse ausgelöst wurden.

Ferner war noch ein Jesuitenpater mit seinen Schülern da und füllte die Zeit mit lateinischer Konversation aus; ein japanischer Diplomat, der andachtsvoll über seine Briefmarkensammlung gebeugt saß; ein russischer Bildhauer, der düster den Knochenbau unsrer Schädel entzifferte; einige sorgfältig fürs Fußwandern ge-

kleidete Oxforder Studenten, welche über das ergiebigste Wanderland Italiens im Eisenbahnzug dahinfuhren; das unvermeidliche alte Weib mit einer Henne; und der unvermeidliche glotzende junge Amerikaner. Eine Gesellschaft, wie Rom sie täglich zehnmal in seine Mauern aufnimmt und dabei Rom bleibt.

Mein Gefährte las eine betrampelte Nummer der Londoner *Times:* Realitätenmarkt, militärische Beförderungen und alles übrige. James Blair war mit seinen sechs Jahren klassischer Studien in Harvard nach Sizilien geschickt worden, als archäologischer Berater einer Filmgesellschaft, die vorgehabt hatte, die gesamte griechische Mythologie auf die Leinwand zu bringen. Die Gesellschaft war zugrunde gegangen und in alle Winde zerstoben, und Blair hatte sich sodann im ganzen Gebiet des Mittelmeers herumgetrieben, gelegentliche Anstellungen gefunden und dickleibige Merkbücher mit Beobachtungen und Theorien gefüllt. Sein Geist war randvoll von Spekulationen über die chemische Zusammensetzung der Farben Raffaels; über die Lichtverhältnisse, unter denen die Bildhauer der Antike ihre Werke sehen wissen wollten; über die Entstehungszeit der allerunzugänglichsten Mosaiken in Santa Maria Maggiore. Er gestattete mir, Aufzeichnungen über alle diese Theorien zu machen, ja, ich durfte sogar einige Diagramme in Tuschfarben kopieren. Für den Fall, daß er samt seinen Merkbüchern auf hoher See verschollen bliebe – einen nicht unwahrscheinlichen Fall, da er den Atlantik auf obskuren und geldsparenden Fahrzeugen zu überqueren pflegte, die, sogar wenn sie untergingen, in keiner Zeitung erwähnt wurden –, erwüchse mir die einigermaßen Verlegenheit bereitende Pflicht, dieses Material der Bibliothek von Harvard zum Geschenk zu machen, wo seine Unverständlichkeit ihm vielleicht einen unschätzbaren Wert verleihen würde.

Blair legte alsbald seine Zeitung beiseite und entschloß sich zu reden: »Du bist zwar nach Rom gekommen, um zu studieren, aber ehe du dich in die Alten vertiefst, sieh zu, ob du nicht einige interessante Moderne findest!«

»Bis jetzt gibt es noch kein Doktorat der römischen Moderne;

das wird erst unsere Nachwelt einführen. Was für Moderne meinst du übrigens?«

»Hast du jemals von der Cabala gehört?«

»Von welcher?«

»Einer Gruppe von Leuten, die in der Umgebung Roms leben.«

»Nein.«

»Sie sind sehr reich und haben ungeheuren Einfluß. Alle Welt hat Angst vor ihnen. Alle Welt hat sie im Verdacht, umstürzlerische Pläne auszuhecken.«

»Politische?«

»Nein . . . Manchmal.«

»Spitzen der Gesellschaft?«

»Ja, selbstverständlich. Aber sie sind auch mehr als das. Rasende intellektuelle Snobs, das sind sie. Madame Agaropoulos fürchtet sich nicht wenig vor ihnen. Sie sagt, daß sie von Zeit zu Zeit aus Tivoli herabkommen und mit allerlei Intrigen ein Gesetz im Senat durchdrücken oder eine Ernennung im Klerus bewirken oder irgendeine bedauernswerte Dame aus Rom vertreiben.«

»Tsch!«

»Einfach weil sie sich langweilen. Madame Agaropoulos behauptet, daß sie sich entsetzlich langweilen. Sie haben alles seit so langer Zeit besessen. Ihr Hauptmerkmal ist, daß sie alles hassen, was noch nicht lange besteht. Sie verbringen ihre Tage damit, neue Titel und neuen Reichtum und neue Ideen herabzusetzen. In vielen Dingen sind sie mittelalterlich; in ihrem Auftreten zum Beispiel, und in ihren Anschauungen. Ich stelle es mir ungefähr so vor: Du hast gewiß von Forschungsreisenden gehört, die in der Nähe Australiens Inseln entdeckten, wo Tiere und Pflanzen vor Jahrtausenden aufhörten, sich weiter zu entwickeln; wo sich mitten in einer Welt, die weiter fortgeschritten ist, eine Nische archaischer Zeit findet. Nun, mit der Cabala muß es sich irgendwie ähnlich verhalten. Da lebt also eine Gruppe von Leuten, die schlaflose Nächte wegen einer Menge Ideen verbringen, denen die Welt schon seit Jahrhunderten entwachsen ist:

das Recht einer Herzogin, vor einer andern eine Tür zu durchschreiten; die Wortfolge in einem Dogma der Kirche; das Gottesgnadentum der Könige, besonders der Bourbonen. Sie nehmen noch immer Dinge leidenschaftlich ernst, die wir andern als recht antiquarische Wissenschaft betrachten. Und was mehr ist, diese Leute, denen solche Ideen am Herzen liegen, sind nicht etwa Einsiedler und unbeachtete Sonderlinge, sondern Mitglieder eines so mächtigen und exklusiven Zirkels, daß ganz Rom mit angehaltenem Atem von ihnen als von der Cabala spricht. Laß dir sagen, sie gehn mit unglaublicher Spitzfindigkeit zu Werk und verfügen über unglaubliche Hilfsquellen an Vermögen und Ergebenheit. Ich zitiere bloß Madame Agaropoulos, die eine Art hysterischer Angst vor ihnen hat und sie für übernatürliche Wesen hält.«

»Aber sie muß doch einige von ihnen persönlich kennen?«

»Selbstverständlich; auch ich kenne einige.«

»Man fürchtet sich nicht vor Leuten, die man kennt. Wer gehört zu ihnen?«

»Ich werde dich morgen zu einer von ihnen, zu dieser Miss Grier, mitnehmen. Sie ist die Anführerin des ganzen internationalen Klüngels. Ich habe für sie ihre Bibliothek katalogisiert – oh, auf eine andre Weise hätte ich sie nie kennengelernt. Ich wohnte damals bei ihr im Palazzo Barberini und wurde mitunter von einem Hauch der Cabala gestreift. Außer ihr ist auch ein Kardinal dabei und die Prinzessin d'Espoli; sie ist verrückt. Und Frau Bernstein – aus der deutschen Bankiersfamilie. Jedes von ihnen besitzt irgendeine hervorragende Begabung, und alle zusammen stehn sie turmhoch über der nächst tiefern sozialen Schicht. Sie sind so fabelhafte Leute, daß sie sich einsam fühlen. Ich zitiere bloß. Sie sitzen abseits droben in Tivoli, und ein jedes bemüht sich, aus der Vortrefflichkeit der andern so viel Trost als möglich zu gewinnen.«

»Nennen sie selbst sich die Cabala? Sind sie organisiert?«

»So, wie ich es sehe, nicht. Wahrscheinlich ist es ihnen selbst nicht einmal aufgefallen, daß sie so etwas wie einen Zirkel bilden.

Ich sage dir ja, studiere du diese Leute! Spüre es aus, das ganze Geheimnis! Mir liegt so etwas nicht.«

In der darauffolgenden Pause wehten Bruchstücke von Gesprächen aus benachbarten Abteilen in unsern eben erst mit halbgöttlichen Persönlichkeiten beschäftigt gewesenen Geist. »Ich habe nicht den leisesten Wunsch zu streiten, Hilda«, murrte eine der Engländerinnen. »Du hast selbstverständlich alle Anordnungen für diese Reise getroffen, so gut du konntest. Ich behaupte bloß, daß dieses Stubenmädchen den Waschtisch nicht täglich gereinigt hat. Die Platte war immer voller Ringe.«

Und von einem der amerikanischen Italiener klang es herüber: »Ick ihm sagen, das nix sein von seine gottverdammte Sack. Trag deine gottverdammte Gesickt aus das Lokal! sagen ick. Er rennen, ick dir sagen; er rennen so schnell, du nix sehn kein Staub von ihm, so geronnen er.«

Der Jesuitenpater und seine Schüler hatten sich höflich für die Briefmarken zu interessieren begonnen, und der japanische Attaché murmelte: »Oh, ganz außerordentlich selten! Die Vier-Cents ist blaßlila, und wenn man sie gegen das Licht hält, zeigt sie ein Wasserzeichen, ein Seepferd. In der ganzen Welt gibt es nur sieben Stück, und drei von ihnen sind in der Sammlung des Barons Rothschild.«

Symphonisch betrachtet, vernahm man, daß kein Zucker darin war, daß sie Marietta an drei aufeinanderfolgenden Morgen gesagt hatte, sie solle Zucker hineintun oder Zucker mit hereinbringen, obwohl die Republik Guatemala sie sogleich eingezogen hatte, was nicht verhinderte, daß doch einige in die Hände von Sammlern gerieten und mehr Muskatmelonen, als man für möglich halten würde, alljährlich an der Ecke des Broadway und der 126. Straße verkauft wurden. Vielleicht geschah es aus Abscheu vor solch kleiner Münze, daß sich in mir der erste Impuls regte, jenen Olympiern nachzuspüren, die möglicherweise gelangweilt und auf Irrwegen waren, von denen aber jeder und jede zumindest »irgendeine hervorragende Begabung« besaß.

In solcher Gesellschaft also, und in der niederdrückenden Stim-

mung von ein Uhr nachts, kam ich zum erstenmal in Rom an, auf diesem Bahnhof, der häßlicher ist als die meisten, noch mehr behängt mit Plakaten von Heilwässern, und noch stärker nach Ammoniak riecht. Während der Reise hatte ich mir ausgemalt, was ich sogleich nach meiner Ankunft tun wollte: mich mit Kaffee und Wein vollfüllen und in der erhabenen Mitternacht die Via Cavour entlanglaufen. Unter der Andeutung der Morgendämmerung würde ich die Tribuna von Santa Maria Maggiore gewahren, über mir hockend wie die Arche auf dem Ararat, und den Geist Palestrinas in einer unsauberen Sutane aus einem Seitenpförtchen schlüpfen und zu einer fünfstimmigen Familie heimeilen sehen; ich würde weiterhasten, zur Plattform vor dem Lateran, wo Dante sich unter die Jubeljahrmenge mischt; würde mich über das Forum beugen und um den verschlossenen Palatin streichen; würde dem Fluß folgen bis zu dem Gasthof, wo Montaigne ob seines Leidens stöhnte; und würde in starres Staunen versinken vor des Papstes felsengleicher Wohnung, wo Roms größte Künstler arbeiteten, der eine, der niemals unglücklich war, und der andre, der niemals etwas andres war. Ich würde mich zurechtzufinden wissen, denn mein Geist wurde auf dem Plan der Stadt aufgebaut, der während der acht, in Schule und College verbrachten Jahre über meinem Schreibtisch hing, einer Stadt, nach der ich mich so sehr gesehnt hatte, daß mir schien, ich hätte im Grunde meines Herzens niemals ernsthaft geglaubt, sie je zu erblicken.

Als ich dann endlich ankam, lag der Bahnhof verlassen da; es gab keinen Kaffee, keinen Wein, keinen Mond, keine Geister; bloß eine Fahrt durch schattendunkle Straßen beim Klang plätschernder Brunnen und dem eigenartigen Echo travertinischen Pflasters.

Während der ersten Woche war Blair mir behilflich, eine Wohnung zu finden und einzurichten. Sie bestand aus fünf Zimmern in einem alten Palazzo jenseits des Flusses, einen Steinwurf weit von der Basilika Santa Maria in Trastevere. Die Räume waren

hoch und feucht und schlechtes achtzehntes Jahrhundert. Die Decke des Salons war bescheiden kassettiert, und in der Halle fanden sich Reste abbröckelnder Stuckarbeit mit Spuren von Bemalung in schwachem Blau, Rosa und Gold; jedes Fegen am Morgen entführte wieder ein Stückchen einer Engelslocke oder einer Ranke oder Girlande. In der Küche war ein Freskogemälde, Jakobs Kampf mit dem Engel darstellend, aber der Herd verdeckte es zum Teil. Wir brachten zwei Tage damit zu, Tische und Stühle auszusuchen, sie auf Karren zu verladen und persönlich in unsre schäbige Gasse zu geleiten; vor einem Dutzend Läden um lange Streifen graublauen Brokats zu feilschen, stets bedacht auf Abwechslung in Flecken, Zerschlissenheit und Falten; unter den vielen flotten Nachahmungen diejenigen Kandelaber auszuwählen, die am erfolgreichsten hohes Alter und reine Linienführung vortäuschten.

Ottima akquiriert zu haben, war ein Triumph Blairs. An der nächsten Straßenecke befand sich eine Trattoria, eine von Müßiggang und lässigem Geschwätz erfüllte Weinschenke, die von drei Schwestern geführt wurde. Blair studierte sie eine Zeitlang und schlug schließlich der dem reiferen Alter sich nähernden, intelligenten und humorvollen vor, sie solle zu mir ziehen und »für ein paar Wochen« meine Köchin sein. Italiener haben eine Abneigung gegen langfristige Vereinbarungen, und diese Klausel war es, wodurch Ottima sich gewinnen ließ. Wir machten uns erbötig, jeden beliebigen Mann, den sie empfehlen würde, als Hilfskraft für die grobe Arbeit aufzunehmen, aber mit verdüsterter Miene entgegnete sie, sie könne sehr gut auch die grobe Arbeit verrichten. Die Übersiedlung in meine Wohnung mußte sich als eine von der Vorsehung gesandte Lösung irgendeines Problems in ihrem Leben eingestellt haben, denn Ottima widmete sich mit einer wahren Leidenschaft ihrer Arbeit, meiner Bequemlichkeit und ihren Gefährten in der Küche, Kurt, dem Schäferhund, und Messalina, der Katze. Jedes drückte ein Auge zu über die Schwächen des andern, und so schufen wir ein Heim.

Am Tag nach unsrer Ankunft hatten wir dem neuesten Dik-

tator Roms unsre Aufwartung gemacht und uns einer fast knabenhaften alten Jungfer gegenüber befunden, an der einem die interessanten, leidenden Gesichtszüge, die unruhigen vogelartigen Bewegungen und die Zurschaustellung einer mit Gereiztheit abwechselnden Freundlichkeit auffielen. Es war fast sechs Uhr, als wir ihren Salon im Palazzo Barberini betraten und daselbst vier Damen und einen Herrn vorfanden, die ein wenig steif um einen Tisch saßen und sich in französischer Sprache unterhielten. Madame Agaropoulos stieß beim Anblick Blairs, des zerstreuten Gelehrten, dem sie so zugetan war, einen Freudenschrei aus; Miss Grier, die Hausfrau, echote ihn. Eine magere Mrs. Roy wartete, bis etwas über unsre verwandtschaftlichen Beziehungen in die Konversation eingestreut wurde, ehe sie sich ein entspanntes Lächeln gestattete. Der spanische Gesandte und seine Frau verwunderten sich, wie in aller Welt Amerika ohne ein System von Titeln auskomme, durch das man unfehlbar seinesgleichen zu erkennen vermöge, und die Marchesa erschauerte ein wenig, als wir zwei jungen Rothäute in den Salon eindrangen, und begann im Geist den fehlerhaften französischen Satz zu formen, mit dem sie sich alsbald zu verabschieden gedachte. Eine Weile flatterte die Unterhaltung unstet und abgerissen umher, mit einem Anflug der förmlichen Anmut jeder Konversation, die in einer Sprache geführt wird, welche die Muttersprache keines der Anwesenden ist.

Plötzlich wurde ich auf eine in dem Raum entstandene Spannung aufmerksam. Ich spürte die Ansätze zu einer Intrige, ohne daß ich ihre Ziele auch nur im entferntesten zu ahnen vermochte. Miss Grier tat, als plauderte sie leichthin, aber in Wirklichkeit war es ihr ganz ernst, und Mrs. Roy machte sich im Kopf Aufzeichnungen. Die Episode entwickelte sich zu einem typischen, wenn auch nicht sehr komplizierten Beispiel eines in der römischen Gesellschaft üblichen Kuhhandels mit seinen charakteristischen Verzweigungen in das kirchliche, politische und häusliche Leben. Im Licht viel später erhaltener Aufklärungen kann ich hier darlegen, welchen Dienst Mrs. Roy von Miss Grier erwiesen haben wollte, und was Miss Grier als Gegenleistung dafür verlangte.

Mrs. Roy hatte nahe beieinander stehende Augen und einen Mund, der soeben Chinin geschmeckt haben mußte; während sie sprach, rasselten ihre Ohrgehänge um die vorstehenden Schlüsselbeine. Sie war Katholikin und in ihrer politischen Betätigung eine Schwarze von schwärzester Färbung. Während ihres römischen Aufenthalts hatte sie sich damit befaßt, gewisse amerikanische Wohltätigkeitsunternehmen der Beachtung des Stellvertreters Gottes auf Erden näherzubringen. Verleumdung unterschob ihr für ihre guten Werke die verschiedensten Beweggründe, von denen der am wenigsten diffamierende die Hoffnung war, zu einer Gräfin des Kirchenstaats ernannt zu werden. Tatsächlich jedoch suchte Mrs. Roy mit solcher Aufdringlichkeit Audienzen im Vatikan, weil sie Seine Heiligkeit bestimmen wollte, ein Wunder zu wirken, nämlich, ihr die Trennung ihrer Ehe auf Grund des Paulinischen Privilegs zu gewähren. Die Erfüllung – und es fehlte nicht an Präzedenzfällen – hing von einer Reihe von Bedingungen ab. Ehe er einen solchen Schritt unternähme, müßte der Vatikan sehr sorgfältig feststellen, wie groß das Befremden in römisch-katholischen Kreisen wäre; von den Kardinälen in Amerika würde man einen vertraulichen Bericht über den Charakter der Matrone einfordern, und die Glaubenstreuen in Rom und Baltimore würden, ohne daß sie es merkten, ausgeholt werden. Hierauf würde man es angezeigt finden, das Maß von Hohn oder Beifall abzuschätzen, das der Schritt in protestantischen Kreisen auslösen könnte. Mrs. Roys Ruf war, wie es sich traf, über jeden Vorwurf erhaben und ihr Recht auf eine Ehetrennung unbestreitbar (ihr Gatte hatte in jeder Kategorie von Gründen Verstöße begangen; er war seiner Frau untreu gewesen; er hatte einer viel Höheren die Treue gebrochen; und er war ein *animae periculum* geworden, das heißt, er hatte versucht, seine Frau in einen lästerlichen Streit über die Verflüssigung des Blutes des hl. Januarius zu verwickeln). Dennoch war das protestantische Imprimatur nötig. Und wessen Meinung konnte in dieser Hinsicht wertvoller sein als die der sittenstrengen Führerin der amerikanischen Kolonie? Man würde also – und beide Frauen wuß-

ten das – durch Mittelsleute von ebensoviel Takt wie Gewicht an Miss Grier herantreten; und falls die Antwort vom Palazzo Barberini einen Ton der Ungewißheit enthielte, würde die wohlbekannte Entscheidung »Untunlich« gefällt und die Frage nie wieder aufgerollt werden.

Mrs. Roy, die so viel von Miss Grier zu erbitten hatte, wollte wissen, ob es irgendeinen Gegendienst gäbe, den sie ihr erweisen könnte.

Es gab einen.

Kein Werk der klassischen Kunstepochen darf Italien verlassen, ohne daß eine ungeheure Ausfuhrsteuer dafür entrichtet wird. Wie kam es dann, daß Mantegnas »Madonna mit dem hl. Georg und der hl. Helena« jemals in die Alumnenhalle des Vassar-College gelangte, ohne durch die Hände der Zollbehörde gegangen zu sein? Das Gemälde war zuletzt vor drei Jahren in der Sammlung der verarmten Principessa Gaeta gesehn worden; es wurde auch während der folgenden Jahre in den Listen des Ministers der Schönen Künste als Stück dieser Sammlung geführt, ungeachtet des Gerüchts, daß es den Museen von Brooklyn, Cleveland und Detroit angeboten worden sei. Es wechselte sechsmal den Besitzer, aber Händler, Kunstgelehrte und Galeriedirektoren waren so sehr von dem Problem in Anspruch genommen, ob der linke Fuß der hl. Helena (wie Vasari behauptet) von Bellini übermalt worden sei oder nicht, daß sie nie auf die Frage verfielen, ob das Bild an der Grenze registriert worden war. Zuletzt wurde es von einer verschrobenen alten Bostoner Witwe mit lavendelfarbener Perücke gekauft und von ihr, als sie im Sterben lag, zusammen mit drei zweifelhaften Botticelli, eben jenem College vermacht, zu dem sie für jede Beziehung schon durch ihre verbrecherische Rechtschreibung ausgeschlossen war, außer der einer Kuratorin.

Der Minister der Schönen Künste hatte soeben von der Schenkung erfahren und war in Verzweiflung. Wenn die Sache ruchbar würde, wäre es um seine Stellung und seinen Ruf geschehn. Alle seine gewaltige Arbeit für sein Land (*exempli gratia:* er

hatte sich zwanzig Jahre lang der Ausgrabung Herkulaneums widersetzt; er hatte die Fassaden von zwanzig prachtvollen Barockkirchen zerstört, in der Erwartung, ein Fenster aus dem dreizehnten Jahrhundert aufzudecken, usw.) würde ihm in den drohenden Stürmen der römischen Journalistik nichts nützen. Alle ihr Vaterland liebenden Italiener schmerzt es, sehn zu müssen, wie ihre Kunstschätze nach Amerika verschleppt werden; sie warten bloß auf einen Anlaß, einen Staatsbeamten in Stücke zu reißen und ihren verletzten Nationalstolz zu kühlen. Die amerikanische Botschaft wand sich bereits in Vermittlungskrämpfen. Man konnte vom Vassar-College nicht erwarten, daß es das Bild herausgeben oder den für geschmuggeltes Gut festgesetzten Strafzoll bezahlen werde. Morgen würden die römischen Leitartikel ein barbarisches Amerika schildern, das Italien seine ureigensten Kinder stehle, und Anspielungen auf Cato, Äneas, Michelangelo, Cavour und San Francesco würden nicht fehlen. Und dann ritte der Senatus Romanus auf jedem heikeln kleinen Staatsgeschäftchen herum, an dessen günstiger Erledigung Amerika gelegen wäre.

Miss Grier nun war ebenfalls eine Kuratorin des Vassar-College. Sie hatte einen schmeichelhaften Platz in dem langen Festzug, der sich im Juni zwischen den Sonnenuhren und instruktiven Sträuchern formiert. Sie war bereit, die Gefällsstrafe zu zahlen, aber nicht eher, als bis sie die Stadtväter beschwichtigt hätte. Dies ließe sich durch Bewirkung einer günstigen Abstimmung in dem Ausschuß erreichen, welche an ebendiesem Abend eine Sitzung abhalten sollte. Er bestand aus sieben Mitgliedern; über vier ihrer Stimmen verfügte Miss Grier bereits; die anderen waren Schwarze. Damit die Sache im Interesse der Principessa Gaeta fallengelassen würde, war Stimmeneinheit nötig.

Wenn Mrs. Roy sich sogleich zu ihrem Auto hinunterbegäbe, hätte sie noch Zeit, zur amerikanischen Akademie auf der Piazza di Spagna zu fahren und sich mit dem guten alten, allwissenden Pater O'Leary zu beraten. Wunderbar ist die Akustik der Kirche! Noch vor zehn Uhr desselben Abends würden die drei schwarzen

Stimmen, wie es sich gehörte, für eine Versöhnung abgegeben werden. Es war Miss Griers Aufgabe, dieses lange Exposé Mrs. Roy über den Teetisch hinweg zu vermitteln und dabei den unaussprechlichen Gegendienst anzudeuten, den sie ihr für eine Gefälligkeit zu leisten vermöchte. Die Aufgabe wurde dadurch noch verwickelter, daß weder Madame Agaropoulos noch die Gemahlin des Gesandten (Männer zählen nicht!) das geringste geheime Einverständnis argwöhnen durften. Glücklicherweise vermochte die Gemahlin des Gesandten rasch gesprochenes Französisch nicht zu verstehn, und Madame Agaropoulos konnte, da sie sentimental war, beständig durch schöngefärbte und in Rührung getunkte kleine Brocken von der Hauptsache abgelenkt werden.

Miss Grier spielte ihre unterschiedlichen Karten mit der Sparsamkeit und Genauigkeit einer fehlerlosen Technik aus. Sie besaß diese Fähigkeit, die ein ganz eigenartiger Teil der echten, den großen Monarchen innewohnenden Herrschergabe ist und sich besonders bei Elisabeth von England und Friedrich dem Großen zeigte, nämlich die Kunst, Drohungen genau auf denjenigen Grad abzustimmen, der anreizt, ohne aufzureizen. Mrs. Roy verstand sogleich, was von ihr erwartet wurde. Sie hatte nun schon seit Jahren Ausschußwahlen gemacht und versauerte päpstliche Kämmerer und klerikal gesinnte Italiener beschwichtigt; mit Beziehungen und Einfluß Handel zu treiben, war ihr tägliches Brot. Überdies vermag Freude äußerst fördernd auf die Auffassungsgabe zu wirken, und sie fühlte, daß die Trennung ihrer Ehe nunmehr sehr nahegerückt war. Hastig erhob sie sich.

»Wollen Sie mich entschuldigen, wenn ich schon gehe?« murmelte sie. »Ich versprach Julia Howard, sie von den Rosalis abzuholen, und ich muß vorher noch etwas auf der Piazza di Spagna besorgen.«

Sie nickte uns zu und enteilte. Welches Gefühl ist es, das solch nüchternen Füßen Flügel leiht und Überschwang solch saftlosem Temperament? Ein Jahr darauf heiratete sie einen jungen französischen Segelsportler, halb so alt wie sie selbst; sie ließ sich

in Florenz nieder und schenkte einem Sohn das Leben. Die Schwarzen redeten, wenn sie in deren Salons erschien, nicht mehr von Abstimmungen. Das Vassar-College blieb im Besitz des Gemäldes und bewahrt in seinem Archiv einen Brief des italienischen Außenministers, der sich wie eine Schenkungsurkunde liest. Die Wirkung eines Kunstwerks auf zufällig Vorübergehende ist zu subtil für eine genaue Abschätzung, aber bei genügender Glaubensstärke kann man überzeugt sein, daß die Hunderte von jungen Mädchen, die täglich an dem Mantegna vorbeigehn, aus ihm Antriebe gewinnen, die sie zu edleren Gattinnen und Müttern machen. Das zumindest ist, was das Ministerium in jenem Brief dem College versprach.

Als die andern gegangen waren, schnitt Miss Grier ein Gesicht hinter ihnen drein, dämpfte die Beleuchtung und bat uns, ihr von New York zu erzählen. Sie schien Vergnügen an solch exotischer Gesellschaft wie die unsre zu finden, aber ihre Gedanken wanderten, bis sie, plötzlich aufspringend, die Falten ihres Kleids zurechtstrich und uns auftrug, schnell nach Hause zu gehn, uns umzukleiden und um acht Uhr zum Dinner wiederzukommen. Wir waren überrascht, aber der Situation gewachsen, und eilten in den Regen hinaus.

Sogleich bestürmte ich Blair um weitere Einzelheiten über Miss Grier. Er wußte nur wenige; das Porträt ihres Geistes und sogar ihrer Gesichtszüge ist in dem folgenden Bericht über ihre Abstammung enthalten, den ich für mich entwarf, indem ich zwischen den Zeilen einer Familienchronik der Griers las und die eingefügten Photographien studierte, einer Chronik, die einer ihrer Vettern zweiten Grades für eine Erkenntlichkeit geschrieben hatte.

Es scheint, daß ihr Urgroßvater, ein recht kränklicher Mensch, im Jahre 1800 nach New York gegangen war. Er bezog ein altes Haus in der ländlichen Umgebung und gedachte seine Tage wie ein Einsiedler mit dem Studium der prophetischen Teile der Bibel und mit der Förderung der Vermehrung vierer Schweine auszufüllen, die er in einem Korb übers große Wasser mitgebracht

hatte. Als sich jedoch sein Gesundheitszustand gleichzeitig mit seinen Vermögensverhältnissen merklich besserte, sah er sich bald mit der Erbin von Dawes Corners, einer Miss Agatha Frehestocken, verheiratet. Zehn Jahre später vereinigte der Tod ihrer Eltern zwei Farmen von beträchtlichem Ausmaß. Die Kinder aus dieser Ehe, Benjamin und Anne, wurden mit so viel Unterricht aufgezogen, als ihnen an verregneten Nachmittagen je nach Laune ihres Vaters zuteil wurde. Der Großvater unsrer Miss Grier, ein verschlagener, zielbewußter Bauernbengel, verschwand für einige Jahre in einem Wirbel obskurer Betätigung in der Stadt und wurde nacheinander Schankbursch, Zeitungskuli und Geschäftsführer eines Restaurants. Zu guter Letzt besuchte er seine Eltern und zwang sie einzuwilligen, daß er ihren Grundbesitz als Sicherstellung für den Ankauf von Eisenbahnaktien benütze. Es gibt ein Bild von ihm aus jener Zeit: die Daguerreotypie des holländischen Jokels mit der vorstehenden Unterlippe und den grinsenden, streitlustigen Augen ist in jeder Geschichte der großen amerikanischen Vermögen wiedergegeben. Wahrscheinlich wurde die edle Kunst, seine Eltern mit der Reitpeitsche zu behandeln, an jenem Sonntagabend in Dawes Corners wiederbelebt, denn Anne gibt zu verstehn, daß ihr befohlen wurde, ihr Strickzeug in die Futterkammer zu nehmen und dort auf den Säcken zu sitzen, bis man sie rufen werde. Der alte Vater schleuderte seinem Sohn gute und ausgiebige Flüche aus den Verwünschungspsalmen an den Kopf und hatte seine sonderbare Rache: der Wurm religiöser Selbstbetrachtung wurde in Benjamins Seele erweckt und eine Neigung zu Kränklichkeit in seinem Leib. Erfolg im Leben war das Ergebnis; er wurde ungefähr gleichzeitig Kirchenrat und Millionär; bald leitete er fünf Eisenbahngesellschaften von einem Rollstuhl aus. Seine Eltern starben in einem Palais des Washington Square, unversöhnlich bis ans Ende.

· Benjamin heiratete die Tochter eines anderen Magnaten, ein Mädchen, das sich, in einem andern Zeitalter und in einem andern Glauben aufgewachsen, gewiß in ein Kloster zurückgezogen

und der Dürre ihres geistigen und seelischen Wesens durch eine beständige Flut unerklärlicher Tränen Linderung geschaffen hätte. Sie brachte ein kränkliches Kind in die Welt braunen Sandsteins, einen Sohn, in dem der während so vieler Generationen von Griers und Hallets erstickte Schönheitsdrang eine armselige Blüte trieb, eine Leidenschaft für die Opern Rossinis und für alles, was er für italienisch zu halten liebte: grellbunte Rosenkränze und die Kostüme der Bauern von Capri und die Malweise Domenichinos. Er heiratete eine entschlossene, scharf rechnende Frau, die älter als er war und sich ihn mit Überlegung in der Sakristei der Presbyterianerkirche zum Gemahl erkoren hatte. Sie waren unglaublich reich: sie besaßen die Art von Reichtum, welche sich im Dunkeln vermehrt und ungehegt in einem Jahr verdoppelt. Durch die Verbindung mit dieser entschlossenen Grace Benham wurde ein letzter Sproß der Grier-Dynastie möglich – unsre Miss Grier. Den zwei Dutzend Gouvernanten, die schluchzend einander auf den Fersen folgten, erschien sie als ein Ungeheuer an Hinterlist und Bösartigkeit. Sie wurde ohne Rast von New York nach Baden-Baden, von Vevey nach Rom und wieder zurück geschleppt, und sie wuchs heran, ohne daß sich bei ihr eine Anhänglichkeit an irgendeinen Ort oder Menschen ausbildete. Ihre Eltern starben, als sie vierundzwanzig war, und endlich bewirkte die bloße Einsamkeit, was Ermahnungen nicht vermocht hatten: ihr Wesen wurde weicher bei den jämmerlichen Versuchen, Leute an sich zu ziehn, damit sie mit ihr sprächen, mit ihr lebten, ihr irgendwie die begüterte Leere ihrer Tage ausfüllen hälfen.

Solch ein Bericht über ihre Abstammung hätte sie, wäre er ihr zu Gesicht gekommen, weder interessiert noch verlegen gemacht. Ihr Gemüt war dem heißen Atem einer großen Reizbarkeit ausgesetzt; sie lebte dafür, die Narren und Einfältigen ihres gesellschaftlichen Kreises lächerlich zu machen und zu ärgern. In diese Reizbarkeit flossen alle Triebe und Hemmungen ihrer Vorfahren zusammen: ihres Urgroßvaters Trübsinn, ihres Großvaters Peitsche und seine Angst vor dem Feld der Gebeine, ihrer

Großmutter rotgeweinte Augen und ihres Vaters unterdrückte Liebesflammen für die Normas und Semiramiden der Musikakademie. Dazu erfüllten sie die von ihrem Großvater ererbten männlichen Fähigkeiten mit ewiger Ruhelosigkeit, Fähigkeiten eines Geschäftsmagnaten, die bei ihrem Geschlecht und ihrer Stellung ein Ventil nur in einer Leidenschaft dafür finden konnten, Frauen erzittern zu machen, und in einer Manie, sich in die Angelegenheiten andrer Leute einzumengen. Bei alledem war sie eine Frau von Verstand und Willensstärke; sie herrschte mit herbem Genuß über ihre verschrobene und aufrührerische Gemeinde, und bei ihrem Tod widerhallten die römischen Salons von einem seltsam wilden Gemurmel gedämpfter Freude.

Ihr Porträt wäre nicht vollständig, erwähnte man nicht ihrer wunderlichsten Eigenheit, die teils auf die schlaflosen Nächte lebenslanger Kränklichkeit, teils auf die ihr im Kindesalter von Gouvernanten eingeflößte Furcht vor Gespenstern zurückzuführen ist. Sie vermochte nicht eher einzuschlafen, als bis der Morgen dämmerte. Sie fürchtete sich vor dem Alleinsein; gegen ein Uhr nachts konnte man gewahren, wie sie ihre letzten Gäste beschwor, ein wenig länger zu bleiben. *C'est l'heure du champagne*, sagte sie dann etwa, während sie ihnen diese unzeitgemäße Lockung anbieten ließ. Waren die Gäste endlich doch weggegangen, widmete sie den Rest der Nacht der Musik, denn gleich den deutschen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts hielt sie sich eine eigene Truppe Musikanten.

Diese weltlichen Vigilien waren nicht wahllos und sentimental musikalisch; sie waren vielmehr in höchstem Grad eklektisch. Sie ließ sich in einer einzigen Nacht etwa alle Sonaten Skriabins vorspielen oder sämtliche Märsche Medtners; in einer Nacht beide Bände des Wohltemperierten Klaviers; alle Orgelfugen Händels; sechs Beethovensche Trios. Allmählich entfernte sie sich ganz von leicht zu würdigender Musik und pflegte bloß schwierige und vergeistigte. Sie wandte sich solcher Musik zu, die von historischem Interesse war, und grub die vergessenen Nebenbuhler Bachs aus und die Opern Grétrys. Sie besoldete eine Gruppe des

Lateranischen Chors, um sich von ihr endlos Palestrina vorsingen zu lassen. Sie erwarb eine ans Wunderbare grenzende Gelehrsamkeit. Harold Bauer lauschte bescheiden ihren Anweisungen zur Phrasierung Bachs – er beteuerte, sie besitze das einzige wahrhaft kontrapunktische Gehör des Jahrhunderts –, und das Flonzaley-Quartett gab ihrem Wunsch nach und nahm gewisse Stellen Loefflers ein wenig schneller.

Im Lauf der Zeit lernte ich eine Anzahl von Menschen kennen, die aus dem einen oder andern Grund unfähig waren, zwischen Mitternacht und Morgen zu schlafen, und wenn ich selbst mich schlaflos im Bett umherwarf oder spät durch die verödeten Straßen in meine Wohnung zurückkehrte – zur Stunde, wo der Meuchelmörder eine Katze schnurrend um seine Beine streichen fühlt –, stellte ich mir den alten Baldassare, im Borgo, vor, frühern Bischof von Schantung und apostolischen Visitator im Fernen Osten, wie er um zwei Uhr nachts aufstand, um mit tränenden Augen die Kirchenväter und Konzile zu studieren, und dabei, so sagte er, ob des unaufhörlichen Blühens des Rosenstrauchs der Lehre staunte; oder Stasia, eine russische Refugiée, die sich das Schlafen nach Einbruch der Dunkelheit infolge ihrer Lebensweise als Pflegerin im Krieg abgewöhnt hatte, Stasia, wie sie die Nacht hindurch Solitaire spielte und über die schmerzhaften Folterungen nachsann, denen ihre Familie von den Soldaten Taganrogs unterworfen worden war; oder Elizabeth Grier, wie sie in dem fernen Winkel ihres langen, dämmerigen Musiksaals einem neuen Werk lauschte, das Vincent d'Indy ihr gesandt hatte, oder sich über die Partitur neigte, während ihr kleines Orchester die Ouvertüre zu *Les Indes Galantes* wiedererstehn ließ.

Als wir eine Stunde später abermals die Treppe hinaufstiegen, fanden wir die Gäste bereits versammelt und in Erwartung der Hausfrau. Unter andern Privilegien hatte sich Miss Grier seit langem ein Vorrecht des Königtums beigelegt, nämlich, als Gastgeber der letzte Ankömmling zu sein. In der Halle überreichte mir der Butler ein Billett: *Bitte, führen Sie Mlle. de Morfontaine*

zu Tisch, eine hochgeborene merowingische Maid, die Sie wahrscheinlich in ihre Villa nach Tivoli einladen wird. Einige Augenblicke später war Miss Grier hereingeschlüpft und begrüßte ihre Gäste in einem eiligen Zickzack durch den Salon. Sie war nach einem Modebild von Fortuny in Salamanderrot und Schwarz gekleidet. An ihrem Hals hing eine seltene Renaissancemedaille, viel größer, als irgendeine andre Frau sie zu tragen gewagt hätte.

Da Miss Grier jedes Wort zu hören wünschte, das an ihrer Tafel gesprochen wurde, hatte Rom seit langem guten Grund, über die gedrängte Sitzordnung bei ihren Diners zu klagen; wir waren zusammengepfercht wie die gehetzten Speisenden in einem Bahnhofsrestaurant. Aber dies war nicht die einzige gesellschaftliche Konvention, der sie ins Gesicht schlug: sie besprach das Essen; sie wechselte die Richtung des Gesprächs von der Rechten zur Linken im ungeeignetsten Augenblick; sie redete geschwätzig mit den Bedienten; sie ging mitten in der Unterhaltung launenhaft vom Französischen zum Englischen oder Italienischen über; sie sprach über Gäste, die eingeladen worden, aber am Erscheinen verhindert waren. Man gewahrte plötzlich, daß sie nicht dieselben Gerichte aß, die uns vorgesetzt wurden. Sie begann mit einem Schüsselchen Brotkrumen und Walnüsse; auf dieses folgten – während wir einen *faisan Souvaroff aux truffes et foie gras* und begnadet mit dieser dunkeln, äußersten Wohlgeschmack anzeigenden Bräune, deren Verleihung an Wildpret das Vorrecht von altem Madeira ist, in Angriff nahmen – amerikanische Getreideflocken, in heißem Wasser erweicht und mit einer Spur Butter versetzt. Auch konnte sie sich nicht enthalten, ihre Gäste auf eine gefährliche Art und mit beinahe hellseherischer Treffsicherheit zu necken: einen politisch tätigen Herzog mit seinen langweiligen Reden; Mrs. Osborne Cady mit ihrer Laufbahn als Konzertpianistin, die sie einem mehr als gewöhnlich enttäuschenden Familienleben geopfert hatte. Zu Beginn der Mahlzeit hatten Miss Griers elektrische Augen eine Sekunde lang auf meinem Platz verweilt, und sie hatte begonnen, unheilverkündend zu murmeln, sich aber dann eines Bessern besonnen und dem Diener befohlen,

mir nochmals von den *œufs cardinal* anzubieten, wobei sie mit einer Art von Anmaßung hinzufügte, es seien die einzigen genießbaren *œufs cardinal* in Europa, und Mémé (die ältere Prinzessin Galitzin) sei eine kleine Närrin, mit ihrem Küchenchef zu prahlen, der seine Ausbildung in Bahnhofswirtschaften genossen habe, usf.

Die hochgeborene merowingische Maid zu meiner Rechten war Mademoiselle Marie Astrée-Luce de Morfontaine, Tochter Claude Elzéars de Morfontaine und Christines Mézières-Bergh; ihr Großvater, Graf Louis Mézières-Bergh, hatte Rachel Krantz geheiratet, die Tochter des großen Finanzmanns Maxi Krantz, und war 1870 französischer Gesandter am Vatikan gewesen. Astrée-Luce war daher unmäßig reich, denn sie besaß, wie man sagte, mehr Aktien des Suezkanals als die Rothschild. Hochgewachsen, grobgliedrig und knochig, ohne jedoch zu mager zu sein, gemahnte sie mit ihrem langen, blassen, von Ohrgehängen aus Karneol eingerahmten Gesicht an eine symbolische Gestalt in einem Wandgemälde Giottos, arg verzeichnet, aber hagere, übersinnliche Leidenschaften ausstrahlend. Sie hatte eine heisere Stimme und eine verzückte Art und sagte während der ersten zehn Minuten eine Menge närrischer Dinge, weil ihr Geist weit weg war; man hatte jedoch das unbestimmte Gefühl, daß er zu seiner Zeit schon wieder zurückkehren werde. Das tat er denn auch alsbald, und mit beträchtlicher Vehemenz. Sie umriß mir die ganze royalistische Bewegung Frankreichs. Sie glaubte ebenso leidenschaftlich an deren Ziel, wie sie ihre Betätigungsweise verachtete. »Es kann in Frankreich keinen König geben«, rief sie aus, »ehe der Katholizismus dort nicht eine starke Neubelebung erfahren hat. Frankreich kann nur durch Rom groß sein. Wir sind Lateiner, keine Goten! Man zwingt uns fremde Systeme auf. Aber zuletzt werden wir uns selbst wiederfinden, unsre Könige, unsern Glauben, unser lateinisches Herz. Noch bevor ich sterbe, werde ich Frankreich zu Rom zurückkehren sehn«, fügte sie hinzu und verschränkte die Finger unter dem Kinn. Ich wußte bloß die schwächliche Erwiderung, daß mir sowohl das französische als auch das italienische Tem-

perament ausnehmend unrepublikanisch erscheine, worauf sie mir ihre schmale, blasse Hand auf den Arm legte und mich über das nächste Wochenende in ihre Villa einlud.

»Sie werden dort den ganzen Fall erörtert hören. Und der Kardinal wird auch dort sein.«

Ich fragte, welcher Kardinal. Ihre schmerzliche Miene zeigte mir, daß es, zum wenigsten für den Kreis, in welchem sie verkehrte, nicht siebzig Kardinäle gab, sondern nur einen einzigen.

»Kardinal Vaini natürlich! Das Kollegium hat gegenwärtig ungewöhnlich wenige uninteressante Kleriker aufzuweisen, aber sicherlich ist der einzige Kardinal von Gelehrsamkeit, von Distinktion, von Charme, der Kardinal Vaini.«

Ich war so oft Gelehrsamkeit, Distinktion und Charme (um von Frömmigkeit nicht zu reden) in den niedern Rängen des Klerus begegnet, daß ich ganz bestürzt war, zu erfahren, diese Eigenschaften seien höher oben so rar.

»Und überdies«, fuhr sie fort, »wer sonst im Kollegium ist Frankreich, der abtrünnigen Tochter, freundlich gesinnt? Sie kennen ihn noch nicht? Welch ein Wissen! Und zu denken, daß er nichts schreiben will! Wenn ich ohne Mißachtung so sagen darf, ist Seine Eminenz von einer Art Trägheit heimgesucht. Die ganze Welt wartet auf eine Aufhellung gewisser Widersprüche in den Kirchenvätern, und er ist der einzige, der sie zu geben vermöchte; aber er schweigt beharrlich. Wir alle beten darum, daß er unsern Wunsch erfülle. Es liegt in seiner Macht, den Wiedereintritt der Kirche in die Literatur zu vollziehn. Vielleicht würde er ganz allein vollbringen, was uns allen so sehr am Herzen liegt.«

Ich fragte schüchtern, was das sei.

Sie wandte sich mir mit einiger Überraschung zu. »Was? Die Verkündung des göttlichen Rechts der Könige als Dogma der Kirche natürlich! Wir hoffen, während der nächsten fünfundzwanzig Jahre die Einberufung eines ökumenischen Konzils zu diesem Zweck zu erleben. Ich dachte, Sie wüßten das; ich nahm tatsächlich an, daß Sie einer von denen seien, die für unsre Sache arbeiten.«

Ich erwiderte, daß ich sowohl Amerikaner als auch Protestant sei, eine Antwort, die mich, wie ich fühlte, der Bürde enthob, katholischer Royalist zu sein.

»Oh«, sagte sie, »wir haben viele Anhänger, von denen man auf den ersten Blick meinen würde, sie könnten kein Interesse für unsre Sache hegen; in unsrer Bewegung haben wir Juden und Agnostiker, Künstler und sogar Anarchisten.«

Nun war ich ganz überzeugt, neben einer Geistesgestörten zu sitzen. Man sperrt Leute nicht ins Irrenhaus, wenn sie Millionäre sind, sagte ich mir. Der Gedanke, ein Konzil einzuberufen – im zwanzigsten Jahrhundert! – um Herrscherkronen eine übernatürliche Sanktion zu verleihn, und diese Sanktion unter die obligatorischen Glaubenssätze der Kirche einzureihn, war nicht bloß fromme Träumerei – er war Wahnsinn. Wir fanden an diesem Abend keine Gelegenheit mehr, auf den Gegenstand zurückzukommen, aber zu wiederholten Malen fühlte ich ihren großäugigen, halb verrückten Blick mit mehr Andeutung von Vertrautheit auf mir ruhn, als anzuerkennen ich so ganz bereit war.

»Mein Wagen wird Sie um elf Uhr abholen«, flüsterte sie mir zu, als sie und die andern Damen die Tafel verließen. »Sie müssen kommen. Ich werde Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten haben.«

Bei der Rückkehr der Herren in den Salon kam ich neben Ada Benoni zu sitzen, die Tochter eines populären Senators. Obgleich sie beinahe zu jung schien, um Abendgesellschaften zu besuchen, besaß sie bereits die sanfte, vorsichtige Weltklugheit wohlerzogener italienischer Mädchen. Ich fragte sie fast sogleich, ob sie mir etwas über die Cabala sagen wolle.

»Oh, die Cabala, das ist bloß ein Scherz, den ein paar Leute aufgebracht haben«, antwortete sie. »In Wirklichkeit gibt es sie gar nicht. Aber ich weiß, was Sie meinen.« Und die Augen des jungen Mädchens schätzten vorsichtig den Abstand zwischen uns und der Gesellschaft ringsumher ab. »Unter der Cabala versteht man eine Gruppe von Leuten, die immer beisammenstecken und sehr viel gemein haben.«

»Sind sie alle reich?« fragte ich.

»Nein . . .« entgegnete sie nachdenklich. »Wir dürfen nicht so laut sprechen! Kardinal Vaini kann nicht reich sein, und die Herzogin d'Aquilanera auch nicht.«

»Aber es sind lauter Intellektuelle?«

»Die Prinzessin d'Espoli ist keine Intellektuelle.«

»Was haben sie also gemein?«

»Oh, sie haben nichts gemein, außer . . . außer, daß sie die meisten Leute verachten – Sie und mich und meinen Vater und so weiter. Jedes von ihnen besitzt irgend etwas Besonderes, irgendeine große Begabung, und das bindet sie aneinander.«

»Glauben Sie, daß sie gemeinsam arbeiten und dann und wann Unheil planen?«

Das Mädchen zog die Stirn in Falten und errötete ein wenig. »Nein, ich glaube nicht, daß sie so etwas beabsichtigen«, sagte sie leise.

»Aber sie *tun* es?« beharrte ich.

»Nun ja, sie sitzen drüben in Tivoli und reden über uns, und irgendwie, ohne daß sie es wissen, tun sie dann wirklich etwas.«

»Wieviele von ihnen kennen Sie?«

»Oh, ich kenne alle ein wenig«, erwiderte sie schnell. »Jedermann kennt sie alle. Ausgenommen, selbstverständlich, den Kardinal. Ich habe sie auch alle gern. Sie sind nur dann arg, wenn sie beisammen sind«, erklärte sie.

»Mlle. de Morfontaine hat mich aufgefordert, das Wochenende in ihrer Villa in Tivoli zu verbringen. Werde ich sie dort alle zu Gesicht bekommen?«

»O ja. Wir nennen es die Brutstätte.«

»Ist es dort geheuer? Wissen Sie mir vielleicht einen Rat zu geben, ehe ich hingehe?«

»Nein.«

»O doch, Sie wissen einen.«

»Nun«, gab sie zu und zog die Brauen zusammen, »ich rate Ihnen, seien Sie . . . seien Sie blöde. Es ist schwer. Sie müssen darauf gefaßt sein, daß sie im Anfang äußerst herzlich sind. Sie

haben so eine Art, über Leute in große Begeisterung zu geraten und dann ihrer müde zu werden und sie fallen zu lassen. Nur selten einmal finden sie jemanden, den sie mögen, und adoptieren ihn oder sie endgültig, und dann hat die Cabala ein neues Mitglied. Rom ist voll von Leuten, die durch den Wirbel trieben und nicht hängengeblieben sind. Besonders Miss Grier ist so. Sie hat sie erst vor kurzem kennengelernt, nicht wahr?«

»Warum? Ja, erst heute nachmittag.«

»Eine Zeitlang wird sie Sie den ganzen Tag um sich haben wollen. In einer Minute wird sie herkommen und Sie auffordern, zum Mitternachtssouper zu bleiben. Ihre Mitternachtssoupers sind berühmt.«

»Aber das kann ich doch nicht! Ich kam zum Tee und bin sogleich zum Abendessen gebeten worden. Es wäre doch lächerlich, auch zum Mitternacht –«

»In Rom ist das nicht lächerlich. Sie treiben erst in den Wirbel hinein, das ist alles. Jedermann kultiviert hier seine Freundschaften mit überstürzter Hast. Es ist sehr aufregend. Versuchen Sie nicht, sich dagegen zu wehren. Sonst werden Sie um das Beste von allem kommen. Wollen Sie wissen, woher ich weiß, daß Sie in den Wirbel geraten sind? Ich will es Ihnen sagen. Mein Bräutigam hätte heute abend zum Abendessen herkommen sollen, und eine Stunde vorher wurde bei ihm ein Brief abgegeben, worin er gebeten wurde, statt dessen nächsten Freitag zu kommen und auch in die Oper mitzugehn. Das tut Miss Grier oft, und es bedeutet bloß, daß sie eine neue Bekanntschaft gemacht hat und darauf besteht, sie diesen Abend hierzubehalten. Natürlich ist die zweite Einladung, die Trosteinladung, stets ausgiebiger und auffälliger als die erste, aber es ärgert uns.«

»Das glaube ich gern. Es tut mir wirklich leid, daß ich derjenige war, der . . .«

»Oh, das macht gar nichts«, antwortete sie schnell. »Vittorio wartet jetzt unten mit dem Wagen auf mich.«

Und so geschah es, daß Miss Grier, als Blair und ich vor sie hintraten, um uns zu verabschieden, uns mit unwiderstehlicher

Heftigkeit beiseitezog und nah meinem Ohr sagte: »Sie müssen heute nacht noch einmal herkommen. Es werden einige Leute zu einem späten Souper hier sein, und ich will, daß Sie sie kennenlernen. Sie können doch kommen, nicht wahr?«

Ich versuchte abzulehnen, und die Wirkung war erschreckend. »Aber mein lieber junger Mann«, rief sie, »ich muß Sie bitten, mir Vertrauen zu schenken. Es handelt sich um eine Sache von größter Wichtigkeit, die ich Ihnen vorlegen will. Tatsache ist, daß ich bereits einer sehr lieben Freundin telephoniert habe . . . Also, bitte, als eine besondere Gefälligkeit für mich, schieben Sie auf, was Sie vorhatten! Es handelt sich um einen sehr großen Dienst, den wir von Ihnen erbitten wollen.«

Auf das hin knickte ich förmlich zusammen, ebensosehr aus Überraschung wie aus Willfährigkeit. Offenbar wollte die ganze Cabala Gefälligkeiten von mir.

»Danke sehr, danke Ihnen vielmals. Also gegen zwölf.«

Es war erst zehn Uhr. Zwei Stunden totzuschlagen. Wir machten uns soeben auf den Weg nach dem Zirkus, als Blair ausrief:

»Sag mal, hast du was dagegen, daß ich für einen Augenblick zu einem Freund hinaufspringe? Wenn ich Dienstag abreise, sollte ich ihm doch Lebewohl sagen und sehn, wie's ihm geht. Sind dir Kranke zuwider?«

»Nein.«

»Er ist ein netter Junge, aber er hat nicht mehr lange zu leben. Er hat in England einen Gedichtband veröffentlicht; einen von den tausend, weißt du. Er wurde schrecklich verrissen. Mag sein, daß er ein wirklicher Dichter ist, aber er kann nicht von seiner gewissen Diktion loskommen. Er ist entsetzlich adjektivisch.«

Wir stiegen die Spanische Treppe hinab und bogen links ein. Im Stiegenhaus blieb Blair stehn und flüsterte: »Ich vergaß, dir zu sagen, daß er von einem Freund betreut wird, einem Aquarellisten. Sie sind beide arm wie die Kirchenmäuse und können kaum den Arzt bezahlen. Ich wollte ihnen noch ein wenig Geld leihen – wieviel hast du bei dir?«

Zusammen brachten wir hundert Lire auf und klopften an die Tür. Als wir keine Antwort erhielten, öffneten wir sie. Eine Lampe brannte in dem entfernteren zweier schäbiger Zimmer. Sie stand neben einem Bett und warf ihr Licht auf die unbarmherzigen Einzelheiten einer während der letzten Stadien der Schwindsucht gegen einen leichtfüßigen Sprung ins Jenseits erbauten Barrikade: Schalen und Fläschchen und befleckte Tücher. Der schlafende Kranke saß hochgestützt im Bett, den Kopf von uns abgewandt.

»Der Maler muß einen Augenblick weggegangen sein, um Geld aufzutreiben«, sagte Blair. »Warten wir ein wenig!«

Wir gingen ins andre Zimmer, saßen im Dunkeln und blickten ins Mondlicht, das die Fontana della Nave füllte. Auf dem Pincio war ein Feuerwerk zum Gedächtnis irgendeiner Schlacht an der Piave, und der zartgrüne Horizont schien hinter den in die Nacht aufschießenden bunten Blumengarben zu beben. Ein freundlicher Trambahnwagen kam von Zeit zu Zeit auf den Platz herein, hielt fragend inne und eilte geschäftig hinaus. Ich versuchte mich zu erinnern, ob Virgil in Rom gestorben war . . . nein, begraben in der Nähe von Neapel. Tasso? Ein paar bittersüße Seiten Goethes, das besondere Bravourstück Moissis, der für sie seine weit aufgerissenen Augen und seine elegische Stimme mitbringt, kamen mir ins Gedächtnis.

Auf einmal hörten wir im Nebenzimmer rufen: »Francis! Francis!«

Blair ging hinein: »Ich vermute, er ist bloß für eine Minute weg. Kann ich etwas für Sie tun? Ich reise in ein paar Tagen ab und wollte bloß sehn, um wieviel besser es Ihnen geht. Würde es Sie müde machen, wenn wir ein wenig bei Ihnen sitzenblieben? . . . Komm nur herein!«

Blair hatte im Augenblick des Dichters Namen vergessen, und die Vorstellung endete in undeutlichem Gemurmel. Der Kranke sah aus, als liege er in den letzten Zügen, aber das Fieber gab seinen Augen einen Ausdruck von Erregung und Eifer; er schien willens, stundenlang zuzuhören oder zu reden. Mein Blick fiel

auf ein hastig mit Bleistift beschriebenes Blatt, das außer Reichweite des Kranken auf dem Tisch lag: *Lieber Dr. Clarke, er hustete ungefähr zwei Schalen Blut um 2 Uhr nachm. Er klagte so sehr über Hunger, daß ich ihm mehr geben mußte, als Sie erlaubten. Komme sogleich zurück. F. S.*

»Haben Sie in letzter Zeit etwas schreiben können?« begann Blair.

»Nein.«

»Lesen Sie viel?«

»Francis liest mir vor.« Er wies auf einen Jeremy Taylor auf dem Fußende des Betts. »Ihr seid Amerikaner, nicht wahr? Ich habe einen Bruder in Amerika. In New Jersey. Ich wäre fast auch hinüber.«

Das Gespräch stockte, aber er sah uns mit seinen lächelnden, glänzenden Augen an, als wäre es ganz besonders anregend und lebhaft.

»Nebenbei, können wir Ihnen irgendwelche Bücher leihen?«

»Ja, danke. Das wäre schön.«

»Was, zum Beispiel?«

»Irgend etwas.«

»Gibt's ein Buch, das Sie besonders gern hätten?«

»Oh, irgendeins. Ich bin nicht wählerisch. Irgendwelche Übersetzungen aus dem Griechischen aufzutreiben, wird wohl schwer sein?«

Hier machte ich mich erbötig, einen Homer im Original mitzubringen und eine improvisierte Übersetzung hervorzustammeln.

»Oh, das wäre mir das liebste«, rief er. »Chapmans Übersetzung kenne ich gut.«

Ich erwiderte unbedacht, daß Chapmans Übersetzung kaum etwas von Homer enthalte, und gewahrte plötzlich einen schmerzlichen Ausdruck, wie von einer tödlichen Wunde, auf seinem Gesicht. Um sich zu beherrschen, biß er sich auf den Finger und versuchte zu lächeln. Ich beeilte mich hinzuzufügen, sie sei in ihrer Art sehr schön, aber ich konnte meine Grausamkeit nicht

rückgängig machen; sein Herz hatte gleichsam nach innen zu bluten begonnen.

Blair fragte ihn, ob er bald wieder genug Gedichte für einen neuen Band haben werde.

»Ich denke nicht mehr an Bücher«, sagte er. »Ich schreibe bloß zu meinem Vergnügen.«

Aber die Herabsetzung Chapmans hatte in ihm weitergewirkt; nun wandte er das Gesicht weg, und große Tränen fielen auf seine Hände. »Entschuldigt, entschuldigt, bitte«, stammelte er. »Ich bin nicht gesund, und mir scheint, ich ... ich tue das ganz grundlos.«

Er suchte nach einem Taschentuch, aber als sich keins fand, ließ er sich bewegen, meins zu benützen.

»Ich möchte nicht abreisen, ohne Francis zu sehn«, sagte Blair. »Wissen Sie, wo ich ihn finden könnte?«

»Ja, ja. Er ist um die Ecke, im Café Greco. Ich bat ihn, auszugehn und sich einen Kaffee zu kaufen; er hat den ganzen Tag hier oben gesessen.«

Also ließ Blair mich allein mit dem Dichter, der mir verziehn zu haben und für die Fährnisse neuer Gespräche gerüstet zu sein schien. In dem Gefühl, daß es besser wäre, wenn ich das Sprechen besorgte, begann ich über alles mögliche zu reden: über das Feuerwerk, über die Blumen am Albanersee, über Pizzettis Sonate, über einen Diebstahl in der Vatikanischen Bibliothek. Sein Gesicht zeigte deutlich, welches Thema ihm gefiel; ich experimentierte und entdeckte, daß er danach lechzte, Dinge gepriesen zu hören. Er entrüstete sich längst nicht mehr über Schmähungen, er war über Humor, über Gefühl hinaus und über alles Interesse für archäologische Merkwürdigkeiten. Offenbar hatte Francis in der kläglichen Atmosphäre des Krankenzimmers es seit Wochen unterlassen, rühmend von irgend etwas zu sprechen, und den Dichter verlangte es, bevor er diese seltsame Welt verließ, irgendein Teil von ihr gepriesen zu hören. Oh, ich trug dick auf! Seine Augen glühten, seine Hände bebten. Am meisten verlangte ihn nach Lob der Dichtkunst. Ich stürzte mich in einen Diskurs über

die Geschichte der Poesie, nannte die Dichter mit Namen, brachte sie durcheinander, schrieb sie den falschen Zeitaltern und Sprachen zu, schilderte sie mit den abgebrauchten Beiwörtern eines Konversationslexikons und flocht so viele Anekdoten ein, als mir erinnerlich waren – lauter schlechte, aber irgendwie kam ich doch mit der glorreichen Schar zurecht. Ich sprach von Sappho und davon, wie ein einziger Vers des Euripides die Bürger von Abdera verrückt machte; von Terenz, der seine Zuhörer anflehte, lieber zu ihm ins Theater zu kommen als zu den Seiltänzern zu gehn; von Villon, wie er das Gebet seiner Mutter vor dem großen Bilderbuch einer Kathedralenfront schrieb; von Milton, wie er in hohem Alter ein paar Oliven in die Hand nahm, um sich seines goldenen Jahrs in Italien zu erinnern.

Ganz plötzlich, mitten in meiner Aufzählung, brach er heftig los: »Auch ich war dazu bestimmt, unter diesen Namen zu sein, auch ich!«

Die Prahlerei mußte mich ein wenig entrüstet und meine Miene dies verraten haben, denn er rief abermals: »Ja, auch ich, auch ich! Aber nun ist es zu spät. Ich will, daß jedes Exemplar meiner Bücher vernichtet werde. Alle meine Worte sollen sterben, sterben! Wenn ich tot bin, soll sich keine Seele mehr meiner erinnern!«

Ich murmelte etwas von Wiedergesundwerden.

»Davon weiß ich mehr als der Arzt«, murmelte er und starrte mich mit finsterer Wut an. »Ich habe früher Medizin studiert. Und ich sah meine Mutter und meinen Bruder sterben, genau so, wie ich jetzt sterbe.«

Darauf gab es keine Antwort. Schweigend saßen wir da. Dann sagte er mit ruhiger Stimme:

»Wollen Sie mir etwas versprechen? Meine Sachen waren nicht gut genug; sie fingen eben erst an, besser zu werden. Ich will, daß Sie sich, wenn ich tot bin, überzeugen, ob Francis tut, was er mir versprochen hat. Mein Grabstein darf keinen Namen tragen. Es soll bloß darauf stehn: ›Hier liegt einer, dessen Name aufs Wasser geschrieben war‹.«

Ein Geräusch im Nebenzimmer. Blair war mit dem Aquarellmaler zurückgekommen. Wir verabschiedeten uns. Der Dichter war zu krank, um uns noch ein zweites Mal zu empfangen, und als ich vom Land zurückkehrte, war er gestorben, und sein Name hatte begonnen, sich über die ganze Welt zu verbreiten.

Zweites Buch

MARCANTONIO

La Duchessa d'Aquilanera war eine Colonna und entstammte dem konservativen Flügel einer Familie, die ihre kardinalen, royalen und papalen Traditionen nicht vergessen kann. Ihr Gemahl war der Sproß eines toskanischen Geschlechts gewesen, das schon vor dem dreizehnten Jahrhundert den Adel erhielt, im Dante verwünscht und im Geschichtswerk des Machiavell gepriesen wird. Keine der beiden Familien zählte in zweiundzwanzig Generationen eine Mesalliance, noch hatte sie sich in der dreiundzwanzigsten ein ärgeres Stigma zugezogen, als es der Heirat mit einem illegitimen Medici oder der »Nichte« eines Papstes anhaftet. Die Herzogin konnte – unter tausend ähnlichen Ehren – nie vergessen, daß ihres Großvaters Großvater, Timoleo Nerone Colonna, Fürst von Velletri, den Vorfahren des gegenwärtigen Königs von Italien, dem alten, aber schwachmütigen Hause Savoyen, mehr als eine beleidigende Botschaft überbrachte; daß ihr Vater eine Grandenwürde am spanischen Hof ausschlug, weil sie seinem Vater vorenthalten worden war; und daß durch sie ihrem Sohn die Titel eines Kämmerers am Hof von Neapel zukamen (wenn es wieder einen gäbe), eines Fürsten des Heiligen Römischen Reichs (wenn diese herrliche Institution sich bloß erhalten hätte) und eines Herzogs von Brabant – ein Titel, der unseligerweise auch unter den Ansprüchen der königlichen Häuser von Spanien, Belgien und Frankreich auftaucht. Sie besaß ein gutes Recht darauf, mit »Hoheit« oder sogar »Königliche Hoheit«

angesprochen zu werden, oder zumindest mit »Serenissima«, denn ihre Mutter war das letzte Glied der regierenden Familie derer von Craburg-Hottenlingen gewesen. Abgesehn von der Vetternschaft der buddhistischen Priester war die ihre die weitestverzweigte der Welt. Die Herolde der europäischen Höfe verneigten sich vor ihr mit besonders auszeichnendem Respekt, denn sie wußten, daß durch mancherlei Zufälle die verschiedensten erlauchten Linien in ihrer wunderlichen Person zusammenliefen.

Sie war fünfzig, als ich sie kennenlernte, eine kleine, rundliche Frau von dunkler Gesichtsfarbe, mit zwei aristokratischen Warzen auf dem linken Nasenflügel und gelblichen, unsaubern Händen, bedeckt von unechten Smaragden (eine Anspielung auf ihre portugiesischen Ansprüche; sie war Erzherzogin von Brasilien, wenn dieses Land bloß portugiesisch geblieben wäre); sie hinkte infolge der Lahmheit, von welcher die Della Quercia verfolgt werden, genau wie ihre Tante infolge der Epilepsie der echten Vani Epileptikerin war. Sie wohnten im Palazzo Aquilanera auf der Piazza Aracoeli in einem winzigen Appartement, von dessen Fenstern sie den verschwenderisch prächtigen Hochzeiten ihrer Rivalinnen zusah, Zeremonien, zu denen sie wohl eingeladen wurde, denen sie aber nicht beizuwohnen wagte, weil sie voraussah, daß ihr ein Platz angewiesen würde, der hinter ihren Prätentionen zurückbliebe, und einen bescheideneren Sitz anzunehmen, ein Eingeständnis gewesen wäre, daß man das ganze Bündel weitgehender historischer Ansprüche fallengelassen habe. Von so mancher großen Festlichkeit war sie unvermittelt heimgeeilt, sobald sie entdeckte, daß ihr Sitz sich hinter dem eines dieser Colonna-Vettern befand, die sich aller Rechte aristokratischer Distinktion durch Heiraten mit Frauenzimmern vom Theater oder mit Amerikanerinnen begeben hatten. Sie lehnte es ab, zwischen zweifelhaften neapolitanischen Titeln hinter einem Kirchenpfeiler zu sitzen – und das im Schatten der Grabmäler ihrer eigenen Familie; bei einem Privatkonzert unter den Lakaien an der Tür stehn gelassen zu werden; eine Einladung in elfter Stunde zu erhalten; und in Vorsälen zu warten. So verließ

sie fast nie ihre häßliche, dumpfige Wohnung, brütete da über der mißachteten Glorie ihrer Linie und beneidete den Glanz ihrer reichen Verwandten. Tatsächlich war sie nach den Anschauungen des italienischen Mittelstands nicht wirklich arm; wohl aber war sie nicht vermögend genug, sich eine Limousine und livrierte Dienerschaft zu halten und große Empfänge zu geben; sich das alles versagen zu müssen und dabei von Prätentionen wie den ihren erfüllt zu sein, bedeutete eine schlimmere Armut als die des letzten namenlosen Leichnams, den man aus dem Tiber fischt.

In jüngster Zeit jedoch hatte sie unerwartete und beseligende Anerkennungen zu finden begonnen. So wenig sie auch ausging, wirkten, wenn sie sich einmal in der Öffentlichkeit zeigte, ihre strengen Züge, ihr majestätisches Hinken und ihr seltsamer Schmuck dennoch überzeugend. Die Leute fürchteten sie. Die römischen Arbitres für Rang und Vorrecht wagten es endlich, den Odescalchi, den Colonna und Sermoneta zu bedeuten, daß diese beinahe schäbige kleine Frau, die von ihnen wie irgendeine närrische arme Verwandte brüskiert und umhergestoßen wurde, alles Recht besaß, bei einem offiziellen Anlaß den Vortritt vor ihnen zu haben. Französische Kreise, soweit ihre seigneurale Deferenz unter dem Schwamm des Republikanertums noch nicht ganz verblaßt war, anerkannten die ultramontanen Verschwägerungen der Herzogin. Sie war die erste, die Besserung in der Art, wie man sie empfing, zu bemerken, und ungeachtet einiger Verblüffung brauchte sie nicht lange, ihre Segel nach der unerwarteten Brise zu setzen. Sie hatte einem Sohn und einer Tochter vorwärtszuhelfen, und ihren Kindern zuliebe beschloß sie nun, ihren Stolz zum Opfer zu bringen. Schon bei den ersten Anzeichen ihrer Rehabilitierung zwang sie sich, in die Welt vorzustoßen, und da sie fand, daß ihre Ware bei der internationalen Kolonie höher im Wert stand, ließ sie sich widerwillig herab, bei den Frauen amerikanischer Pairs und südamerikanischer Gesandter Besuch zu machen. Zuletzt erschien sie bei Miss Griers Mitternachtssoupers. Der Abglanz der Beachtung, die sie solcher Orten fand, erreichte

endlich ihre eignen Kreise, und allmählich blieben ihr augenfälligere Demütigungen erspart.

Nunmehr ergab sich für sie die Notwendigkeit, ihre früheren Freundinnen fallenzulassen, diese langweiligen, versauerten alten Weiber, die noch mehr, aber mit weniger Grund, zu klagen liebten, als sie selbst, und in deren Gesellschaft sie die langen Nachmittage und Abende hinter den geschlossenen Fensterläden der Piazza Aracoeli hinzubringen pflegte. Ebenso war sie gezwungen, eine sordide Gewohnheit aufzugeben, die sie nicht weniger fest mit frühern Jahrhunderten verknüpfte, nämlich, sich in Prozesse zu stürzen. Der dieser Frau angeborene Geschäftssinn, der, seit sie in Vergessenheit lebte, in ihr überquoll, hatte solch ungewöhnliches Ventil gefunden. Sie ging umher und spürte alte Forderungen und Urkunden auf, Fehler in Rechnungen von Lieferanten und schlaue Lücken in Schriftsätzen von Juristen. Sie schützte ihre schüchternen Freundinnen vor Ausbeutung und Übervorteilung, und stets hatte sie dabei Erfolg und gewann ein hübsches Stück Geld für sich selbst. Sie bediente sich junger Winkeladvokaten und benützte, wenn sie als Zeugin vorgeladen war, im Vertrauen darauf, daß Rang und Titel sie vor dem Unterbrochenwerden bewahren würden, die Gelegenheit, den ganzen Fall zu resümieren. Der Mittelstand, der aus den Morgenblättern ersah, daß S. A. Leda Matilda Colonna, Duchessa d'Aquilanera, wegen der Schätzung eines in einer Bahntrasse gelegenen Grundstücks einen Prozeß gegen die Stadt Rom anstrengte oder die Rechnung eines bekannten Papierwarenladens oder Obsthändlers auf dem Corso anfocht, ertrug bereitwillig die Unbequemlichkeit, stundenlang einen Platz im Gerichtssaal besetzt zu halten, um das boshafte, ränkevolle Frauenzimmer zu sehn und ihren ätzenden Sarkasmen und unwiderstehlichen Anhäufungen von Beweisen zu lauschen. Ihre Verwandten aber hatten für diese Leidenschaft immer nur ein höhnisches Lächeln gehabt, ohne zu gewahren, daß die alte Dame deutlicher als sie selbst eben die Eigenschaften verkörperte, welche stets zu den Merkmalen der Aristokratie gehörten.

Dies also war die Frau, der wir uns gegenüber fanden, als wir um Mitternacht zum drittenmal als Gäste den alten Palazzo betraten. Das Souper wurde in einem noch größern und hellern Saal eingenommen, als ich bisher gesehn hatte. Beim Eintritt durch die riesigen Flügeltüren fiel mein Blick auf eine wunderliche Gestalt, und ich wußte sogleich, daß sie ein Mitglied der Cabala sein mußte. Eine untersetzte, häßliche Frau, die einen Stock zwischen den Knien hielt, starrte mich aus prachtvoll wilden Augen an. Zugleich mit der geschnürten Taille und dem Adlerkopf wurde ich ihres Schmucks gewahr, sieben riesiger, klumpenförmiger Amethyste, die an einer goldenen Schnur um ihren Hals geschlungen waren. Ich wurde dieser Hexe vorgestellt, die einen sogleich, und zwar durch die schwärzeste Kunst, Zuneigung einflößte. Als sie vernahm, daß Blair binnen kurzem Rom verlassen werde, konzentrierte sie ihre Aufmerksamkeit auf mich.

Einen Augenblick lang saß sie still vor mir, ließ das Ende ihres Stocks nervös über den Boden gleiten, zog die Oberlippe ein und starrte mir forschend in die Augen. Sie fragte mich nach meinem Alter. Ich war fünfundzwanzig.

»Ich bin die Herzogin d'Aquilanera«, begann sie endlich. »In welche Sprache wir wollen reden? Glaube ich, wir sollen sprechen englisch. Ich es sprechen nicht gut, aber wir müssen sein klar. Muß sein so, daß Sie verstehn mich ganz genau. Ich bin große Freundin von Miss Grier. Ich oft habe gesprochen mit ihr von ein große Problem – ein Schmerz, mein junge Freund, in meine Familie. Plötzlich, heute abend um sieben Uhr, sie telephoniert und sagt, sie hat gefunden jemand, der kann helfen mir: sie meinen Sie. Also hören Sie! Ich habe ein Sohn von sechzehn Jahre. Er ist wichtig, denn er ist jemand, wie sagen Sie? . . . ja, eine Persönlichkeit. Wir sein aus eine sehr alte Haus. Unsere Familie ist gewesen immer ganz vorne in Italien, wenn es hat gehabt seine große und kleine Tage. Sie nicht haben Sympathie mit diese Sorte von Größe, nicht? Aber Sie haben gelesen unsere Geschichte? Altertum und Mitteltum und so weiter, nicht wahr? Sie

doch müssen wissen, wie wichtig sein die alte Familien . . . und immer gewesen sein . . . für . . . für unsere Land.«

Hier wurde sie unruhig, kleine Bläschen erschienen auf ihren Lippen, und sie erging sich in diesen prachtvollen italienischen Gesten, die Schwierigkeiten, vielleicht Vergeblichkeiten und Resignation angesichts des Unmöglichen ausdrücken sollen. Ich beeilte mich, ihr zu beteuern, ich hätte die größte Achtung für das aristokratische Prinzip.

»Vielleicht Sie haben und vielleicht Sie haben nicht«, sagte sie schließlich. »Auf jeden Fall denken Sie sich mein Sohn wie ein Prinz, der in der Blut hat alle mögliche Könige und hochgeborene Leute. Ja, und jetzt ich muß Ihnen sagen, daß er ist auf schlechte Weg. Er ist gefallen in die Hände von ein paar Weiber, und ich ihn erkennen gar nicht. Alle die unsere junge Männer in Italien gehen diese Weg, wenn sie sein sechzehn, aber Marcantonio, mein Gott! Ich nicht weiß, was ist mit ihm, und ich noch komme verrückt. Aber Sie in Amerika, Sie sein alle abgestammt von Ihre Puritani, nicht wahr, und Ihre Ansichten sein ganz verschieden. Da ist nur eine Sache zu tun: Sie müssen retten ihn! Sie müssen reden mit ihm. Sie müssen spielen Tennis mit ihm. Ich habe gesprochen zu ihm, der Priester hat gesprochen zu ihm, und einer von meine Freunde, ein Kardinal, auch hat gesprochen zu ihm, und immer noch er nichts tut und geht zu der schreckliche Ort. Elizabeth Grier, sie sagt, in Amerika die meiste junge Männer sein unschuldig, einfach . . . aus Natur. Ihr sein alle *vieilles filles;* ihr sein so mäßig wie ich weiß nicht was. Das ist sehr merkwürdig, wenn ist wahr, und ich nicht kann es glauben; auf jeder Fall nicht ist klug. Aber auf jeder Fall Sie müssen sprechen mit Marcantonio und ihn machen wegbleiben von dieser gräßliche Ort, oder wir kommen alle verrückt. Hören Sie mein Plan! Nächster Mittwoch wir gehn alle für eine Woche nach unsere sehr schöne Villa in die Land. Ist diese die schönste Villa in Italien. Sie müssen kommen mit uns. Marcantonio wird anfangen zu bewundern Sie. Sie können spielen Tennis und schießen und schwimmen, und dann Sie können haben lange Konversationen

mit ihm, und Sie können retten ihn. Jetzt sagen Sie mir, wollen Sie tun das für mich? Denn noch nie ist gekommen jemand zu Sie mit solche Schmerz, wie ich zu Sie heute.«

Hierauf begann sie in plötzlicher Angst, daß alle ihre Bemühungen vergeblich gewesen seien, ihren Stock zu schwenken, um Miss Griers Aufmerksamkeit zu erregen.

Diese Dame hatte uns aus dem Augenwinkel beobachtet und kam nun herbeigeeilt.

Die Herzogin brach in eine Flut von Tränen aus und schluchzte in ihr Taschentuch: »Elizabeth, sprich du zu ihm! O mein Gott! Ich habe nichts erreichen können. Er mag uns nicht, und jetzt ist alles verloren.«

Ich schwankte zwischen Ärger und Belustigung und flüsterte Miss Grier ins Ohr: »Ich würde mich freuen, ihn kennenzulernen, Miss Grier, aber ich kann dem Burschen doch keine Moralpauken halten. Ich käme mir wie ein Narr vor. Und überdies, was sollte ich eine ganze Woche lang dort anfangen?«

»Sie hat Ihnen das falsch dargestellt«, sagte Miss Grier. »Wir wollen heute abend nicht weiter davon sprechen.«

Die Königin der Nacht begann sich in ihrem Sessel hin und her zu wälzen; es waren die vorbereitenden Bewegungen für das Aufstehn. Sie stemmte ihren Stock als Hebel auf dem glatten Parkett gegen meinen Schuh und erhob sich. »Wir müssen zu Gott beten um einen anderen Weg. Ich bin eine Närrin. Ich darf den jungen Mann nicht tadeln. Er kann sich die Bedeutung unserer Familie nicht vorstellen.«

»Unsinn, Leda!« sagte Miss Grier mit Entschiedenheit auf Italienisch. »Sei einen Augenblick still!«

Sie wandte sich zu mir.

»Nun, hätten Sie Lust, ein Wochenende in der Villa Colonna-Stiavelli zu verbringen oder nicht. Es ist keine Bedingung daran geknüpft, dem Prinzen zu predigen. Wenn er Ihnen gefällt, werden Sie sich ohnedies gern mit ihm unterhalten, und wenn er Ihnen unsympathisch ist, können Sie ihn ruhig sich selbst überlassen.«

Zwei Cabalisten baten mich, mir die berühmteste aller Renaissancevillen anzusehn, eine Villa überdies, die dem Publikum hartnäckig verschlossen blieb und nach der man bloß von der Straße, aus einer halben Meile Entfernung, spähen durfte. Ich wandte mich der Herzogin zu und nahm mit einer tiefen Verbeugung die Einladung an. Worauf sie die Schulter meines Rocks küßte, mit einem wundervollen Lächeln »*Christiano! Christiano!*« murmelte, uns gute Nacht wünschte und mit einem Kopfneigen den Salon verließ.

»Ich sehe Sie also Sonntag in Tivoli«, sagte Miss Grier, »und werde Ihnen dort alles erzählen.«

Während der nächsten Tage wurde mein Gemüt von der Scheu vor den zwei Verabredungen bedrückt, die meiner harrten: dem Wochenende in der Villa Horaz und dem Missionsunternehmen in der Villa Colonna.

Ich blieb niedergeschlagen in meiner Wohnung und las ein wenig oder unternahm lange Spaziergänge durch die trasteverische Unterwelt und dachte an Connecticut.

Das Auto, das mich Samstag vormittag abholte, beherbergte bereits einen Insassen. Er stellte sich als Monsieur Léry Bogard vor und fügte hinzu, Mlle. de Morfontaine habe sich erbötig gemacht, jeden von uns einzeln abholen zu lassen, aber er habe sich die Freiheit genommen, darum zu bitten, wir möchten zusammen abgeholt werden, nicht nur weil auf einer Fahrt durch die Campagna jede Gesellschaft besser als gar keine sei, sondern weil er schon viel über mich gehört habe, was ihn glauben lasse, wir würden einander nicht unkongenial sein. Ich erwiderte in der Sprache, in welcher jede Höflichkeit aufrichtig klingt, die Möglichkeit, einem so eminenten Mitglied der französischen Akademie und profunden Gelehrten nicht unkongenial zu sein, sei eine größere Ehre, als ich erwarten dürfe. Diese Ouvertüren waren nicht danach angetan, die Begegnung abzukühlen. M. Bogard war ein gebrechlicher, tadellos gekleideter ältlicher Herr. Sein Gesicht war durch erlesene Lektüre und kostspieliges Essen zart getönt,

rostbraun und violett um die Augen, die Wangen ein blasses Pflaumenblau, aus dem das Elfenbeinweiß der Nase und des Kinns hervorstach. Sein Wesen hatte etwas Sanftes und Konziliantes und drückte sich größtenteils im Spiel der Augenlider und Hände aus, die im Gleichtakt flatterten wie Blütenblätter, ehe sie vom Wind entführt werden.

Ich sprach stockend von dem Vergnügen, das seine Werke mir bereitet hätten, besonders diese ganz leicht mit Gift getränkten Seiten über Kirchengeschichte. Da aber rief er sogleich aus: »Erwähnen Sie ihrer nicht! Meine frühen Unbedachtsamkeiten! Schrecklich! Was würde ich darum geben, wenn ich sie ungeschehen machen könnte! Vermochte dieser Unsinn wirklich bis nach Amerika zu dringen? Sie müssen Ihre Freunde wissen lassen, junger Mann, daß diese frühen Schriften nicht mehr meinen heutigen Standpunkt darstellen. Seither bin ich ein gehorsamer Sohn der Kirche geworden, und nichts wäre mir eine größere Beruhigung, als zu hören, man habe sie verbrannt.«

»Welche Schriften darf ich meinen Freunden als diejenigen nennen, die nunmehr Ihre wirklichen Ansichten darstellen?« fragte ich.

»Warum mich überhaupt lesen?« rief er in gespieltem Gram. »Es gibt schon zu viele Bücher auf der Welt. Wir wollen keine mehr lesen, mein Sohn. Wir wollen uns einige gleichgestimmte Freunde suchen und mit ihnen um einen Tisch sitzen (einen wohlgedeckten, *pardi!*) und von unsrer Kirche und von unserm König reden und vielleicht von Virgil.«

Mein Gesicht muß eine Spur der Dämpfung verraten haben, die ich beim Anhören dieses Lebensplans erlitt, denn M. Bogard wurde sogleich unpersönlicher. »Die Gegend, die wir nun durchfahren«, sagte er, »hat bewegte Zeitläufte gekannt . . .«, und er begann eine lehrreiche Reiseschilderung, als wäre ich irgendeine stupide Bekanntschaft, seiner Wirtin Sohn etwa, und als wäre er nicht der hervorragende Gelehrte und wäre es nie gewesen.

Als wir in der Villa eintrafen, wurden wir vom Haushof-

meister empfangen und in unsre Zimmer geleitet. Die Villa war viele Jahre ein Kloster gewesen, und Mlle. de Morfontaine hatte zugleich mit ihr auch die anstoßende Kirche erworben, die den Bauern der Umgebung noch immer als Gotteshaus diente. Sie behauptete, es sei dieselbe Villa, die Mäcenas dem Horaz schenkte; lokale Überlieferung bestätigte das; die Grundmauern seien bestes *opus reticulatum;* und die Lage entspreche den recht unbestimmten klassischen Anspielungen; sogar ein onomatopoetisches Zeugnis gebe es dafür, erklärte sie und beteuerte, man könne von ihrem Fenster den Wasserfall wortwörtlich lispeln hören:

> *. . . domus Albuniae resonantis*
> *Et praeceps Anio ac Tiburni locus et uda*
> *Mobilibus pomaria rivis.*

Beim Einrichten ihres Klosters hatte unsre Hausfrau, so gut sie konnte, ein Wohlgefallen an ästhetischer Wirkung mit einem Verlangen nach strenger Einfachheit vereint. Ein weitläufiger, niederer weißgetünchter Bau ohne Anmut der Linienführung, das war die Villa Horaz. Verwilderte Rosengärten mit absichtlich vernachlässigten Kieswegen und abgesplitterten Marmorbänken umgaben sie. Man betrat zunächst eine lange Halle, an deren Ende mehrere Stufen zu einem Bibliothekzimmer hinabführten. Beiderseits der Halle waren in gleichen Abständen Türen, die in Räume gingen, welche einst Zellen gewesen und nun zu Empfangszimmern vereinigt waren. Viele dieser Türen standen tagsüber offen, und Streifen von Sonnenlicht fielen über den langen, mit rötlichen Fliesen belegten Flur. Die Decke war kassettiert und wie die Türen in Dunkelgrün und Gold bemalt und in einem einst satten, nun aber verblaßten Rot, der Farbe neapolitanischer Dachziegel. Die Wände waren gelblichweiß, der rauhe Bewurf bröckelte stellenweise ab, und die Schönheit des Bildes mit seiner Vortäuschung von Weite und mit der Tiefe und Helle der Bibliothek am andern Ende, die wie ein grüngoldener Brunnen wirkte, sprach den Gleichgewichtssinn und das Raumgefühl so an wie

die Durchblicke auf den Bildern Raffaels, deren Zauber angeblich in diesem Geheimnis ruht. Zur Linken lagen die Empfangsräume, alle mit der gleichen Bodenbespannung, die Wände behängt mit Tabernakeln und italienischen Primitiven, während riesige Stehlampen, Blumenvasen und Tische, bedeckt mit Brokaten, Kristallen und ungeschliffenen Steinen, die Strenge der niemals frisch getünchten Wände milderten. Nahe dem Ende der Halle stieg man zur Rechten ein paar Stufen in das Refektorium hinauf, den kahlsten Raum des Hauses. Bei Tag glich er einem bedeutungslosen, gleichgültigen Klubsaal. Das Mittagessen war eine unwichtige Angelegenheit in der Villa Horaz; man mußte sich seine Gespräche für die Abendmahlzeit aufsparen; beim Mittagessen blickte man einander kaum an, sprach über den letzten Regen oder die nächste Dürre oder sonst einen Gegenstand, der auch nicht die leiseste Anspielung auf die verzehrenden Leidenschaften des Hauses bot: Religion und Aristokratie und Literatur. Die Schönheit des Refektoriums war lediglich eine Sache der Beleuchtung, und um acht Uhr lag die Weite des Raums in weingelbes Licht getaucht, das auf dem roten Tischtuch spielte, auf den dunkelgrünen, wappengeschmückten Tellern, den goldenen und silbernen Tafelgeräten, den Weingläsern, den Abendkleidern und dem Schmuck der Gäste, auf Botschafterschärpen und Ordensbändern und pontifikalem Violett und der kleinen Armee in Seide gekleideter Bedienter, die plötzlich von nirgendsher erschienen . . .

Am Abend meiner Ankunft war der Kardinal der letzte Gast, der zum Diner eintraf, und er betrat sogleich das Refektorium, wo wir, ihn erwartend, umherstanden. Seine Miene war wohlwollend, ja beinahe strahlend. Während er die Mahlzeit segnete, kniete Mlle. de Morfontaine auf ihrem bewundernswerten gelben Abendkleid, und M. Bogard ließ sich auf ein Knie nieder und deckte die Augen mit der Hand. Das Tischgebet wurde auf Englisch gesagt, ein seltsamer Spruch, den unser gelehrter Gast im literarischen Nachlaß irgendeines vom Leben enttäuschten Cambridger Geistlichen entdeckt hatte:

O Pelikan der Ewigkeit,
Der Du die Brust Dir durchbohrst, um uns zu speisen,
Die Deine Nestlinge sind, Dein Weh nicht ermessend,
Segne dies schattenhaft visionäre Mahl von Stoff,
Dessen letzter Esser ein Wurm sein wird,
Und nähre uns lieber mit der lebensspendenden Speise
Des Traums und der Gnade.

Dem Kardinal sah man, obgleich er ungeschwächt an Körper und Geist war, seine achtzig Jahre wohl an. Der Ausdruck trokkener Heiterkeit, der niemals sein gelbliches Gesicht mit dem herabhängenden Schnurrbart und dem kleinen Spitzbärtchen verließ, gab ihm das Aussehn eines chinesischen Weisen, der ein Jahrhundert gelebt hat. Er stammte von Bauern der Ebene zwischen Mailand und Como und hatte den ersten Unterricht von den Priestern des Ortes empfangen, die alsbald ein wahres Genie für Latinität in ihm entdeckten. Er stieg von Schule zu Schule auf und gewann alle Preise, die die Jesuiten an ihre Schüler zu vergeben haben. Allmählich zog er die Aufmerksamkeit einer großen Zahl einflußreicher kirchlicher Würdenträger auf sich, und zur Zeit, als er seine Studien in dem großen Seminar auf der Piazza Sante Maria Sopra Minerva mit einer Dissertation von ungewöhnlicher Scharfsinnigkeit und Zwecklosigkeit abschloß (einer Abhandlung über die zweiundvierzig Fälle, in denen Selbstmord statthaft ist, und die zwölf Gelegenheiten, bei denen ein Priester zu den Waffen greifen darf, ohne Gefahr, die Sünde des Mordes zu begehn), stand ihm die Wahl zwischen drei großen Karrieren offen. Die Einzelheiten einer jeden waren unter höchster Patronanz vorbereitet worden: er mochte ein fashionabler Prediger werden oder einer der Schreiber-Höflinge am Vatikan oder ein gelehrter Professor und Disputant. Aber zum Erstaunen und zum Kummer seiner Lehrer bekundete er plötzlich die Absicht, eine Laufbahn einzuschlagen, die in ihren Augen den Ruin bedeutete: er wollte Missionar werden. Seine Ziehväter tobten und klagten und riefen den Himmel zum Zeugen solcher

Undankbarkeit an; der junge Mann aber wollte sich mit nichts anderm zufrieden geben als mit der Kirche allergefährlichstem Posten im westlichen China. Dorthin reiste er, als es an der Zeit war, begleitet von kaum einem einzigen Segenswunsch seiner Lehrer, die ihre Aufmerksamkeit bereits lenksameren, wenn auch weniger glänzenden Schülern zugewendet hatten. Unbeirrt von Feuersbrünsten, Hungersnot, Aufruhr und sogar Folterungen, mühte sich der junge Priester fünfundzwanzig Jahre in der Provinz Se-Tschuan. Dieser Missionseifer entsprang jedoch nicht ausschließlich seiner Frömmigkeit. Der junge Mann war im Bewußtsein der in ihm tobenden gewaltigen Kräfte während seiner ganzen Schulzeit voll Anmaßung und von Verachtung für seine Lehrer und Studiengefährten erfüllt gewesen. Er kannte und verachtete jeden Typus von Geistlichen, der in Italien zu finden ist; niemals hatte er sie irgend etwas zweckentsprechend durchführen sehn; und nun träumte er von einem Arbeitsfeld, wo er keinem Dummkopf verantwortlich wäre. Im ganzen weiten Bereich der Kirche gab es nun nur eine einzige Gegend, die seinen Forderungen entsprach; eine Reise von vier Wochen in rohgezimmerten Karren trennte einen von dem nächsten Priester in Se-Tschuan. Hier also nahm er – nach einem Schiffbruch, einigen Monaten Sklaverei und andern Erlebnissen, die er nie erzählte, von denen die Kunde jedoch durch seine eingeborenen Helfer in die Welt drang – Aufenthalt in einem Gasthof, kleidete sich wie die Einheimischen, ließ sich einen Zopf wachsen und lebte sechs Jahre unter den Bewohnern der Stadt, ohne seines Glaubens Erwähnung zu tun. Er verbrachte seine Zeit damit, die Sprache, die klassische Literatur und die Sitten des Landes zu studieren, sich bei den Beamten beliebt zu machen und so völlig im Leben der Stadt aufzugehn, daß er allmählich den Geruch eines Fremdlings fast ganz verlor. Als er schließlich seine Mission den Kaufleuten und Beamten enthüllte, in deren Häusern er ein häufiger abendlicher Gast geworden war, machte seine Arbeit rasche Fortschritte. Vielleicht der größte aller kirchlichen Missionare seit dem Mittelalter, wußte er manch einen Kompromiß herbeizuführen, dem es bestimmt

war, in Rom das höchste Entsetzen zu erregen. Er vollbrachte irgendwie eine Harmonisierung des Christentums mit den Religionen und volkstümlichen Vorstellungen Chinas, eine Verquikkung, die ihr Seitenstück bloß in den kühnen Auslegungen hatte, die Paulus in seinem Kult in Palästina offenbarte. So geschickt waren die Angleichungen des jungen Priesters, daß sich seine ersten Bekehrten auch nicht im entferntesten bewußt wurden, ihren alten Glauben abgelegt zu haben – bis er ihnen endlich nach zwanzig Unterweisungen zeigte, wie weit sie bereits gegangen und wie verkohlt die Brücken waren, die sie hinter sich gelassen hatten. Sobald er sie jedoch dann getauft hatte, konnte er ihnen freilich bloß das bitterste Brot zu essen geben: die Grundmauern seines Kirchenbaus erhoben sich hübsch genau über den Gräbern eines Dutzends Märtyrer, doch als sie einmal gelegt waren, hatten sie keine Angriffe mehr zu erdulden und wuchsen langsam, aber unaufhaltsam. Schließlich bewirkte nüchterne Statistik, was Neid nicht verhindern konnte, und es wurde ihm die Bischofswürde verliehn. Am Ende seines fünfundzwanzigsten Jahrs im Fernen Osten kehrte er zum erstenmal nach Rom zurück und wurde mit kalter Abneigung empfangen. Seine Gesundheit war zum Teil untergraben, und es wurde ihm ein Jahr der Ruhe gewährt, während dessen er in der Vatikanischen Bibliothek ein Thema bearbeitete, welches keinerlei Beziehung auf China hatte: die Schenkung Konstantins. Das wurde ihm, dem Missionar, als anstößige Anmaßung ausgelegt, und als die Arbeit veröffentlicht wurde, trug ihr ihre Gelehrsamkeit und Objektivität fast völlige Nichtbeachtung seitens der geistlichen Rezensenten ein. Ihr Verfasser wurde von den Höflingen des Vatikans mit Herablassung behandelt; sie gaben ihm zu verstehn, welche Vorstellung sie von seiner großen Schöpfung in Westchina hatten: ein niedriges Lehmhaus, das einer Kongregation von Bettlern als Versammlungsort diente, die Bekehrung heuchelten, um gefüttert zu werden. Er nahm sich nicht die Mühe, ihnen die steinerne Kathedrale mit zwei unförmigen, aber hochragenden Türmen zu schildern, das gewaltige Haupttor, die Schulen, die

Bibliothek und das Spital; auch nicht die Prozession, die an Feiertagen mit grellbunten, aber inbrünstigen Bauern in das große Steingewölbe der Kirche einzogen, unter den Klängen des korrektesten Gregorianischen Gesangs; und auch nicht die Ehrungen durch die Regierung, die Steuerbefreiung, den militärischen Schutz in Zeiten der Revolution, die Unterstützung seitens der Stadtverwaltung.

Endlich kehrte er willig genug nach China zurück, um sich zwanzig Jahre länger im tiefsten Innern des Landes zu vergraben. Der Besuch in Rom hatte die Haltung, die er in seiner Jugendzeit gegen seine Mitmenschen einnahm, nicht geändert. Er hatte sehr seltsame Geschichten über sich mitanhören müssen – wie er ein ungeheures Vermögen aus Bestechungsgeldern von chinesischen Kaufleuten angehäuft, wie er den Opfertod des Erlösers in Begriffen des Buddhismus erklärt und sogar zugelassen habe, daß heidnische Symbole der heiligen Hostie aufgeprägt wurden.

Die kirchlichen Auszeichnungen, die sich endlich doch einstellten, müssen ganz außerordentlich verdient gewesen sein, denn sie kamen ohne sein oder seiner Freunde Zutun. Die bloße Leistung muß dem Vatikan so auffällig ins Gesicht gestarrt haben, daß er sich Trophäen entwunden fühlte, welche er sonst nur auf Petitionen mit Zehntausenden von Unterschriften oder auf das Drängen der Mächtigen und Reichen hin aus der Hand zu geben gewohnt ist. Um diese neuen Ehrungen entgegenzunehmen, kehrte Bischof Vaini nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren wiederum nach Rom zurück. Diesmal gedachte er in Italien zu bleiben, da er die Überzeugung gewonnen hatte, daß sein Werk fürderhin in den Händen von Einheimischen besser aufgehoben sein werde. Die Kirchenfürsten sahen seiner Rückkehr mit beträchtlichem Bangen entgegen, denn wenn er als Gelehrter zurückkehrte, den es nach doktrinären Disputationen verlangte, mußten sie befürchten, ihren Mangel an Interesse oder Rüstzeug bloßgestellt zu sehn; kam er als Kritiker der kirchlichen Propaganda heim, waren sie alle in Gefahr. Tatsächlich jedoch konnten sie beobachten, daß er sich in einer winzigen Villa auf dem Jani-

culus häuslich einrichtete – mit zwei chinesischen Dienern und einem wunderlichen Bauernweib, von dem er beharrlich als von seiner Schwester sprach –, daß er der Päpstlichen Archäologischen Gesellschaft beitrat und sich ganz dem Studium und dem Gartenbau widmete. Binnen fünf Jahren war seine Zurückgezogenheit eine größere Verlegenheit für die Kirche geworden, als seine Pamphlete je hätten sein können. Sein Ruhm unter den Romanisten außerhalb Roms war unbegrenzt; jeder Fremde von Distinktion eilte schnurstracks vom Bahnhof, um sich eine Einführung bei dem Einsiedler auf dem Janiculus zu verschaffen. Der Papst selbst wurde des Eifers von Besuchern ein wenig überdrüssig, welche sich einbildeten, Seine Heiligkeit fände an nichts so viel Gefallen wie an einer Erörterung der Mühen, des Gesundheitszustands und der Bescheidenheit des Kathedralenerbauers von China. Englische, amerikanische, belgische Katholiken, die kein Verständnis für die heikle Natur dieser Dinge aufbringen und sich lieber nicht in sie einmengen sollten, wußten nur immerzu auszurufen: »Warum wird nichts für ihn getan?« Bescheiden lehnte er die Stelle eines Ehrenbibliothekars an der Vaticana ab, jedoch man ließ seine Weigerung nicht gelten, und sein Name krönte die Drucksorten; ein Gleiches ereignete sich in der Kongregation für die Glaubenspropaganda: er erschien nie bei den Sitzungen, aber keine der dort gehaltenen Reden war so wirkungsvoll wie die Kunde von ein paar Worten, die er im Gespräch mit Schülern im Villino Wei-Ho hingeworfen hatte. Grade sein Mangel an Ehrgeiz flößte den hohen Klerikern Furcht ein; sie argwöhnten, er entspringe einer Gemütsverfassung ähnlich der, die den Achilles grollend in seinem Zelt verharren ließ, und sie bangten vor dem Augenblick, wo er sich endlich erheben, sein mächtiges Prestige schwingen und sie zerschmettern würde dafür, daß sie ihm seine Ehrungen mißgönnt hatten. Zuletzt wurde ihm der Hut von einer Abordnung des Kollegiums angeboten, der die Angst, ob er nicht am Ende ablehnen werde, den Schweiß auf die Stirn trieb. Diesmal nahm er an und unterzog sich den Zeremonien mit steifer Würde und einer genauen Erfüllung traditioneller

Einzelheiten, welche seinen irisch-amerikanischen Kollegen ausführlich erläutert werden mußten.

Es wäre schwer zu sagen, was seine Gedanken waren an den klaren Vormittagen, wenn er inmitten seiner Blumen und Kaninchen saß und ein Band Montaigne von dem Taburett neben ihm auf den Kiesweg hinabgeglitten war; wenn er auf seine vergilbten Hände blickte und der gedämpften Erregung lauschte, mit der die Aqua Paola das ewige Lob Roms verkündet. Sicherlich muß er sich oft gefragt haben, in welchem Jahr sein Glaube und auch seine Lebenslust entflohen waren. Manche Leute behaupteten, er habe eine Neigung zu einer Bekehrten gefaßt, die ins Heidentum zurückverfallen sei; manche wieder sagten, er habe eines Tages unter dem Zwang der Folter dem Christentum abgeschworen, um sein Leben aus den Händen von Räubern zu retten. Vielleicht war es nichts anders, als daß er sich an die schwerste Aufgabe der Welt gewagt und sie gar nicht so schwer gefunden hatte. Und wenn er darüber nachsann, daß er sich mit halb so viel Energie und einem Zehntel seiner Begabung ein gewaltiges Vermögen in der Finanzwelt hätte zusammenraffen können; daß er der einzige unter den Lebenden war, der ein Latein schreiben konnte, das im augusteischen Zeitalter das Entzücken der Litterati gewesen wäre; daß er der letzte Kleriker war, der alle Gelehrsamkeit der Kirche auf einmal im Kopf hatte; und daß, um ein Fürst der Kirche zu werden, nichts weiter erforderlich ist als eine devote Gleichgültigkeit gegen ihr Wirken – wenn er solches bedachte, mag er wohl empfunden haben, daß die Welt den Donner von Beifall und Bewunderung nicht wert ist, der so beständig zu ihrem Lob gen Himmel schwillt. Vielleicht ist ein andrer Stern würdiger der besten Kräfte eines Mannes.

Als das Tischgebet gesprochen war, konnte mit dem Essen nicht begonnen werden, ehe der Kardinal nicht über Alix unterrichtet wurde. Aber wo blieb Alix?

»Alix verspätet sich immer.«

»Sind Sie sicher, daß sie kommt?«

»Sie telephonierte heute nachmittag, daß . . .«

»Also ist das nicht wirklich zu arg! Immer kommt sie keuchend hereingestürmt, wenn die Mahlzeit zur Hälfte vorbei ist. Dann folgen die üblichen Entschuldigungen. Vater, Sie sind zu gütig zu ihr. Immer verzeihen Sie ihr sogleich. Sie müssen erst erzürnt tun!«

»Wir müssen alle so tun, als wären wir ihr böse.«

»Alle müssen wir zornig dreinblicken, wenn Alix hereinkommt.«

Ich hatte angenommen, die Gespräche der Cabala *in camera* würden einem den Kopf wirbeln machen. Wenn ich mir den Witz und die Beredsamkeit ihrer Tischgespräche vorstellte, wurde mir bange vor der allmählichen Entlarvung meiner eigenen Schwerzüngigkeit und Einfalt. Als nun das Gespräch endlich in Fluß kam, entdeckte ich daher mit gemischten Gefühlen, daß es sich nicht sehr von den bei einer Gesellschaft am Hudson üblichen unterschied. Warte bloß, sagte ich mir, sie werden schon warm werden; oder vielleicht ist es meine Anwesenheit, die sie davon abhält, sich in vollem Glanz zu zeigen. Ich rief mir eine literarische Überlieferung ins Gedächtnis, welche besagt, die antiken Götter seien nicht gestorben, sondern trieben sich, des größeren Teils ihrer Herrlichkeit entkleidet, noch immer auf Erden um – Jupiter und Venus und Merkur als Wandermusikanten durch die Straßen Wiens ziehend oder als Erntearbeiter Südfrankreich durchstreifend; zufällig sich zu ihnen Findende vermöchten ihre Übernatürlichkeit nicht zu wittern; die Götter seien gar wohl darauf bedacht, ihr Genie zu verdunkeln, aber sie würden ihr lästiges Menschentum ablegen, sobald der Außenseiter sie verließe, und sich am Abglanz ihrer alten Göttlichkeit erfrischen. Ich sagte mir, ich sei der Grund, daß diese Olympier für eine Weile bloß plauderten und einander neckten, doch wenn ich erst einmal gegangen wäre und andre Luft herrschte – welch göttliche Konversation . . .

Da platzte mit einmal ihre Alix herein, die Prinzessin d'Espoli, keuchend und sich überstürzend in Entschuldigungen. Niederkniend neigte sie sich über des Kardinals Saphir. Niemand sah

auch nur im geringsten erzürnt drein; sogar die Dienerschaft strahlte. Wir werden später noch eine Menge über die Prinzessin erfahren; hier sei bloß vermerkt, daß sie eine Französin von außergewöhnlicher Zierlichkeit und Eleganz war, sehr hübsch, mit aschblondem Haar, und begabt mit einem Genie für Konversation, in welcher alle Tönungen von Humor, Witz, Pathos und sogar tragischer Gewalt dicht aufeinander folgten. Binnen weniger Minuten bezauberte sie uns alle mit einer Menge Unsinn über ein Pferd, das auf dem Pincio plötzlich zu sprechen begonnen hätte, und die Bemühungen der Polizei, eine solche Verirrung der Natur zu unterdrücken. Als ich ihr vorgestellt wurde, flüsterte sie rasch: »Miss Grier bat mich, Ihnen zu bestellen, daß sie um halb elf hier sein wird.«

Nach dem Essen spielte Frau Bernstein eine Zeitlang auf dem Pianoforte. Sie war noch immer die treibende Kraft hinter dem großen deutschen Bankhaus. Ohne sich jemals in ihres Sohns Geschäftsräume zu begeben oder an den Direktionssitzungen teilzunehmen, war doch sie es, die alle wichtigern Entscheidungen der Firma traf: durch kurze Bemerkungen an der Abendtafel, durch Nachschriften in Briefen und kehlige Weisungen im Augenblick des Gutenachtsagens. Sie wollte das Gefühl genießen, sich von der Leitung zurückgezogen zu haben – alle ihre besten Jahre hatte sie an eine blendende Schaustellung von Führertalent und Finanzgenie gewendet – und dennoch vermochte sie die Aufgaben des Bankhauses nicht aus ihren Gedanken zu verbannen. Die Freundschaft der Cabala söhnte sie allmählich mit dem herannahenden Alter aus und verstrickte sie immer tiefer in ihre Liebe zur Musik.

Als Mädchen hatte sie oftmals Liszt und Tausig im Haus ihrer Mutter spielen gehört; dadurch, daß sie niemals Schumann oder Brahms spielte, hatte sie ihre Finger ganz kristallen und silbern zu bewahren gewußt, und auch jetzt noch, obwohl eigentlich im Greisenalter stehend, rief sie die Erinnerung an die große Zeit der Virtuosen wach, eine Zeit, als das Orchester die Technik des Klavierspiels noch nicht zu einer verzweifelten Nachahmung von

Blech und Streichern verleitet hatte. Mlle. de Morfontaine saß lauschend da, die Hand um die Schnauze eines ihrer herrlichen Hunde gelegt – ihre Augen standen voll Tränen, aber ob es die leicht zu entlockenden Tränen ihres halb verrückten Wesens oder die Zeugen der Erinnerungen waren, welche die Klangwogen der Chopinsonate ihr wiederbrachten, das kann man nicht wissen. Der Kardinal hatte sich zeitig zurückgezogen, und die Prinzessin saß in dem tiefen Schatten des Raums und lauschte . . . nicht der Musik, sondern irgendwelchen Phantomen ihres äußerst verschwiegenen Geistes.

Das Heer mit fliegenden Fahnen hatte kaum aufgehört, im winterlichen Sonnenlicht des letzten Satzes zu exerzieren, als ein Bedienter mir zuflüsterte, der Kardinal wünsche mich zu sprechen.

Ich fand ihn im ersten der beiden kleinen Zimmer, die ihm in der Villa eingeräumt waren. An einem dieser hohen Pulte stehend, die den Kontorschreibern bei Dickens und den Illuminatoren des Mittelalters wohlbekannt waren, schrieb er einen Brief. Ich sollte späterhin viele dieser berühmten Briefe empfangen, die nie mehr oder weniger als vier Seiten umfaßten, nie hinter ihrer erstaunlichen Wohlgesetztheit zurückblieben, nie sehr witzig oder sehr temperamentvoll waren und dennoch vom Anfang bis zum Ende die Spuren der Geistesart ihres Verfassers trugen. Ob er eine Einladung ablehnte oder die Lektüre von Freuds Schrift über Lionardo empfahl oder Ratschläge für die Fütterung von Kaninchen gab, stets sah er bereits beim ersten Satz den letzten voraus, stets war das Ganze, wie ein Satz Mozartscher Kammermusik, beseelt von einem einzigen Geist, und die Vollendung der Einzelheiten spielte die Rolle einer Dienerin an der Vollendung der Form. Er ließ mich in einem Sessel Platz nehmen, der allem Licht im Zimmer ausgesetzt war, und gönnte sich selbst üppigen Schatten.

Er sagte zunächst, er habe gehört, ich solle für einige Zeit ein Auge auf Donna Ledas Sohn haben.

Ich ereiferte mich und wurde unverständlich bei dem Versuch zu beteuern, daß ich keinerlei Gewähr leisten könne; daß ich

nur sehr zögernd an die Aufgabe heranginge; und daß ich mir immer noch das Recht vorbehielte, jeden Augenblick zurückzutreten.

»Lassen Sie sich einiges über ihn erzählen«, sagte er. »Vielleicht sollte ich vor allem erwähnen, daß ich in der Familie die Stellung einer Art alten Onkels einnehme und seit vielen Jahren ihr Beichtvater bin. Ja, also dieser Marcantonio! Was soll ich sagen? Kennen Sie ihn schon?«

»Nein.«

»Der Junge steckt voller guter Eigenschaften. Er ... er ... voller guter Eigenschaften. Vielleicht ist da der Haken. Sie sagen, Sie kennen ihn noch nicht?«

»Nein.«

»Alles schien sich vortrefflich anzulassen. Er war ein guter Schüler. Er erwarb sich eine Menge Freunde. Er machte besonders gute Figur bei solchen Zeremonien am Hof und am Vatikan, die sein Rang verlangt. Seine Mutter war ein wenig besorgt wegen seiner jungenhaften Zerstreuungen; sie hatte vermutlich seinen Vater im Sinn und wollte, daß der Sohn so schnell als möglich mit ihnen fertigwerde. Donna Leda ist eine ungewöhlich unvernünftige Frau. Sie war hoch erfreut, als er sich eine eigene Wohnung in der Via Po einrichtete und sehr geheimnisvoll damit tat.«

Hier begann der Kardinal abermals nach Worten zu tasten, vielleicht erstaunt über seine eigene Unbeholfenheit. Alsbald jedoch nahm er die Zügel mit neuer Entschlossenheit auf und fuhr fort: »Und dann, mein lieber junger Freund, dann ging etwas schief. Wir dachten, er werde die üblichen Erlebnisse, wie sie jeder junge Mann seiner Klasse in Rom hat, durchkosten und über sie hinauskommen. Aber er ist nie über sie hinausgekommen. Vielleicht können Sie mir sagen, warum dieser junge Laffe nicht seine fünf oder sechs kleinen Affären haben und es damit überstanden haben konnte?«

Ich erwies mich der Beantwortung dieser Frage durchaus nicht gewachsen. Ja, ich war so betroffen ob der fünf oder sechs Lieb-

schaften eines sechzehnjährigen Jungen, daß ich Mühe hatte, eine gleichgültige Miene zu bewahren. Ich wollte um keinen Preis schockiert erscheinen und versuchte durch Hochziehn einer Augenbraue anzudeuten, der Junge könne meinetwegen ein Dutzend gehabt haben.

»Marcantonio«, fuhr der Kardinal fort, »trieb sich mit einer Gruppe junger Leute herum, die alle älter waren als er. Es war sein heißester Wunsch, ihnen zu gleichen. Man konnte sie überall beisammen sehn, bei den Rennen und in den Varietés, bei Hof und in den Kaffeehäusern und Hotelhallen. Sie trugen Monokel und amerikanische Hüte, und alles, was sie redeten, drehte sich um Weiber und ihre Erfolge bei ihnen. Ä-hm ... vielleicht beginne ich doch besser beim Anfang.«

Es folgte eine Pause.

»Seine Einweihung – ich sollte vielleicht einen stärkern Ausdruck gebrauchen – erfolgte am Comer See. Er spielte dort Tennis mit zwei sehr warmblütigen kleinen Südamerikanerinnen, reichen Erbinnen aus Brasilien, glaube ich, für die es kein Geheimnis mehr gab. Ich stelle mir vor, unser Tonio wollte ihnen bloß ein paar scheue Komplimente zollen, einen Kuß unter den Lorbeerbüschen. Aber er war sehr bald in eine kleine ... eine Art rubensscher Orgie geraten. Nun ja, es begann als eine Nachahmung seiner ältern Freunde, und aus Nachahmung wurde allmählich eine Übung der Eitelkeit. Aus der Übung wurde ein Vergnügen, aus dem Vergnügen eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit Manie. Und dabei hält er jetzt.«

Es folgte wieder eine Pause.

»Sie haben sicherlich davon gehört, daß manche Geisteskranke ungeheure Intelligenz entwickeln – das heißt, sie werden äußerst schlau und verschlagen und versuchen, ihre Wahnvorstellungen vor ihren Wärtern geheimzuhalten. Ja, und man sagt mir auch, daß schlimme Kinder, um ihre Streiche vor den Eltern zu verbergen, Leistungen an Doppelzüngigkeit vollbringen, die des abgefeimtesten Verbrechers würdig wären. Sie haben doch von so etwas gehört? Nun, so weit hält Marcantonio jetzt. Was läßt

sich dagegen tun? Manche Leute würden sagen, wir sollten ihn seiner Wege gehn lassen, bis ihm gründlich übel wird. Vielleicht haben sie recht, aber wir möchten womöglich doch eingreifen, bevor es so weit kommt. Besonders, da die Geschichte eine neue Wendung genommen hat.«

Meine Gefühle sträubten sich in diesem Augenblick ganz entschieden gegen alle neuen Wendungen. In der Ferne konnte ich Frau Bernstein hören, die einen andern Chopin begonnen hatte. Ich hätte viel für die Kraft gegeben, unhöflich genug zu sein, um zur Tür zu springen und meiner Gastgeberin eine gute Nacht zu wünschen und eine lange gute Nacht auch dem schwelgerischen kleinen Prinzen und seiner Mutter.

»Ja«, begann der Kardinal wieder, »seine Mutter hat endlich eine passende Heirat für ihn gefunden. Selbstverständlich glaubt sie nicht, daß die Verbindung mit irgendeinem adeligen Haus der Welt ihrem eigenen neuen Glanz verleihen könnte, aber sie hat endlich ein Mädchen mit einem alten Namen und einigem Geld gefunden und erwartet nun von mir, daß ich das übrige tue. Leider aber kennen die Brüder des Mädchens unsern Marcantonio. Sie gehören dem Kreis an, den ich Ihnen beschrieb. Und sie weigern sich, die Heirat zuzulassen, bevor Marcantonio nicht – nun, sagen wir – sich ruhig verhalten hat, wenigstens für eine Weile.«

Mein Gesicht muß bei diesen Worten eine kräftige Mischung von Entsetzen und Belustigung, Ärger und Erstaunen gezeigt haben, denn der Kardinal wurde ein wenig verlegen. Man kann nie wissen, was einen Amerikaner zu überraschen vermag, sagte er sich wahrscheinlich.

»Nein, nein! Entschuldigen Sie, Vater, aber ich kann nicht. Ich kann nicht!«

»Was meinen Sie?«

»Sie wollen von mir, ich soll mit ihm aufs Land gehn, um ihn ein paar Wochen lang zur Mäßigkeit anzuhalten. Ich begreife nicht, wie Sie so etwas im Sinn haben können, aber es ist nun einmal so. Er ist eine Art Straßburger Gans, die ich nach

Ihrem Willen mit Tugend stopfen soll, nicht wahr, als Vorbereitung für seine Ehe. Ja, sehn Sie denn nicht, daß . . .?«

»Sie übertreiben!«

»Verzeihen Sie, Vater, wenn, was ich sage, unhöflich klingt: Es wundert mich nicht, daß Sie keinen Einfluß auf den Jungen gewinnen konnten – Sie glaubten selber nicht an Ihre Worte. Sie glauben nicht ernstlich an Enthaltsamkeit.«

»Nicht glauben! Natürlich glaube ich an sie. Bin ich nicht Priester?«

»Warum dann den Jungen nicht lieber . . .«

»Aber wir leben schließlich in der Welt!«

Ich mußte lachen. Ich lachte aus vollem Hals, ein Lachen, das beleidigend gewesen wäre, hätte es nicht eine Spur Hysterie enthalten. Oh, ich danke dir, teurer Vater Vaini, rief ich bei mir, ich danke dir für dieses Wort! Wie trefflich erklärt es einem ganz Italien, ganz Europa! Nie zu versuchen, den natürlichen Trieben zuwiderzuhandeln! Ich kam aus einer Kolonie, die nach dem genau entgegengesetzten Prinzip geleitet wird.

»Entschuldigen Sie, Vater«, brachte ich endlich hervor, »aber ich kann es wirklich nicht durchführen. Ich käme mir unter allen Umständen als schrecklicher Heuchler vor bei meinen Gesprächen mit dem Jungen. Wenn ich jedoch wüßte, sie seien bloß ein Mittel, um ihn ein oder zwei Monate keusch zu erhalten, würde ich es als eine zehnmal ärgere Heuchelei empfinden. Darüber läßt sich nicht streiten; das ist eben Gefühlssache. Ich muß Miss Grier sagen, daß ich ihre Freundin nicht besuchen kann. Sie kommt um halb elf hier heraus. Wenn Sie mich entschuldigen wollen, werde ich jetzt gehn und sie wohl im Musiksalon finden.«

»Seien Sie nicht ungehalten über mich, mein Sohn. Vielleicht haben Sie recht. Wahrscheinlich glaube ich selbst nicht an diese Dinge.«

Kaum hatte ich den Musiksalon wieder betreten, wobei meine Auflehnung mir deutlich auf dem Gesicht geschrieben stand, als die Prinzessin d'Espoli auf mich zukam. Durch die gewisse Telepathie, deren die Cabala sich bei ihren Angelegenheiten bediente,

wußte sie bereits, daß ich ganz von neuem überredet werden müßte.

Sie hieß mich neben sie niedersitzen, und mit dem geringsten Aufwand dieser Begabung für einschmeichelndes Bitten und Bezaubern, deren Geheimnis sie besaß, gewann sie mir ein neuerliches Versprechen ab. Binnen zweier Minuten war es ihr gelungen, es als die natürlichste Sache von der Welt erscheinen zu lassen, daß ich den ernsten ältern Bruder gegenüber dem begabten, aber haltlos gewordenen Sohn ihrer Freundin spielen sollte.

Wie durch den Tastendruck eines unsichtbaren Inspizienten gerufen, trat Miss Grier ein.

»Wie geht's? Wie geht's?« rief sie, ihre rostroten Draperien über den Boden nachschleifend, während sie auf mich zukam. »Sie werden nicht erraten, wer mich hergefahren hat. Ich muß gleich wieder zurück. Der Lateranische Chor kommt gegen zwölf zu mir, um mir Palestrina vorzusingen – kennen Sie die Motetten nach dem Hohenlied? Nein? Marcantonio hat mich hergefahren. Er hat eine Leidenschaft für starke Wagen, und da seine Mutter ihm keinen kaufen kann, lasse ich ihn mit meinem herumspielen. Wollen Sie hinunterkommen und ihn jetzt kennenlernen? Sie sollten lieber Ihren Überzieher nehmen. Haben Sie nächtliche Autofahrten gern?«

Sie führte mich auf die Straße hinaus, wo hinter zwei blendenden Scheinwerfern ein Motor ungeduldig surrte. »Antonio«, rief sie, »hier ist ein amerikanischer Freund deiner Mutter. Zeig ihm doch für eine halbe Stunde, wie der Wagen geht, willst du? Und bring niemand um dabei!«

Ein unglaublich schmächtiger und typischer kleiner *élégant* mit funkelnden schwarzen Augen, der genau wie seine sechzehn Jahre aussah, machte mir in dem schwachen Licht über dem Lenkrad eine steife Verbeugung. Italienische Prinzen erheben sich nicht beim Herannahen einer Dame.

»Tu meinem Wagen und meinem Freund nichts zuleide, Marcantonio!«

»Nein.«

»Wohin wirst du fahren?«

Aber er geruhte nicht zu antworten, und der plötzlich aufgestörte Motor übertönte alle weitern Fragen der Dame. Zehn Minuten saßen wir schweigend, während die Straße sich den Scheinwerfern entgegenhob. Nach einem qualvollen Ringen mit seiner Selbstsucht fragte mich Marcantonio, ob ich mich ans Lenkrad setzen wolle. Von mir dahin beruhigt, daß nichts mir mehr Sorge bereiten würde, widmete er sich mit beinahe wollüstiger Hingabe der Lenkung des Wagens. Er wußte feine Unterschiede bei Kurven und Steigungen herauszubringen, nahm lange Gefälle *cantabilimente* und spielte Scherzi auf Katzenkopfpflaster. Die Kammlinie der Albaner Berge hob sich gegen die Sterne ab, die, einem Schwarm goldener Bienen gleichend, an den hochmütigen Barberini gemahnten, der behauptet hatte, der gestirnte Himmel selbst sei das Wappenschild seines Hauses. In den Bauernhöfen waren alle Lichter erloschen, aber zuweilen fuhren wir durch ein Dorf, dessen Francobolli-Laden im Licht seiner Lampe eine Gruppe von Kartenspielern sichtbar werden ließ. Manch eine schlaflose Seele in den riesigen Familienbetten muß sich herumgeworfen und bekreuzigt haben beim seufzenden Sirenengeheul unsres Vorübersausens.

Alsbald jedoch fühlte der Lenker den Wunsch zu reden. Er stellte mir eine Menge Fragen über die Vereinigten Staaten. Könne man sich jeden Augenblick in das aufregende Leben des Wilden Westens stürzen? Gebe es viele große Städte, so groß wie Rom? Welche Sprache werde in San Francisco gesprochen? In Philadelphia? Wo trainierten unsre Athleten für die Olympischen Spiele? Dürfe das Publikum dabei zusehn? Wisse ich Bescheid in solchen Dingen? Ich erwiderte, daß man in Schule und College es kaum vermeiden könne, einige Begriffe von Training und Form aufzuschnappen. Er eröffnete mir hierauf, daß er den Gärtnern in der Villa Colonna Auftrag gegeben habe, eine Laufbahn anzulegen, mit Aschenbestreuung und Hürden und überhöhten Kurven; und daß wir die Bahn jeden Morgen benützen würden. Er träumte davon, unglaubliche Distanzen in unglaub-

lichen Zeiten zu laufen. Er entwarf einen Plan, nach dem er unter meiner Leitung damit beginnen wollte, des Morgens eine Meile zu laufen und täglich eine halbe hinzuzufügen. Das ginge jahrelang fort, und dann wäre er soweit, an der Pariser Olympiade 1924 teilzunehmen.

In meinem Gehirn war das Staunenszentrum in letzter Zeit ein wenig überanstrengt worden, von Mlle. de Morfontaine und ihren ökumenischen Konzilen, von dem Kardinal und seinen Toleranzen, von Miss Grier und ihren Zerealien. Aber ich gestehe, es vollführte keine geringe Zuckung, als dieses gebrechliche und kraftlose Seelchen seinen Entschluß ankündigte, für den Weltrekord im Langstreckenlauf zu starten. Nicht ohne schlaue Absicht begann ich die Opfer zu schildern, die solch ein Ehrgeiz nötig machen würde. Ich erwähnte strenge Diät, frühes Schlafengehn und frühes Aufstehn; er nahm das eifrig hin. Sodann streifte ich diejenigen Entsagungen, die ihn ganz besonders treffen mußten, und nun verpflichtete er sich mit steigender Begeisterung, mit einer beinahe religiösen Inbrunst, zu jeder Art von Mäßigkeit. Die Tatsache, daß ich erstaunt war, beweist meine Unreife. Ich dachte, ich sei Zeuge einer großen Bekehrung. Ich sagte mir, daß er gerettet werden wolle; daß er von auswärts Streitkräfte heranziehe, um sich vor seinen Schwächen zu schützen; daß er in der Leichtathletik eine Zuflucht vor der Verzweiflung zu finden hoffe.

Bei unsrer Rückkehr in die Villa Horaz lauschte die Gesellschaft noch immer der Musik. Als wir den Salon betraten, waren aller Augen uns zugewendet, und ich wußte, daß die Cabala für den Augenblick jede andre Betätigung aufgegeben hatte und nur auf eine einzige Sache sann: Donna Ledas Sohn zu erretten.

In meiner Wohnung in Rom angelangt, fand ich mehrere Briefe von einem Mr. Perkins vor, einem erfolgreichen Fabrikanten aus Detroit, der auf demselben Schiff wie ich herübergefahren war. Mr. Perkins, der zum erstenmal in Italien einfiel, war entschlossen, sich das Beste daraus zu nehmen. Keine Kunstsammlung war so privat, daß er sie sich nicht durch Empfehlungs-

briefe zugänglich machte; kein Gelehrter so beschäftigt, daß Mr. Perkins sich nicht seiner Dienste als Cicerone versicherte; die Audienzen, die er sich beim Papst verschaffte, waren, wie er es ausdrückte, »ganz besondere«; Ausgrabungen, deren Besichtigung dem Publikum noch nicht gestattet war, mußten die Blicke seiner enttäuschten Neugier dulden. Irgendein Sekretär auf der Gesandtschaft hatte wohl erwähnt, daß ich bereits mit einigen Leuten in Rom bekannt geworden sei, denn hier lagen nun Mr. Perkins' Briefe, in welchen mir in Erinnerung gebracht wurde, daß er ein paar echte Italiener kennenzulernen wünschte. Er wollte sehn, wie sie sich zu Hause ausnähmen, und erwartete von mir, daß ich ihm welche zeigen würde. Wohlgemerkt: echte Italiener! Ich schrieb ihm unverzüglich, alle Italiener meiner Bekanntschaft seien halbe Franzosen oder halbe Amerikaner, versprach ihm jedoch, sobald ich einen echten Eingeborenen herauspräpariert hätte, ihn ihm sogleich zu demonstrieren. Ich fügte hinzu, ich sei im Begriff, aufs Land hinauszufahren, werde aber in ein oder zwei Wochen zurück sein und dann sehn, was sich tun lasse.

Aufs Land hinaus fuhr ich denn auch, in einem Wagen, der den größten Teil des Wegs von Marcantonio selbst gelenkt wurde. Seine Begeisterung für den Langstreckenlauf war keineswegs abgeflaut; im Gegenteil, sie schien stärker und stärker geworden zu sein, wahrscheinlich infolge einiger inzwischen erfolgter Rückfälle aus dem strengen Training. Es war spät am Nachmittag, und ein roter Sonnenuntergang versickerte in blaue Dämmerung, als wir durch das große Gittertor in den Park einfuhren. Zuerst kam ein Eichenforst, dann eine Meile offener Rasenflächen mit davoneilenden Schafen; eine *pineta* mit einem Bach; die Wirtschaftsgebäude, in eine Wolke von Tauben gehüllt; die obere Terrasse mit einer Perspektive von Fontänen; und endlich das *casino* mit der Königin der Nacht, die ihr Kleid von mattschwarzer Seide über die mit Muschelsand bestreute Auffahrt nachschleifte. Ich hatte nicht viel Zeit, die orangebraune Fassade der

Villa zu bewundern, deren Glätte von vielen in Sonne und Regen verwitterten Kränzen und Girlanden unterbrochen war, oder den berühmten Fries Ariostscher Frauengestalten, der an die Tage gemahnte, als Papst Sylvester, der Linkshändige, hier seine Akademie hielt und die nach ihm benannte Form des Sonetts erfand – ich konnte bloß eben noch einen Ausruf des Entzückens darüber unterdrücken, daß ich bei Kerzenlicht in Räumen wohnen sollte, welche zwar die Originale Hunderter von schlechten Kopien auf Long Island waren, hier aber einen Gegenstand geheimer Schande ihrer Eigentümer bildeten. Meiner Gastgeber Ideal einer Behausung war ein Hotel am Ufer der Themse, und sie hätten am liebsten um Entschuldigung gebeten für die riesigen Räume, in die man mich geleitete und in denen ich wie festgebannt stehnblieb, in antiquarische Träumereien verloren, bis Marcantonio an die Tür pochte und mich zum Abendessen rief.

Bei Tisch wurde ich Donna Julia, Marcantonios Halbschwester, vorgestellt, und auch einer altjüngferlichen, beständig anwesenden, beständig schweigenden Verwandten der Familie, deren Lippen sich, wie die der Einsamen tun müssen, unablässig zum Takt ihrer stillen Gedanken bewegten. Donna Julia war, gleich allen Mädchen ihrer Gesellschaftsklasse, in ihrem ganzen Leben nie länger als eine halbe Stunde allein gewesen. Ihre unermeßlichen Talente für Schlechtigkeit waren auf Schritt und Tritt gehemmt worden und daher gezwungen gewesen, sich in ihre Augen zu flüchten. Sie hatte nie etwas Aufregenderes als die Komödien Goldonis und *I Promessi Sposi* lesen dürfen, aber sie ahnte das Vorhandensein einer verderbten Welt, und sobald die Ehe ihr plötzlich die Freiheit erschlösse, würde sie ihre Rolle in ihr spielen. Donna Julia wirkte ein wenig steif, beinahe häßlich mit ihrem stetigen unheilvollen Blick. Die meiste Zeit schwieg sie, bezeigte, was mich betraf, keine Spur von Neugier und schien hauptsächlich damit beschäftigt zu sein, nach dem ausweichenden Blick ihres Bruders zu angeln, als wollte sie ihm einen bestimmten, triumphierenden Gedanken einpflanzen.

Man ging zeitig zur Ruhe in der Villa Colonna. Marcantonio

aber, dem meine einfachsten Bemerkungen erstaunenswert schienen, blieb meist noch in meinem Zimmer und redete stundenlang bei einigen Gläsern Marsala. Zweifellos bemerkte seine Mutter diese Zusammenkünfte durch ihre am Ende des Gangs halb offenstehende Tür und nahm mit großer Befriedigung an, ich hielte Vorträge über hygienische Lebensweise. Wir waren jedoch, besonders im weitern Verlauf der Woche, zumeist von einer graphischen Darstellung in Anspruch genommen, die Tag für Tag zeigte, wie der kleine Champion gelaufen war und in welchen Zeiten.

Es muß ungefähr nach einer Woche solcher Lebensweise gewesen sein, als während eines unsrer nächtlichen Gespräche seine Freundlichkeit plötzlich in Verachtung umschlug. Eine Woche ausschließlicher Beschäftigung mit unsentimentalen Dingen rächte sich jetzt. In sein Denken fluteten nun die Bilder der Sinnlichkeit zurück, und er wollte prahlen. Vielleicht sah er, daß Tüchtigkeit auf dem Sportplatz ihm nicht beschieden sein werde, und da sein Egoismus nach allen nur möglichen Superlativen dürstete, ersetzte er diese Tüchtigkeit durch eine Aufzählung der ersten Preise, die er in einer andern Arena gewonnen hatte. Er erwähnte jener Brasilianerinnen unter den Lorbeerzweigen Comos. Er beschrieb, wie er nach dieser Einweihung mit dem Vorsatz nach Rom zurückgekehrt war, sich davon zu überzeugen, ob das Spiel so leicht sei, wie es den Anschein gehabt hatte. Seine Augen waren ihm plötzlich für eine Welt geöffnet worden, von der er sich nichts hatte träumen lassen. Es war also Wahrheit, daß Männer und Frauen nie wirklich mit dem beschäftigt waren, was sie zu treiben schienen; sie lebten vielmehr in einer Welt heimlicher Aufforderungen, Zeichen und Ausflüchte. Nun wußte er die hochgezogenen Brauen der Kellnerinnen und das Anstreifen der Beschließerin, wenn sie die Logentür öffnete, zu deuten. Es war kein Zufall, daß der Wind dir den Schal der großen Dame übers Gesicht flattern ließ, als du eben aus dem Hoteleingang tratst. Just im Augenblick, wo du die Tür deines Zimmers öffnetest, gingen die Freundinnen deiner Mutter im Korridor vorbei – aber

nicht etwa durch Zufall! Er machte nun die Entdeckung, daß alle Frauen Teufelinnen waren, aber verrückte Teufelinnen, und daß er den wahren und einzig befriedigenden Lebensberuf ergriffen hatte – ihre Verfolgung. Er triumphierte laut, wie leicht sie sei, um in der nächsten Minute die Mühe und Verschlagenheit zu beschreiben, die sie erforderte. Er besang die Gleichförmigkeit der Schwäche aller Frauen und gleich darauf die endlose Verschiedenartigkeit ihrer Temperamente. Danach prahlte er mit seiner völligen Gleichgültigkeit und Überlegenheit ihnen gegenüber; er kannte ihre Tränen, aber er glaubte nicht, daß sie tatsächlich litten, ja, er bezweifelte, daß sie eine Seele besaßen.

Wahren Begebenheiten fügte er solche hinzu, von denen er wünschte, daß sie wahr gewesen wären. Seine Vertrautheit mit einem Winkel Roms ergänzte er durch die Vorstellung eines Vierzehnjährigen von einem Kulturzustand, in dem niemand an etwas anderes als Liebkosungen dachte. Diese Phantasien nahmen ihn ungefähr zwei Stunden in Anspruch. Ich hörte wortlos zu, und das muß es gewesen sein, was seine gehobene Stimmung untergrub. Er hatte geredet, um Eindruck zu machen. Beeindruckt war ich gewiß; kein Neu-Engländer hätte es nicht sein können; aber ich wußte, daß nicht wenig darauf ankam, dies nicht zu zeigen. Vielleicht war es sein plötzliches Sichbewußtwerden, daß alle diese Abenteuer in meinen Augen gar nicht beneidenswert seien; vielleicht die schwarze Flut unausbleiblicher Reaktion, die an den Fersen seines prahlerischen Stolzes nagte; vielleicht war es bloß dies, daß in seiner aufsteigenden Müdigkeit die Wahrheit endlich Raum fand, sich geltend zu machen – jedenfalls hatte er noch Kraft genug für einen letzten Ausbruch: »Ich hasse sie alle! Ich hasse das Ganze! Es nimmt kein Ende. Was soll ich tun?« Und er fiel neben meinem Bett auf die Knie, vergrub sein Gesicht in die Seite der Matratze, und seine Hände zerrten fieberhaft an der Bettdecke.

Priester und Ärzte müssen oft den Schrei »Rette mich!« vernehmen. Mir war es bestimmt, ihn noch von zwei andern Seelen zu hören, ehe mein Jahr in Rom um war.

Ich weiß kaum, was ich sagte, als schließlich die Reihe an mir war. Ich weiß bloß, daß mein Geist sich mit wollüstigem Eifer zu seinem Gegenstand aufschwang. Der Himmel allein aber mag wissen, welche Gottesgelehrten Neu-Englands mir ihren hartherzigen Rat liehen. Ich ward besessen vom Wein der Puritaner, und abwechselnd den Wortschatz des Pentateuch und den der Psychiatrie gebrauchend, zeigte ich ihm, wo seine Seele schon ins Verderben glitt; ich wies ihm, worin er schon seinem Onkel Marcantonio glich – und das war keine geringzuachtende Warnung! –, ich ließ ihn erkennen, daß sogar sein Interesse für Leichtathletik ein Anzeichen seiner Auflösung sei; daß er nicht mehr die Fähigkeit besitze, seinen Geist auf allgemein menschliche Interessen zu richten, und daß alles, was er denke und tue, sich ihm als Symbole der Wollust darstelle.

Meine kleine Tirade war über alle Maßen wirksam, und dies aus einer Reihe von Gründen. Zunächst besaß sie die Energie und Aufrichtigkeit, aus welchen der Puritaner stets zu schöpfen vermag, wenn er diejenigen Betätigungen tadelt, die er sich selbst nicht gestatten kann – keine romanische Schaustellung von Gesten und Tränen, sondern kam aus einem kalten Haß, der das mediterrane Gemüt taumeln macht. Ferner hatte jedes meiner Worte bereits sein undeutliches Gegenstück in des Knaben Seele. Der Libertin, nicht der Prediger, hat die wahrste Vorstellung von idealer Reinheit und moralischer Gesundheit, weil er sie ausgibt, Münze nach Münze, wissend, bedauernd und unaufhaltsam. So verbanden sich alle meine Worte mit den entsprechenden Vorbildern in Marcantonios Seele. Und wie hätte ich überdies wissen können, daß er erst vor kurzem bei jenem Stadium des Mißerfolgs angelangt war, in dem das ganze Wesen wie vom drohenden Glockenklang der Verzweiflung von den Worten durchzittert wird: Nie werde ich mich aus alledem befreien; ich bin verloren! Auch kam ich später dahinter, daß Marcantonio einen Hang zu religiöser Schwärmerei besaß, daß er sich schon seit einem Jahr dabei beobachtet hatte, wie er Andacht und Ausschweifung miteinander abwechseln ließ, wobei grade die Exal-

tiertheit der ersten ihn zur zweiten verführte und diese ihn wiederum angsterfüllt zu jener trieb. Zuletzt war er, nachdem er sich so oft hatte schwach werden sehn, aus reinem Zynismus mehrere Monate der Messe ferngeblieben. Alle diese Gründe tragen zur Erklärung der niederschmetternden Wirkung bei, die meine kurze, aber erbarmungslose Rede hatte. Er kauerte auf dem Boden, flehte, ich möge aufhören, und keuchte seine Besserungsgelöbnisse hervor. Aber da ich ihn nun zu einer Überzeugung gebracht hatte, die er vielleicht nie wieder erlangen würde, hielt ich es für unklug, schon abzulassen. Ich hatte noch Reserven an Entrüstung übrig. Jetzt aber kniete er weinend auf dem Teppich, hielt sich die Ohren zu und hob mir kopfschüttelnd das tränennasse Gesicht mit all seinem Grauen und angstvollem Flehn entgegen. Ich verstummte, und wir starrten dunkel einander an, durchbebt von unsern unterschiedlichen Kopfschmerzen. Dann ging er zu Bett.

Am nächsten Morgen schien er vergeistigt, beinahe durchleuchtet von seinen neuen Vorsätzen. Er schritt leicht und mit einem Anschein von Demut einher. Es wurde keine Anspielung auf die Szene des vorangegangenen Abends gemacht, aber seine Blicke über das Tennisnetz enthielten eine Folgsamkeit und Fügsamkeit, die ärgerlicher waren als Unverschämtheit. Nach zwei Sets schlenderten wir zu der untern Fontäne hinüber, und hier, auf der halbkreisförmigen Steinbank ausgestreckt, schlief er drei Stunden. Während ich zusah, wie der Vormittag zum Mittag wurde und die Sonne seinen schmächtigen Körper durchdrang, der von der angenehmen Müdigkeit, wie sie hysterischen Ausbrüchen zu folgen pflegt, erfüllt war, schien es mir nicht vorschnell, mich zu fragen, ob es nicht doch vielleicht gelungen sei. Ich tagträumte. Von der ornamentalen Terrasse unterhalb des *casino* kam das Klicken einer Baumschere; von der Wiese, in der man den trommelförmigen antiken Altar mit seinem fast völlig verwitterten Fries aufgestellt hatte, hallte das Geschrei einiger Theologiestudenten (eine kleine Villa auf dem Gut war ihnen als Ferienheim eingeräumt worden), die dort in ihren bis über die

Knie gerafften Soutanen Fußball spielten; aus dem Pinienwäldchen tönten die Rufe zweier Hirten, die an Weidenstäben schnitzend dort saßen, während ihre Herde sich beinahe unmerklich zu der Straße drüben verlief. Die Fontäne vor mir ließ ihre mannigfaltigen Klänge erschallen: das Schwirren des aufsteigenden Strahls und das Geklingel, mit dem er in das oberste Becken zurückfiel; die Trommelschläge, wenn dieses seinen Überfluß in das zweite hinabsandte; und die laute Geschwätzigkeit, mit der das unterste alles empfing, was ihm aus den verschiedenen Höhen zukam. Tacitus lag ungelesen auf meinen Knien, während mein Blick den Eidechsen folgte, die durch den leuchtenden Sonnenschein über den Kies flitzten, und ihre Verwirrung wahrnahm, wenn eine jähe Brise den schwebenden Schleier der Fontäne bauschte und uns alle mit einem feinen Dunst übersprühte. Die Eintönigkeit des Lichts und der Geräusche des Wassers, der Insekten und der Tauben in den Wirtschaftshöfen hinter mir verbanden sich und gemahnten mich an diese vibrierenden Klanggewebe, die moderne Komponisten über dem Orchester schimmern lassen, um alsbald in den Oboen ihre blökenden Terzenmelodien hindurchzufädeln.

Während ich so saß, wurde mir vom Haus her ein Brief gebracht. Mr. Perkins aus Detroit hatte gehört, ich wohne in der Villa, und er verkündete von dem Hotel des nahegelegenen Städtchens aus seine Absicht, mir einen Besuch abzustatten – glücklich, einen Vorwand gefunden zu haben, um die unzugänglichste Villa Italiens betreten zu können. Ich kritzelte auf die Rückseite des Briefumschlags, daß ein unseliges Ereignis in der Familie mich hindere, ihn gegenwärtig ins Haus zu bitten.

Die Sonnenhitze des Vormittags hatte ihren Gewittersturm zusammengebraut, und den ganzen Nachmittag saßen wir im Zimmer. Marcantonio und Donna Julia machten den Versuch, mir den neapolitanischen Dialekt beizubringen, während die schweigende Verwandte tief entrüstet danebensaß. Aber meine Lektion artete bald in einen versteckten und widerhakigen Streit zwischen den Lehrern aus. Er wurde meistenteils in raschen und

haßgeladenen Nebenbemerkungen geführt, über meinen Kopf weg, in mir undurchdringlichem Argot. Womit das Mädchen den Bruder reizte, kann ich bloß vermuten. Er war ausnahmslos der Besiegte; er wurde laut und zornig. Zweimal sprang er um den Tisch herum und schlug nach ihr; sie wartete ruhig auf den Hieb, streckte sich schlangengleich und blickte aus ihren magnetischen Augen zu ihm auf. Endlich drängte er mich, von ihr hinwegzukommen und hinaufzugehn, und die beiden schieden voneinander, ganz wie siebenjährige Kinder, mit einer Kadenz von Grimassen und einem Wettbewerb, das letzte häßliche Wort zu haben.

Nach dem Abendessen wurde der Krieg von neuem begonnen. Die Herzogin döste am Kamin; ihr gegenüber mümmelte die Verwandte. Und die beiden Kinder saßen im Schatten und tauschten Beschimpfungen. Mir wurde seltsam unbehaglich bei ihrem merkwürdigen Streiten. Ich entschuldigte mich und ging zu Bett. Das letzte, was ich sah, war ein gegen die Schulter seiner Schwester gerichteter wütender Hieb Marcantonios, und das letzte, was ich hörte, war das Tremolo ihres herausfordernden Gelächters, als sich die beiden auf der geschnitzten Truhe im Winkel balgten. Auf der Treppe gab ich mir unrecht: Sicherlich, ich hatte mir alles bloß eingebildet; mein armer weher Kopf war so voll von den erotischen Erzählungen der letzten Woche! Sicherlich hatte ich sie mir bloß eingebildet, diese Mischung von Liebe und Haß in jenen Hieben, die wilden Liebkosungen glichen, und in dem Gelächter, das halb Verhöhnung und halb Aufforderung war.

Aber es war keine Einbildung gewesen.

Ungefähr um drei Uhr wurde ich von Marcantonio geweckt. Er war noch in den Kleidern. Er überschüttete mein schläfriges Haupt mit einem Sturzbach wirbelnder Worte, unter denen ich nichts zu unterscheiden vermochte als die fieberische Wiederholung des Satzes: »Sie hatten recht.« Dann verließ er das Zimmer so unvermittelt, wie er gekommen war.

Welches Glück Mr. Perkins doch immer hatte! Sogar jetzt, als er seine ganze amerikanische Entschlossenheit aufwandte und in den Garten der verbotenen Villa einbrach, welcher gute Engel richtete es da so ein, daß er den möglichst charakteristischen Eindruck von ihr empfing? Denn sicherlich ist doch eine vornehme, alte italienische Villa am charakteristischsten, wenn ein toter Prinz zwischen den Rosenstöcken liegt. Als Frederick Perkins aus Detroit in der kristallenen Luft der siebenten Morgenstunde die Gartenmauer überkletterte, entdeckte er zu seinen Füßen den Leichnam Marcantonios d'Aquilanera – vierzehnten Prinzen und vierzehnten Herzogs von Aquilanera und Stoli, zwölften Herzogs von Stoli-Roccellina, Markgrafen von Bugnaccio, von Tei usw., Barons von Spenestra, von Gran-Spenestra, Herrn der Sciestrischen Seen; Balleis des Sankt-Stephans-Ordens; ebenso Prinzen von Altdorf-Hottenlingen-Craburg, Anwärters auf die Kurfürstenwürde von Altdorf-Hottenlingen-Craburg; Fürsten des Heiligen Römischen Reichs usw.; Kämmerers des Hofs von Neapel; Leutnants und Vetters der Päpstlichen Familie; Inhaber des Kranichordens I. Klasse usw. – seit drei Stunden erkaltet und einen feucht angelaufenen Revolver in der zusammengekrampften Rechten.

ALIX

Die Cabalisten nahmen die Kunde vom Tod Marcantonios philosophisch auf. Der Bericht, den die beraubte Mutter Miss Grier gab, war ein Mirakel an Mißverstehn. Ihrer Darstellung nach hatte ich Wunder vollbracht; es sei tatsächlich die Jähe und Gründlichkeit der Bekehrung gewesen, was Marcantonios Geistesgesundheit zerrüttete. Sie, *sie* sei zu tadeln! Sie hätte voraussehn sollen, daß man von einem Halbwüchsigen keine Enthaltsamkeit fordern durfte; ein Zuviel an Tugend habe ihn um den Verstand gebracht, und er habe sich aus übermäßigem frommem Eifer erschossen. »Diese Dinge stehn nicht in unsrer Macht, teuerste Leda«, murmelte Miss Grier. Der Kardinal enthielt sich seiner Meinungsäußerung.

Die Cabala kehrte zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück. Da ich der Biograph der einzelnen Personen, nicht der Historiograph der Gruppe bin, will ich hier nicht viel Raum in Anspruch nehmen mit Einzelheiten über das Ungemach der Mrs. Pole (sie hatte sich Unverschämtheiten gegen Miss Grier erlaubt), noch über die Renan-Aufführung (*L'Abbesse de Jouarre* wurde als Benefizvorstellung im Costanzi mit nachhaltiger Wirkung nicht gegeben). Aus einer ganz uneigennützigen Liebe für kirchliche Traditionen verhinderten die Cabalisten die Kanonisierung etlicher lästiger Nullen, die man vorgeschlagen hatte, um die Gläubigen in Sizilien und Mexiko zufriedenzustellen. Sie ersparten den Steuerzahlern Roms den Ankauf Hunderter moderner

italienischer Gemälde und die Errichtung eines Museums für sie. Sie erweckten das Interesse der Öffentlichkeit für den leichten Kanalgeruch, der die Sixtinische Kapelle durchzieht. Als ein Eichenhain in den Gärten der Villa Borghese erkrankte, hatte niemand anders als die Cabala den vernünftigen Einfall, um einen Facharzt nach Berlin zu senden. Die Wahrheit zu sagen, waren die Leistungen der Cabala nicht sehr beträchtlich. Ich sah bald, daß ich mitten im Abklingen ihrer Macht die Szene betreten hatte. Anfangs dachten die Cabalisten, sie könnten gegen die Streiks und den Faschismus und die Blasphemien im Senat etwas tun, und erst nachdem sie viel Geld verschwendet und Hunderte von Leuten nutzlos verhetzt hatten, begriffen sie, daß das Jahrhundert Kräfte entfesselt hatte, die sie nicht einzudämmen vermochten, und begnügten sich mit weniger anspruchsvollen Aufgaben.

Ich geriet immer mehr in ihre Gesellschaft. Meine Jugend und Fremdheit hörten nie auf, sie zu belustigen, und das Bewußtsein, daß ich sie so gut leiden mochte, bereitete ihnen beinahe Verlegenheit. Sie hatten gedacht, sie seien über jede Empfänglichkeit für ihnen dargebrachte Sympathien hinaus.

Mitunter wiesen sie mit dem Finger dahin, wo ich in schierer Verwunderung saß und sie anstarrte. »Er ist wie ein eifriger Hund, dem die Zunge aus dem Maul hängt«, rief dann etwa Alix d'Espoli. »Was sieht er bloß in uns?«

»Er gibt die Hoffnung nicht auf, daß wir plötzlich etwas Bemerkenswertes sagen werden«, meinte der Kardinal, mich sinnend betrachtend – mit dem Blick eines großen Sprechers, der weiß, daß seine Größe, aus Mangel an einem Boswell, mit ihm vergehn muß.

»Er kommt aus dem reichen neuen Land, das immer prächtiger wird, während unsre Länder zu Ruinen und Kehrrichthaufen verfallen«, sagte Donna Leda. »Darum glänzen seine Augen so.«

»Aber nein«, rief Alix, »ich glaube, er liebt uns wirklich. Er liebt uns eben in einer desinteressierten Neuen-Welt-Manier. Ich hatte einmal einen wunderschönen Setter namens Samuele.

Der verbrachte sein ganzes Leben damit, am Straßenrand zu sitzen und uns mit einem Blick höchster Erregung zu beobachten.«

»War er bissig?« fragte Donna Leda, die immer alles wörtlich nahm.

»Man brauchte Samuele nicht erst ein belegtes Brötchen zu reichen, um seine Ergebenheit zu gewinnen. Er liebte es, zu lieben. Sie werden mir nicht böse sein, nicht wahr, wenn ich Sie mitunter Samuele nenne, um mich an ihn zu erinnern?«

»Sprechen Sie doch nicht in seiner Gegenwart über ihn«, murmelte Frau Bernstein, die grade Solitair spielte. »Junger Mann, bringen Sie mir meinen Pelz vom Klavier, damit diese Leute Zeit haben, sich auf sich selbst zu besinnen.«

Die Prinzessin hatte mein Wesen erklärt. Welch freundlicheren Dienst kann man seinem Mitmenschen erweisen? Wie hätte ich mich jemand nicht verbunden fühlen sollen, der die Gabe solch flinker und huldvoller Auslegung besaß?

Sie war keine moderne Frau, die Prinzessin. Wie Naturforscher, wenn sie gewisse fast ausgestorbene Vögel der Inseln Australiens betrachten, imstande sind, sich eine versunkene Epoche heraufzurufen, so fühlten wir in Gegenwart dieser wunderbaren Fürstin, daß es uns vergönnt war, einen Blick in das siebzehnte Jahrhundert zu werfen und uns auszumalen, was das Feudalsystem in seiner Blüte gewesen sein mußte.

Die Prinzessin d'Espoli war außerordentlich hübsch, auf eine zarte, Pariser Art; ihr lebhafter Kopf, von der Fülle rötlichen Haars gekrönt, war stets auf die eine oder andre ihrer mageren, spitzen Schultern geneigt; ihr ganzer Charakter offenbarte sich in ihren traurigen lachenden Augen und dem kleinen roten Mund. Ihr Vater entstammte dem provenzalischen Adel, und sie hatte ihre Mädchenzeit teils in kleinstädtischen Klosterschulen, teils wie eine Ziege auf den Bergen in der Umgebung des väterlichen Schlosses umherkletternd verbracht. Mit achtzehn Jahren waren sie und ihre Schwester von den Bergwiesen hereingeholt, in steife Kleider gesteckt und wie Ware in den Salons einflußreicher Verwandter in Paris, Florenz und Rom verhökert worden.

Ihre Schwester war einem Automobilfabrikanten zugefallen und machte das gute und schlechte Wetter von Lyon; Alix hatte den morosen Prinzen d'Espoli geheiratet, der alsogleich in tiefere Misanthropie verfiel. Er blieb stets zu Hause, in niedrigste Ausschweifungen versunken. Der Freundeskreis seiner Frau bekam ihn nie zu Gesicht und erwähnte seiner niemals; gelegentlich wurden wir uns seiner Existenz, wie wir meinten, durch verspätetes Eintreffen der Prinzessin, durch ihr eiliges Abschiednehmen und ihre gehetzte Miene bewußt. Sie hatte zwei Kinder in zartem Alter verloren. Außer in den Häusern andrer Leute hatte sie kein Leben. Aber die Summe ihrer Leiden hatte die lieblichste Art von Fröhlichkeit hervorgebracht, die die Welt je erblicken wird, einen reinen, einem gebrochenen Herzen entspringenden Quell von Frivolität. Wundervoll in allen Szenen gesellschaftlichen Lebens, entfaltete sie ihre feinsten Gaben sicherlich bei Tisch, wo sie in Blicken und Gebärden eine Grazie zeigte, wie die talentiertesten Schauspielerinnen sie für ihre Millamants, ihre Rosalinden und Celimenen nicht aufzubringen vermöchten; nirgends sonst konnte man solche Anmut, solche Manieren, solchen Witz beobachten. Sie plauderte von ihren Lieblingstieren, beschrieb eine zufällig mitangesehene Abschiedsszene auf einem Bahnhof oder persiflierte die römische Feuerwehr mit einer Vollendung der Wiedergabe, die einer Yvette Guilbert würdig war, aber mit einer um so reinern Vollendung, als sie nicht ans Theater gemahnte. Sie besaß die Fähigkeit subtilster Nachahmung und vermochte ihre Zuhörer durch endlose Monologe zu fesseln, aber der Zauber ihres Talents lag darin, daß es die Mitwirkung der ganzen Gesellschaft verlangte; Ausrufe, Einwürfe und sogar Massenschreie wie die eines Shakespeareschen Volkshaufens waren nötig, damit die Prinzessin ihre feinste Kunst entfalten konnte. Sie bediente sich einer ungewöhnlich reinen Redeweise, eines Talents, das tiefer wurzelte als bloße Fähigkeit, sich grammatische Korrektheit in den vier Hauptsprachen Europas anzueignen; seine Quelle lag in der Wesensart ihres Geistes. Ihr Denken vollzog sich, vielfältig verflochten, aber nicht ungeordnet, in langen,

schleifenförmigen Nebenbemerkungen, in einem feinen Netzwerk von Relativsätzen, mit Steigerungen, die ausnahmslos in einem anmutigen Geistesblitz endeten, einer unvermuteten Wendung oder überraschenden Verallgemeinerung. Ich warf ihr einmal vor, daß sie in Abschnitten spreche, und sie gestand, daß die Nonnen, bei welchen sie in der Provence zur Schule ging, täglich von ihr einen mündlichen Aufsatz verlangt hatten, gegliedert nach einer Formel, die größtenteils aus den Briefen der Mme. de Sévigné abgeleitet war und in einem *concetto* endete.

Solche rare Naturen sind nicht imstande, sich von gewöhnlicher Speise zu nähren. Gerüchte von den wunderlichen, stürmischen Liebschaften der Prinzessin kamen uns beständig zu Ohren. Es scheint, daß sie dazu verdammt war, durch alle Korridore Roms eine Reihe von Affären zu verfolgen, die so kurz und phantastisch wie leidenschaftlich und unbefriedigend waren. Die Natur hatte offenbar beschlossen, diese Frau dadurch zu quälen, daß sie sie zwang, sich zu verlieben – sie zu quälen mit dieser atemlosen Folge gehetzter Zusammenkünfte, fieberhaften Suchens, gespielter Gleichgültigkeit, nächtelanger einsamer Selbstgespräche, lächerlicher Visionen fernher winkender Glückseligkeit – sich zu verlieben, und zwar in just den Typus von jungen Männern, für den sie keine Anziehung besaß: in kühle, unpersönliche, gelehrte oder athletische Nordländer, in einen Sekretär der britischen Gesandtschaft oder einen deutschen Archäologen. Als wäre es nicht genug gewesen an solchen Prüfungen, fügte ihnen die Gesellschaft noch diese Verschärfung hinzu, daß die römischen Gastgeberinnen der Prinzessin, die ihre Schwäche kannten und sich vergewissern wollten, sie werde an der Abendtafel ihre feinsten Geistesblitze versprühn, absichtlich in die Zahl der Gäste auch den neuesten Abgott der Prinzessin einbezogen, dem sie dann den ganzen Abend lang ihren Schwanengesang verschmähter Liebe sänge.

Schon als halbwüchsiges Mädchen – wenn ich mir erlauben darf, die Entwicklung ihrer Persönlichkeit zu rekonstruieren –, spürte sie, daß etwas in ihrem Wesen sie ein wenig hinderte,

Freundschaften zu schließen – nämlich Intelligenz. Die wenigen intelligenten Leute, die aufrichtig wünschen beliebt zu sein, lernen unter all den Enttäuschungen des Herzens bald, ihren Geist zu verbergen. Sie verwerten ihr scharfes Wahrnehmungsvermögen allmählich in praktischeren Bahnen zu einer ganzen Technik beziehungsvoller Schmeicheleien, zu den glücklichen Redewendungen und Euphemismen auffällig zur Schau getragener Zuneigung und dazu, die rohen Linien der Stumpfheit andrer zu glätten. Alle Meisterschaft der Prinzessin lief auf den beinahe unbewußten Versuch hinaus, sich diejenigen zu Freunden zu machen, die zunächst ihre Bewunderer waren, wobei sie jedoch begriff, daß diese, wenn sie zu viel Kunst aufwendete, zwar geblendet, aber abgeschreckt wären, wenn sie aber nicht die höchste Vollendung erreichte, sie als eine hysterische, zu trivialer Witzigkeit neigende Person abtäten. Seit vielen Jahren hatte sie dieses Hinplappern an ihren Freunden geübt und dabei unbewußt von deren Gesichtern abgelesen, welche Tönungen der Stimme, welche Handbewegungen, welche nachträglichen Beiwörter mehr und welche weniger wirkungsvoll waren. Mit andern Worten, sie hatte unter dem Stachel der Liebe die Meisterschaft in einer schönen Kunst erlangt, in der beinahe völlig in Vergessenheit geratenen Kunst der Konversation. Wie eine geängstigte weiße Maus in der Falle eines Experimentalpsychologen hatte sie ihr Ziel nach den primitiven Regeln des Versuchens und Irrens zu erreichen getrachtet und erfahren müssen, daß man am Ende von den Fehlschlägen zu wund ist, um sich eines Erfolgs zu freuen. Der überfeine und gebrechliche Mechanismus ihres Temperaments hatte nicht vermocht, der ihm auferlegten Anstrengung standzuhalten – der zwiefachen Erschöpfung durch Inspiration und Herzweh; und das liebliche Geschöpf war bereits ein wenig verrückt. Sie wurde täglich haltloser, und man konnte sie mitunter in Stimmungen überraschen, die bald närrisch und bald rührend waren. Ihre tiefste Wunde aber stand ihr erst bevor.

James Blair und seine Merkbücher waren zu guter Letzt doch in Rom geblieben. Er war bei seinen Forschungen auf irgendeine

neue Ader gestoßen. Für ihn waren zehn Leben zu kurz, um die Horizonte seiner Neugier abzusuchen. »Denk bloß«, sagte er etwa, »daß man ungefähr zehn Jahre brauchen würde, um den ganzen kritischen Apparat zusammenzutragen, mit dem man die geschichtlichen Fragen angehen könnte, die das Leben des hl. Franz von Assisi umgeben! Es würde beinahe ebensolange Zeit erfordern, das römische Straßennetz zu ermitteln, die Salzstraßen und die Getreidestraßen – Gott! das ganze Problem, wie das Rom der Republik mit Lebensmitteln versorgt wurde!« Ein andermal träumte er davon, mit der Lektüre der acht oder zehn Bücher in deutscher und französischer Sprache zu beginnen, die es über Christine von Schweden und ihren Aufenthalt in Rom gibt; hernach müßte man Schwedisch lernen und die Tagebücher und Kisten voll Aufzeichnungen lesen; und sobald man endlich mehr über Christine wüßte als irgendein andrer Mensch unter der Sonne, ginge man auf ihren Vater über und vergrübe sich für Monate in den Bibliotheken, um die Politik und das militärische Genie Gustav Adolfs zu ergründen. So dehnte sich das Leben ... Buchrücken ... Buchrücken ... Kataloge ... Fußnoten. Man studierte die Heiligen und dachte nie über Religion nach. Man wußte alles über Michelangelo, aber hatte nie auch nur ein einziges seiner Werke tief empfunden. James wandte Wochen gebannter Aufmerksamkeit an die Frauen der Cäsaren und war doch kaum zu einem Diner im Palazzo Barberini zu schleppen. Er fand alle Modernen gewöhnlich und ließ sich von dem großartigen Stil der Geschichtsschreiber gefangennehmen, der überall dort versagt, wo es die Vermittlung der lebendigen Wirklichkeit (für Blair jedoch der Alltäglichkeit) ihrer Helden gilt. Die Gegenwart wirft einen Schleier von Gewöhnlichkeit über die Welt; in ein lebendiges Antlitz zu blicken – und wäre es noch so schön – heißt die Poren und die Fältchen um die Augen wahrnehmen. Nur nichtgegenwärtige Gesichter sind schön.

Tatsache ist, daß James Blair sehr früh Furcht vor dem Leben bekommen hatte (auf eine Art, die die Prinzessin später einmal in einem Augenblick des Elends und der Eingebung mit dem

Ausruf erraten sollte: »Was für eine dumme Person muß er zur Mutter gehabt haben!«) und seither die Hochfluten seiner Energie stets auf Bücher ablenkte. Zu manchen Zeiten ähnelte seine Lernbegier einer blinden Angst; er benahm sich so, als fürchtete er beim Aufblicken von der Buchseite, die Welt oder seinen Anteil an ihr, in Trümmer fallen zu sehn. Seine endlose Jagd nach Tatsachen, die keine Frucht in Veröffentlichungen trug und an sich ihm kein ästhetisches Vergnügen bereitete, war nicht sosehr Ausdruck seines Willens, etwas zu tun, sondern vielmehr des Willens, etwas anderm zu entfliehn. Der eine Mensch findet Erlösung in Träumen, der andre in Tatsachen.

Das alles ergab eine echte Weltfremdheit, die zusammen mit seiner Jugend und seinem Wissen und seiner ein wenig zerstreuten Höflichkeit, ihm besonders die Herzen älterer Frauen gewann. Auch Miss Grier wie Madame Agaropoulos umflatterte ihn mit mütterlichem Entzücken und seufzte vor Ärger über seine hartnäckigen Weigerungen, sie zu besuchen. Er gemahnte mich an Löwen, die, ohne zu blinzeln, ja ohne zu blicken, auf die Menge vor ihrem Käfig starren, die Menge, die Gesichter schneidet und bewundernd Sonnenschirme schwenkt, obgleich das Tier es verschmäht, von solch gewöhnlichen Spendern auch nur ein Stückchen Zuckerbrot anzunehmen.

Zu der Zeit, wo die Geschichte von der Prinzessin beginnt, war er damit beschäftigt, die Lage der alten Städte Italiens zu bestimmen. Er las mittelalterliche Beschreibungen der Campagna und suchte durch Ortsnamen, ausgetrocknete Wasserläufe und rissig gewordene Ölgemälde den genauen Ort verfallener Straßen und verlassener Siedlungen zu ermitteln. Er lernte eine Menge über die frühere Fauna und Flora des Landes. Er war vollkommen glücklich. Manchmal machte er sich Aufzeichnungen über all diese Dinge, aber zumeist zog er es vor, die Wahrheit zu erfahren und sie dann zu vergessen.

Wenn es in seinem Zimmer kalt zu werden begann, benützte er seelenruhig das meine, belegte meine Tische mit seinen pergamentgebundenen Folianten, lehnte seine Bilder gegen meine Wän-

de und bedeckte meine Fliesen mit seinen Landkarten. Er hatte durch seine gelehrten Anspielungen und Zitate einen Bibliothekar am Collegio Romano geblendet und genoß seitdem das Vorrecht, Studienmaterial nach Hause zu nehmen.

Eines Tages suchte mich die Prinzessin d'Espoli auf. Ottima ließ sie ein. Sie traf James Blair an, wie er, auf dem Fußboden kniend, über eine vergilbte wappengeschmückte Landkarte von Stadt zu Stadt kroch. Er war in Hemdsärmeln; die Haare hingen ihm zerzaust über die Stirn, und seine Hände waren grau von Staub. Er hatte die Prinzessin nie zuvor gesehn, und ihr Kleid gefiel ihm nicht. Er wünschte nicht, in ein Gespräch verwickelt zu werden, und stand da, stattlich und verdrossen, und seine Blicke stahlen sich zu der Landkarte auf dem Boden. Er erklärte, ich sei ausgegangen. Käme vielleicht nicht zurück vor . . . Werde nicht vergessen, mir zu sagen . . .

Alix nahm es nicht übel. Sie bat sogar um eine Tasse Tee.

Ottima war soeben eingetreten, um die Beratung über das Abendessen zu beginnen. Während das Teewasser kochte bat Alix, Blair möge ihr die Landkarten erklären. Nun war zwar die Prinzessin weit eher als hunderte Frauen ihrer Kreise fähig, Begeisterung für alte Städte aufzubringen, aber ohne zumindest das Doktordiplom für Archäologie zu besitzen, wagt man sich mit James Blair nicht auf ein solches Gebiet. Kalt und hochmütig hielt er meinem Gast einen gelehrten Vortrag mit langen Zitaten aus Livius und Virgil. Er schleppte die Prinzessin erbarmungslos die Sieben Hügel hinauf und hinab, er ließ sie sich durch alle wechselnden Betten des Tibers winden. Als ich schließlich heimkam, fand ich die Prinzessin, wie sie ihn über den Rand ihrer Teetasse mit einem leicht spöttischen Ausdruck anstarrte. Sie hatte nicht geahnt, daß solch ein Mann möglich wäre. Während der ganzen Episode hatte Blair sich genauso benommen wie ein verzogener Junge von sieben Jahren, der im Indianerspielen unterbrochen wurde. Es ließe sich schwer sagen, was die Prinzessin am meisten gefangennahm, aber wahrscheinlich war es dieser Zug von beharrlichem, verwöhntem Mitsichselbstbeschäftigtsein,

zum Teil vielleicht auch die kalte Dusche, sich unwillkommen zu fühlen – sie, die das Entzücken der entzückendsten Menschen Europas war, die nie zur Tür hereinkam, ohne einen Wirbelsturm freudiger Begrüßung zu erregen, die nie zu früh erschien, nie zu spät ging, sie hatte plötzlich den Luxus des Zurückgewiesenwerdens verkostet.

Sobald ich kam, verabschiedete sich Blair unbeholfen.

»Aber er ist ja reizend! Ganz reizend!« rief die Prinzessin. »Wer ist er?«

Ich erzählte ihr kurz von seinem Elternhaus, seiner Universitätslaufbahn, seinen Studiengewohnheiten.

»Aber was für ein außergewöhnlicher Mensch! Sagen Sie mir: ist er – schüchtern? Ist er *boudeur* mit jedermann? Vielleicht habe ich etwas getan, was ihn verdrossen hat? Was kann ich bloß gesagt haben, Samuele?«

Ich beeilte mich, sie zu beruhigen. »So ist er zu allen. Und die meisten Leute mögen ihn darum nur desto besser leiden. Besonders ältere Frauen. Miss Grier und Madame Agaropoulos, zum Beispiel, verhimmeln ihn, und dabei tut er nichts weiter als bloß auf ihren Salonfauteuils sitzen und Ausreden dafür erfinden, daß er nicht zum Diner kommt.«

»Nun, ich bin keine ältere Frau, und auch ich kann ihn gut leiden. Oh, er ist so grob! Ich hätte ihm ins Gesicht schlagen mögen. Und angeblickt hat er mich nur ein einziges Mal. Er wird es schwer haben im Leben, Samuele, wenn er nicht lernt, umgänglicher zu sein. Gibt es denn niemand, den er gern hat? Nein? Außer Ihnen?«

»Ja, er ist mit einem Mädchen in Amerika verlobt.«

»Blond oder braun?«

»Ich weiß nicht.«

»Merken Sie auf meine Worte! Er wird sehr unglücklich werden, wenn er nicht lernt, liebenswürdiger zu sein. Aber welche Intelligenz! Welch ein Auge! Und wie wundervoll ist es, solch einen völligen Mangel an Pose zu sehn, solche Einfachheit! Wohnt er hier?«

»Nein, er bringt bloß seine Bücher hier herein, wenn es in seinem Zimmer zu kalt wird.«

»Ist er arm?«

»Ja.«

»Er ist arm!«

»Nicht sehr, wissen Sie. Wenn er wirklich bei seinem letzten Cent angelangt ist, kann er immer irgendeine Arbeit finden. Er ist glücklich in seiner Armut.«

»Und er lebt ganz allein?«

»Ja, o ja.«

»Und er ist arm!« Das verursachte ihr einen Augenblick erstaunten Nachdenkens, bis sie losbrach: »Aber wirklich, das ist ein Unrecht! Es ist Pflicht der Gesellschaft . . . das heißt, die Gesellschaft sollte stolz sein, sich solcher Menschen anzunehmen. Jemand sehr Begabtes müßte dazu bestimmt werden, über solche Menschen zu wachen.«

»Aber James Blair schätzt seine Unabhängigkeit über alles, Prinzessin. Er will nicht überwacht werden.«

»Solche Menschen sollten auch gegen ihren Willen überwacht werden. Wissen Sie was? Sie werden ihn einmal zum Tee mitbringen. Ich bin sicher, in der Bibliothek meines Mannes finden sich noch eine Menge alter Karten der Campagna. Wir haben auch die Berichte der Verwalter über die Güter der d'Espoli bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück. Würde ihn das nicht locken?«

Über sich selbst erstaunt, versuchte die Prinzessin für eine Weile von andern Dingen zu reden, aber alsbald war sie wieder dabei, zu loben, was sie Blairs Zielbewußtheit nannte; sie meinte seine einseitige Selbstgenügsamkeit, denn während wir in einen Menschen verliebt sind, liegt das Wissen von seinen Schwächen hinter unsern Gedanken versteckt, und unsre Idealisierung des geliebten Wesens ist nicht sosehr eine Übertreibung seiner Vorzüge, sondern ein sorgsamer Versuch, seine Fehler verständlich erscheinen zu lassen.

Als ich Blair das nächste Mal sah, vergeudete er zwei oder drei Stunden, ehe er den Mut aufbrachte, mich zu fragen, wer sie sei.

Er lauschte düster, während ich meiner Begeisterung Ausdruck gab. Endlich zeigte er mir ein Briefchen, worin sie ihn aufforderte, mit ihr nach Espoli zu fahren, sich den Besitz anzusehn und das Archiv zu durchforschen. Er solle mich mitbringen, wenn ich wolle. James wünschte sehr, die Einladung anzunehmen; aber er war mißtrauisch gegen die Dame. Er mochte sie und mochte sie auch wieder nicht. Er versuchte, mir klarzumachen, daß er nur Frauen möge, die nicht zuerst ihn mochten. Er drehte das Blättchen zwischen den Fingern und versuchte, zu einem Entschluß zu kommen; endlich ging er zum Tisch und schrieb eine Absage.

Dann begann, was als Belagerung zu bezeichnen, bloß eine Roheit wäre. Den Korso entlangfahrend sagte sich Alix: »Es ist nichts Unkonventionelles daran, wenn ich bei seiner Wohnung anhalte, um zu fragen, ob er mit mir in die Gärten fahren will. Ich könnte einem Dutzend Männer ebensoweit entgegenkommen, und es wäre durchaus natürlich. Ich bin viel älter als er, um so viel älter, daß es bloß ... bloß Fürsorglichkeit wäre.« Wenn sie dann auf dem Treppenabsatz vor seiner Tür stand – sie ließ es nicht genug daran sein, den Chauffeur hinaufzuschikken –, durchlebte sie einen Augenblick jäher Angst, wünschte ihr Klingeln zu widerrufen, und wenn niemand antwortete, bildete sie sich ein, er halte sich hinter der verschlossenen Tür versteckt und horche vielleicht gar mit Zorn und Verachtung auf die lauten Schläge ihres Herzens. Oder sie kämpfte inmitten der vergoldeten Stühle ihres kleinen Salons den ganzen Abend mit sich, ob sie ihm ein Billett senden solle. Sie zählte die Tage, seit sie ihn zuletzt gesprochen hatte, und ermaß die Schicklichkeit – die innere, seelische Schicklichkeit, nicht die gesellschaftliche, denn für die Cabalisten hatte die zu existieren aufgehört – einer neuen Zusammenkunft. Immer wieder traf sie ihn von ungefähr in der Stadt – sie nannte das ihren Beweis für die Existenz von Schutzengeln –, und mit solchen zufälligen Begegnungen mußte sie sich für gewöhnlich bescheiden. Über die ganze Ausdehnung der Piazza Venezia hinweg wußte sie seine Aufmerksamkeit zu erregen und führte ihn dann in ihrem Wagen an jeden Bestimmungsort,

den er eingestand. Niemand kann je glücklicher gewesen sein als Alix, wenn sie bei solchen seltenen Gelegenheiten neben ihm im Wagen lehnte. Und wie gelehrig saß sie da und lauschte seinen Vorträgen, mit wieviel Zärtlichkeit bemerkte sie verstohlen, was für Krawatten, Schuhe und Socken er trug, und mit welcher Gespanntheit heftete sie ihren Blick auf sein Gesicht und versuchte, sich die genauen Verhältnisse seiner Züge einzuprägen, einen Eindruck festzuhalten, den Gleichgültigkeit so viel besser zu bewahren weiß als die leidenschaftlichste Liebe. Sie hätten vielleicht die kongenialsten Freunde werden können – denn er empfand unklar, daß etwas in ihr sie den großen Frauen seiner Studien verband –, wenn es ihr nur gelungen wäre, ihre zärtlichen Gefühle zu verbergen. Bei den ersten Anzeichen, daß sie ihm nicht zuwider sei, berauschte sie sich dermaßen an diesen Spuren von Freundlichkeit, daß sie sich eine kleine, schüchterne Bemerkung gestattete, in der eine ganz schwache Andeutung von Gefühl mitschwang; sie sagte etwa ein Wort über seine Erscheinung oder bat ihn zum Mittagessen – und verlor ihn wieder.

Eines Tags sandte er ihr ein Buch, dessen in ihren Gesprächen Erwähnung getan worden war. Er bedachte keinen Augenblick, daß dies der erste Schritt war, den er während der ganzen Dauer ihrer Beziehungen aus eigenem unternommen hatte. Bisher war jede Anregung, jede Einladung, leicht hingeworfen, von ihr ausgegangen – von ihr, die vor der Antwort zitterte und im voraus eine Ablehnung durchlitt –, und sie sehnte sich nach einem ersten Zeichen seiner Anteilnahme. Als ihr nun dieses Buch gebracht wurde, verlor sie das Gleichgewicht; sie dachte, es rechtfertige sie, ihre Freundschaft auf neue Stufen auszudehnen, auf beinahe tägliche Zusammenkünfte und lange, müßige kameradschaftliche Nachmittage. Sie begriff nie, daß sie in seinen Augen erstens eine Feindin seiner Studien war und zweitens dieses seltsame, eingehegte Ungeheuer, das er bei all seiner Belesenheit nicht zu vermenschlichen vermocht hatte: eine verheiratete Frau. Sie besuchte ihn einmal zu oft. Und plötzlich änderte er sich, wurde unhöflich und schroff. Wenn sie die Treppe zu ihm hinaufstieg, verbarg er

sich nun tatsächlich hinter der Tür, und die Klingel läutete vergeblich und mit drohendem Klang, obwohl sie herauszufinden gewußt hatte, er sei daheim. Ein Schrecken befiel sie; sie sah sich wieder am Eingang zu dieser Höhle des Grauens in ihrer Natur: immer schien sie zu lieben, wo sie nicht wiedergeliebt wurde. Verstört kam sie zu mir. Ich war vorsichtig und bot ihr Philosophie, bis ich Blair nach der Sache aushorchen könnte.

Blair erschien aus freien Stücken bei mir. Er schritt im Zimmer auf und ab, verwirrt, empört, erbost. Sein Aufenthalt in Rom sei unmöglich geworden. Er wage nicht mehr in seinem Zimmer zu bleiben, und wenn er ausgehe, halte er sich in den Nebengassen. Was er tun solle? Ich riet ihm, die Stadt zu verlassen.

Wie könnte er das? Er sei mitten in einer Arbeit, die . . . einer Arbeit, die . . . Hol der Teufel das Ganze! Gut also, er werde abreisen.

Ich bat ihn, vorher noch einmal mit mir zu Abend zu essen, wenn die Prinzessin auch dabei wäre. Nein, nein, alles eher als das! Ich wurde ärgerlich. Ich begann die verschiedenen Typen von Narren zu analysieren, zu denen er gehöre. Eine Stunde später sagte ich, daß die bloße Tatsache, so geliebt zu werden, ob man das nun erwidern könne oder nicht, einem eine Verpflichtung auferlege, eine größere, als bloß freundlich zu sein – die Verpflichtung zur Dankbarkeit. Blair verstand das nicht, willigte aber schließlich unter der schwierigen Bedingung ein, ich dürfe der Prinzessin nicht verraten, daß er noch am selben Abend nach Spanien abreise.

Natürlich kam die Prinzessin frühzeitig und so bezaubernd gekleidet, daß ich beinahe alles verraten hätte, kaum daß ich sie einließ. Sie hatte Karten für die Oper. Man riß sich nicht mehr darum, »Salome« zu hören, aber nachher, um halb elf, sollte »Petruschka« getanzt werden. Blairs Zug ging um elf. Er kam und gab sich von seiner liebenswürdigsten Seite. Wir waren wirklich alle in sehr glücklicher Stimmung, als wir am offenen Fenster saßen, rauchten und lange bei Ottimas ausgezeichnetem *zabaglione* und ihrem trasteverisch herben Kaffee plauderten.

Es bedeutete für mich immer wieder eine Überraschung, daß die Prinzessin in Blairs Gegenwart stets die stolze, unnahbare Aristokratin war. Sogar ihre leise liebkosenden Bemerkungen waren von einer Art, daß niemand, in den man nicht heimlich verliebt war, sie beachtet hätte. Ihr geflissentlicher Stolz brachte sie sogar dazu, ihre kühle Unpersönlichkeit zu übertreiben; sie neckte ihn, sie tat, als hörte sie nicht, wenn er das Wort an sie richtete, sie tat, als wäre sie in mich verliebt. Nur wenn er nicht zugegen war, wurde sie demütig, ja unterwürfig; nur da konnte sie sogar den Gedanken fassen, ihn unaufgefordert zu besuchen. Endlich erhob er sich. »Es wird Zeit, zum Russischen Ballett zu gehn«, sagte sie.

Blair entschuldigte sich; es tue ihm leid, aber er müsse nach Hause und noch arbeiten.

Sie sah aus, als hätte ein Schwert ihr die Brust durchbohrt. »Aber drei Viertelstunden Strawinsky sind doch gewiß ein Teil Ihrer Arbeit! Mein Wagen wartet unten.«

Er blieb fest. Auch er hatte eine Karte für diesen Abend.

Ein paar Sekunden starrte sie ihn ausdruckslos an. Sie war nie unter solchen Umständen auf Widerspenstigkeit gestoßen und wußte nicht, was zunächst tun. Nach einem Augenblick senkte sie den Kopf und schob ihre Kaffeetasse zurück. »Gut«, sagte sie leichthin, »wenn Sie nicht können, können Sie eben nicht. Dann gehn also Samuele und ich allein.«

Der Abschied der beiden war grimmig. Auf der Fahrt zum Constanzi verharrte sie in Schweigen und spielte mit den Falten ihres Abendmantels; während des Balletts saß sie im Hintergrund der Loge, mit starren, trockenen Augen, und grübelte und grübelte. Nach Schluß der Vorstellung wurde sie im Logengang von Dutzenden von Bekannten umdrängt. Sie wurde lustig. »Gehn wir ins Kabarett der russischen Flüchtlinge!« rief sie. Vor dem Eingang des Kabaretts entließ sie ihren Chauffeur und sagte ihm, daß ihre Zofe nicht aufzubleiben und auf sie zu warten brauche. Wir tanzten lange und schweigend, und allmählich überkam ihre Niedergeschlagenheit sie wieder.

Als wir das Lokal verließen, durchflutete das unfreundlichste Mondlicht der Welt die Straße. Wir fanden einen Wagen und fuhren zu ihrer Wohnung. Aber in das ernsteste Gespräch unsrer ganzen Bekanntschaft vertieft, merkten wir gar nicht, daß der Wagen ihre Tür erreicht und schon einige Zeit gehalten hatte.

»Hören Sie, Samuele, schicken Sie mich jetzt nicht zu Bett! Lassen Sie mich auf einen Augenblick hinaufgehn und mich schnell umkleiden. Dann wollen wir spazierenfahren und die Sonne über der Campagna aufgehn sehen. Wären Sie mir deswegen sehr böse?«

Ich beteuerte, eben darauf hätte ich Lust, und sie eilte ins Haus. Ich zahlte den Kutscher, der betrunken und streitsüchtig war, und als sie zurückkam, streiften wir durch die Gassen, sprachen viel und beschworen allmählich eine resignierte Schläfrigkeit herauf. Im Kabarett hatten wir mit Wodka experimentiert, und der Alkohol verlieh unsern Gemütern eine gleiche Stimmung, wie das Mondlicht sie über die Eisblase des Pantheons goß. Wir gerieten in den Hof der Cancelleria und kritisierten die Bogengänge. Als wir keine Zigaretten mehr hatten, kehrten wir in meine Wohnung zurück.

»Diesen Abend war ich gar nicht tapfer«, sagte sie, sich im Dunkeln auf dem Sofa zurücklehnend. »Ich war verzweifelt. Das war, bevor ich Ihre Einladung erhielt. Konnte ich hingehn und mit ihm sprechen, oder konnte ich es nicht? Eine Woche war seit dem letzten Mal vergangen. Ich fragte mich, ob er sich . . . nun, ob er sich beleidigt fühlen würde, wenn eine Dame um zehn Uhr nachts an seine Tür klopfte. Es war gegen zehn. Wirklich, es ist nichts Besonderes daran, wenn eine Dame um neun Uhr dreißig einen unpersönlichen Besuch abstattet. Es ist doch zum Beispiel auch nichts Absonderliches, daß ich jetzt hier bin, Samuele? Überdies hatte ich einen vollkommen ausreichenden Grund, um hinzugehn. Er hatte mich gefragt, wie ich über ›*La Villegiatura*‹ dächte, und inzwischen hatte ich das Buch gelesen. Also sagen Sie mir, mein lieber Freund, wäre es lächerlich gewesen, nach amerikanischer Auffassung, wenn ich . . .?«

»Schöne Alix, Sie sind niemals lächerlich. Aber war Ihre Zusammenkunft mit ihm heute abend nicht ein um so frischeres und glücklicheres Erlebnis, eben weil Sie ihn so lange nicht gesehn hatten?«

»Oh, wie klug Sie sind!« rief sie. »Gott hat Sie mir in meiner Not gesandt. Kommen Sie hier neben mich und lassen Sie mich Ihre Hand halten! Schämen Sie sich meiner, wenn Sie mich leiden sehn? Ich vermute, ich sollte mich schämen. Ich zeige mich ohne jede Würde. Aber Sie haben gütige Augen, und ich schäme mich nicht vor Ihnen. Ich glaube, auch Sie müssen sehr geliebt haben, denn Sie nehmen meine Verrücktheit als etwas ganz Natürliches hin. Ah, mein lieber Samuele, mich überfällt immer wieder der Gedanke, daß er mich verachtet. Ich besitze alle die Fehler, die er nicht hat. Wenn mich dieser Alptraum quält, daß er mich nicht nur nicht mag, sondern mich verlacht, steht mir das Herz still, und ich muß erröten. Dann kann ich mich nur durch die Erinnerung retten, daß er mir doch viele Freundlichkeiten sagte, daß er mir das Buch gesandt hat, daß er sich nach mir erkundigte. Und dann bete ich ganz schlicht zu Gott, er möge seinem Gemüt nur ein wenig Achtung vor mir einpflanzen. Nur ein wenig Respekt vor ... vor dem, was andre Leute an mir zu lieben scheinen.«

Schweigend saßen wir eine Weile, ihre fieberische Hand in die meine gedrückt, und ihre glänzenden Augen starrten ins Dunkel. Endlich begann sie mit leiserer Stimme wiederum zu sprechen:

»Er ist gut. Er ist verständig. Wenn ich stets alles so zergliedere, mache ich mich seiner Liebe unwürdig. Ich muß Einfachsein lernen. Ja. Sehn Sie, Sie haben schon so viel für mich getan – darf ich Sie um nur noch eine Gefälligkeit bitten? Spielen Sie mir etwas vor. Ich muß diese wunderbare Musik aus dem Kopf bekommen, in der Petruschka mit sich selbst ringt.«

Ich schämte mich, ihr vorzuspielen, die weit besser spielte als wir alle, aber ich zog meine Foliobände hervor und begann den Klavierauszug von Glucks »Armida« von Anfang an durchzugehn. Ich hatte gehofft, die stümperhafte Ausführung werde ih-

ren ästhetischen Unwillen erregen und sie so aus ihrer Niedergeschlagenheit aufrütteln, aber ich gewahrte bald, daß sie eingeschlafen war. Nach einem langen und geschickt ausgeführten Diminuendo stand ich vom Klavier auf, schaltete ein gedämpftes Licht in ihrer Nähe ein und stahl mich in mein Schlafzimmer. Ich kleidete mich um und legte mich dann auf mein Bett, bereit für den Spaziergang, auf dem wir den Sonnenaufgang sehn wollten. Mich durchbebte eine seltsam beglückende Erregung, hervorgerufen teils durch meine Zuneigung und mein Mitleid für Alix, teils durch das Erlebnis, eine schöne Seele in ihren letzten, geheimsten Bereichen von Stolz und Leid belauscht zu haben. Ich lag so, stolz und glücklich in meiner Wächterrolle, als mein Herzschlag plötzlich aussetzte. Sie weinte im Schlaf. Seufzer quollen aus der Tiefe ihres Schlummers; heisere Beteuerungen, verstocktes Leugnen und qualvolles Stöhnen folgten einander. Plötzlich hörte ihr unregelmäßiges, lautes Atmen auf, und ich wußte, daß sie erwacht war. Eine halbe Minute blieb alles still; dann ein leiser Ruf: »Samuele!«

Kaum war ich in der Tür erschienen, als sie ausrief: »Ich weiß, er verachtet mich! Er läuft vor mir davon. Er hält mich für ein verrücktes Weibsbild, das ihn verfolgt. Er gibt Auftrag, mir zu sagen, er wäre ausgegangen, aber er steht hinter der Tür und hört mich weggehn. Was soll ich tun? Es wäre besser, ich würde nicht mehr leben. Besser, nicht mehr leben! Es wäre das beste, mein lieber Samuele, ich ginge gleich jetzt auf und davon, meinen eigenen Weg, und dieses ganze mißverständliche, dieses zwecklose Leiden hätte ein Ende. Glauben Sie nicht auch?«

Sie hatte sich erhoben und tastete nach ihrem Hut. »Heute nacht habe ich wirklich Mut genug«, murmelte sie. »Er ist zu gut und zu schlicht, als daß ich ihn noch länger so quälen dürfte, wie ich es tue. Ich werde mich einfach davonstehlen . . .«

»Aber, Alix«, rief ich, »wir alle haben Sie so lieb! So viele Menschen haben sie lieb.«

»Sie können nicht behaupten, daß die Leute mich lieben. Sie begrüßen mich gern auf der Treppe, sie hören mir gern zu und

lächeln. Aber niemand hat je unter meinem Fenster gewacht, niemand hat je heimlich zu erfahren gesucht, was ich zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht treibe. Niemand hat . . .«

Sie sank auf das Sofa zurück, die Wangen gerötet und tränennaß. Ich sprach ihr lange zu. Ich sagte, ihr Genie sei geselliger Art, sie sei dafür geschaffen, ihre Umgebung zu entzücken, sie erlöse andre von der Last der Langweiligkeit und eines schlecht verhehlten Selbsthasses. Ich versprach ihr, daß sie ihr Glück in der Ausübung ihres Talents finden werde. Mit einem verstohlenen Blick auf ihre halb abgewandte nasse Wange sah ich, daß es sie beruhigte, das alles zu hören, denn sie besaß die einzige Form von Genialität, der fast niemals ins Gesicht Lob gespendet wird. Sie wurde ruhiger. Nach einer Weile begann sie in verträumtem Ton zu sprechen:

»Ich will ihn in Ruhe lassen. Ich will ihn nie wiedersehn. Als Mädchen, als wir noch in den Bergen lebten, Samuele, hatte ich eine Lieblingsziege – Tertullian hieß sie –, die ich sehr gern hatte. Eines Tages starb sie. Ich war untröstlich. Ich benahm mich abscheulich und verstockt. Die Nonnen, bei denen ich zur Schule ging, wußten sich keinen Rat mit mir, und als die Reihe an mich kam, meine Aufgabe herzusagen, schwieg ich hartnäckig. Am Ende rief mich die gute Mutter Oberin in ihr Zimmer, und anfänglich benahm ich mich sehr schlecht, sogar gegen sie. Aber als sie begann, mir von ihren eigenen Verlusten zu erzählen, schlang ich die Arme um sie und weinte zum erstenmal. Sie befahl mir als Strafe, jeden Menschen, dem ich begegnen würde, anzuhalten und zweimal zu ihm zu sagen: ›Gott ist genug! Gott ist genug!‹«

Nach einer langen Pause fügte sie hinzu: »Ich weiß, daß das für andre Leute wahr sein kann, aber ich wollte noch immer Tertullian haben. Wann wird Ihre Geduld mit mir zu Ende sein, Samuele?«

»Nie!« erwiderte ich.

Die Fenster begannen sich im ersten Licht der Dämmerung zu erhellen. Mit einemmal erklang eine kleine Glocke in der Nähe, ein Geläut von reinstem Silber.

»Still!« sagte sie. »Das ist die Frühmesse in irgendeiner Kirche.«

»Santa Maria in Trastevere ist gleich hier um die Ecke.«

»Schnell!«

Wir schlüpften aus dem Tor des Palazzo und atmeten die kalte, graue Luft. Ein Nebel schien niedrig über der Straße zu hängen. Wölkchen blauen Rauchs schwebten in den Winkeln. Eine Katze strich an uns vorbei. Fröstelnd, aber gehobener Stimmung, betraten wir die Kirche und gesellten uns zwei alten Weibern in dick gefütterten Kleidern und einem Taglöhner. Die Basilika ragte über uns auf, die Kerzen unsrer Seitenkapelle zeichneten schwimmende Lichter auf die kunstreichen Marmorwürfelchen und das Gold der Mosaiken in der ungeheuern schwarzen Höhle. Das Ritual der Messe wurde mit flinker Genauigkeit abgewickelt. Als wir ins Freie traten, hatte ein milchiges Licht den Platz zu füllen begonnen. Die Bretter vor den Fenstern einiger Kaufläden wurden soeben herabgenommen; verschlafene Fußgänger zogen torkelnde Diagonalen; aus dem fünften Stockwerk eines Hauses ließ eine dicke Frau ihre Hühner in einem Korb hinab, damit sie den ganzen langen Tag zwischen den Pflastersteinen scharren könnten.

Wir schritten hinüber zum Aventin, überquerten den Tiber, der sich wie ein dickes gelbes Tau unter einem leichten Dunst wand. Wir blieben stehn, um uns ein Glas sauern blauschwarzen Weins und eine Papiertüte Pfirsiche zu kaufen.

Für den Augenblick schien die Prinzessin sich auch die leiseste Hoffnung, Blair jemals wiederzusehn, aus dem Kopf geschlagen zu haben. Auf einer Steinbank des düstern Aventins hingen wir unsern Gedanken nach, während die Sonne sich ihren Weg durch wallende gelbrote Wolken aufwärts bahnte. Die Prinzessin schien in ihre Mutlosigkeit zurückverfallen zu sein; ich nahm die Argumente wieder auf, die besonders glühend von ihren Talenten sprachen.

Plötzlich straffte sie ihre Haltung. »Gut! Ich will's Ihnen zuliebe versuchen. Ich muß etwas zu tun haben. Wohin gehen Sie heute?«

Ich murmelte, Madame Agaropoulos gebe ein Privatkonzert ... führe einen jungen Landsmann ein, der behaupte, das Geheimnis der altgriechischen Musik entdeckt zu haben.

»Schreiben Sie ihr ein paar Zeilen! Telephonieren Sie ihr! Fragen Sie sie, ob ich kommen darf! Ich will auch etwas über altgriechische Musik lernen. Ich will jeden Menschen dort kennenlernen, und von jedem werde ich eingeladen werden. Hören Sie, Samuele! Da Sie behaupten, daß es mein Talent sei, werde ich mit jedermann in Rom bekannt werden. Ich werde an gesellschaftlichen Verpflichtungen sterben: ›Hier ruht die Frau, die nie eine Einladung ausschlug.‹ In zehn Tagen werde ich zweitausend Leute kennenlernen. Ich werde es darauf anlegen, jedermann auf Erden zu gefallen. Und achten Sie darauf, Samuele! Wenn das mich nicht stillt, werden wir alle Versuche aufgeben müssen, wissen Sie ...«

Madame Agaropoulos war sprachlos vor Freude, als sie entdeckte, daß die unerhoffbare, die unbeschaffbare Prinzessin in ihr Haus komme. Madame Agaropoulos war keineswegs eine Sklavin sozialer Schichtung, aber regelmäßig im Kreis der Cabala zu verkehren, danach sehnte sie sich, wie manche Leute nach einer bessern Welt. Sie stellte sich vor, daß in dieser Gemeinschaft alles Esprit und Liebe und Eintracht wäre, daß man dort keine dummen, keine neidischen, keine streitsüchtigen Leute fände. Sie hatte einmal die Prinzessin d'Espoli kennengelernt und seitdem in ihr stets den Typus der Frau gesehn, die sie selbst hätte sein können, wenn sie hübscher und schlanker gewesen wäre und mehr Zeit für Lektüre gehabt hätte; wobei sie sich gar nicht bewußt wurde, daß ihr alles das weit mehr als Alix zu Gebot gestanden und sie selbst ihren Aufstieg durch eine träge Gutmütigkeit, eine große, aber träge Gutmütigkeit, vereitelt hatte.

Die Prinzessin holte mich um fünf Uhr in ihrem Wagen ab. Es wäre mir unmöglich, ihre Kleidung zu beschreiben; genüge es zu sagen, daß Alix die unglaublichste Kunst besaß, durch immer neue Falten, Farbtöne und Linien Deutungen ihres Cha-

rakters zu geben. Diese Fähigkeit wurde noch dadurch hervorgehoben, daß sie in Italien lebte, denn die Italienerinnen sind zwar häufig schöner, entbehren aber einer guten Gestalt wie des Urteilsvermögens in solchen Dingen. Sie geben angstvoll enorme Summen in Paris aus und erzielen damit nichts als sich bauschende oder nachschleifende oder wallende Bündel kostbarer Stoffe, deren unvorteilhafte Wirkungen sie ahnen und durch eine übermäßige Zurschaustellung von Juwelen zu verbessern trachten.

Wir folgten der Via Po einen oder zwei Kilometer und stiegen vor dem häßlichsten ihrer Häuser aus, einem Beispiel dieser gewissen modernen deutschen Architektur, die so bedeutende Leistungen auf dem Gebiet des Fabrikbaus aufzuweisen hat. Als wir die Treppe hinaufgingen, murmelte die Prinzessin immerzu: »Beobachten Sie mich! Beobachten Sie mich!« Im Vorsaal fanden wir eine Schar Zuspätgekommener, die, den Finger an den Lippen, umherstanden, während aus dem Salon der Klang leidenschaftlichen Deklamierens kam, begleitet vom Gezupf einer Lyra, dem trostlosen *moto perpetuo* einer orientalischen Flöte und taktmäßigem Händeklatschen. Mit andern Worten, wir waren zu früh gekommen; unserm Vorhaben, zweitausend Leute in zehn Tagen kennenzulernen, stellten sich schon zu Beginn Hindernisse entgegen. Gereizt und ärgerlich drängten wir uns weiter durch, bis in den Garten hinter dem Haus. Auf eine Steinbank niedersitzend, während die tragische Ode noch immer schwach an unsre Ohren klang, liehen wir unsre Aufmerksamkeit dem Schauspiel im Mittelgrund – einem weißhaarigen Herrn in einem von bunten Schals überquellenden Rollstuhl. Dies war Jean Perraye; ich erzählte der Prinzessin, wie Madame Agaropoulos den bejahrten französischen Poeten, der wie ein Heiliger aussah, gefunden hatte, als er, in Schals eingehüllt, in einem kleinen Hotel in Pisa dem Tod nahe war, und wie sie ihn mit zärtlichem Interesse, Vollmilch und einer Anzahl Schoßtiere versorgt und dadurch seine Muse wiederhergestellt, seine letzten Jahre gelindert und seine Aufnahme in die Französische Akademie bewirkt hatte. Im

Augenblick war er dabei, eine Ansprache an einen Kreis aufmerksamer Katzen zu halten. Diese sechs Katzen, die hin und wieder die feine Seide ihrer Schultern beleckten und höfliche Blicke auf ihren Schutzheiligen warfen, waren graue Angora von der Farbe der Zigarettenasche. Wir hatten des Dichters neuestes Buch gelesen und kannten daher ihre Namen: die von sechs Königinnen Frankreichs. Wir dösten beinahe auf unsrer Bank – das heiße Sonnenlicht, die Chöre der »Antigone« hinter uns und Jean Perrayes Exordium an die Königinnen von Frankreich und Angora vor uns würden sogar Leute schläfrig gemacht haben, welche nicht eine Nacht der Beichte und der Tränen durchwacht hatten.

Als wir wieder zu uns kamen, war das Konzert zu Ende, und die nach dem Musikgenuß doppelt lärmende Gesellschaft schrie und klatschte Beifall. Wir betraten abermals das Haus, hungrig nach Backwerk und Begegnungen. Dutzende selbstbewußter Augen, welche unter einem Meer von Hüten gierig nach Begrüßungen Ausschau hielten und sich die Prinzessin für die ihre erkoren; hie und da der dicke Bauch eines Senators oder Gesandten, in Serge gewickelt und von einer goldenen Kette zusammengehalten.

»Wer ist die Dame dort im schwarzen Hut?« flüsterte Alix.

»Signora Daveni, die Frau des berühmten Ingenieurs.«

»Was Sie nicht sagen! Wollen Sie sie mir herbringen, oder sollten Sie mich lieber zu ihr führen? Nein, ich gehe besser zu ihr hin. Geben Sie mir Ihren Arm!«

Signora Daveni war eine unschöne kleine Frau mit der hohen Stirn und den frischen Augen eines idealistischen Knaben. Ihr Gemahl war einer der ersten Ingenieure Italiens, ein Erfinder vieler gewaltiger Kleinigkeiten in der Flugzeugkonstruktion und ein Bollwerk konservativer Methoden in dem heraufziehenden Sturm der Arbeiterunruhen. Die Signora saß in jedem philanthropischen Komitee von einiger Bedeutung und hatte während des Kriegs ungezählte Hilfswerke geleitet. Das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeiten, verbunden mit einer aus ihrer niedern Herkunft stammenden Rauheit, hatte sie in so manchen kurzen, sieg-

reichen Kampf mit Ministerkabinetten und Senaten verwickelt, und es gab Geschichten darüber, wie sie wohlgemeinte Einmengungen der Damen aus dem Hause Savoyen scharf abgewiesen hatte. Doch diese hervorragenden Leistungen hatten ihr Benehmen nur noch schlichter werden lassen, und ihre lebhafte Herzlichkeit brachte die Unterwürfigkeit, mit der man ihr begegnete, immer bald zum Schwinden. Sie kleidete sich schlecht; sie hatte einen schlechten Gang; ihre großen Füße schoben sich vor ihr her wie die einer Krugträgerin in einem Bergdorf. Das hatte sich in der Uniform des Roten Kreuzes ganz gut gemacht, doch als sie dann zu Hüten, Kleidern und Ringen zurückkehren mußte, verursachte ihr das Bewußtsein mangelnder Anmut nicht wenig Niedergeschlagenheit. Ihre Heimat war Turin, aber sie lebte viel in Rom, draußen zwischen den Bauflächen der Via Nomentana, und kannte jedermann. Die Prinzessin brachte mit der Unmittelbarkeit, die schon im Begriff des Genies liegt, das Gespräch auf die Verwendung von Torfmoos als Wundverband. Die so verschiedenartigen Vortrefflichkeiten der beiden erspähten einander; die Prinzessin war erstaunt, solch ruhige Überlegenheit bei einer Frau ohne ein *de* zu finden, und die Signora war überrascht, dieselbe Eigenschaft bei einer Adeligen zu entdecken.

Ich trieb davon, aber alsbald gesellte die Prinzessin sich wieder mir zu. »Sie ist wirklich, diese Frau«, sagte sie. »Ich gehe Freitag mit ihr essen; und Sie auch. Suchen Sie mir noch mehr. Wer ist die Blonde mit der auffallenden Stimme?«

»Die brauchen Sie nicht zu kennen, Prinzessin.«

»Sie muß eine bedeutende Frau sein, mit dieser Stimme. Wer ist sie?«

»Die Frau, die in der ganzen Welt Ihr vollkommenstes Gegenteil ist.«

»Dann muß ich sie kennenlernen. Wird sie mich zum Tee bitten und mich mit einem Dutzend andrer Leute bekanntmachen?«

»O ja, das wird sie tun. Aber Sie haben nicht das mindeste mit ihr gemein. Sie ist eine bornierte, beschränkte Engländerin,

Prinzessin. Ihr einziges Interesse gilt der protestantischen Kirche. Sie wohnt in einem kleinen britischen Hotel . . .«

»Aber woher hat sie dieses autoritäre Wesen?« – und die Prinzessin machte eine Gebärde treffendster Nachahmung.

»Nun ja«, gab ich zu, »sie wurde mit der höchsten Ehrung ausgezeichnet, die einer Engländerin zuteil werden kann. Sie hat eine geistliche Hymne verfaßt, und dafür hat man sie zu einer ›Dame des Britischen Imperiums‹ ernannt.«

»Sehn Sie, ich muß ganz von mir abgelenkt werden. Ich muß sie gleich jetzt kennenlernen.«

Also führte ich sie zu Dame Edith Steuert, Mrs. Edith Foster Prichard Steuert, der Verfasserin von »Wie weit von Deinem Pfade bin ich abgeirrt«, der größten Hymne seit der des Kardinals Newman. Tochter, Ehefrau, Schwester und was nicht noch von Geistlichen, lebte sie in den allerаufregendsten Strömungen des Anglikanismus. Ihre Gespräche drehten sich um freigewordene Pfründe und vielversprechende junge Geistliche aus Shropshire und um die Leitartikel in der letzten Nummer des »St. Georgs-Banners« und des »Anglikanischen Rufers«. Sie saß auf Tribünen, nahm Spenden entgegen und sammelte Unterschriften. Sie schien ewiglich von einem Ballett von Kuraten und Witwen umgeben zu sein, die auf ihren Wink sich erhoben und neigten und den Teller mit Backwerk reichten. Denn sie war die Verfasserin der größten Hymne der neuesten Zeit, und wenn man sie ansah, fragte man sich, wann dieses laute, eingebildete Frauenzimmer von der Stimmung überkommen worden sein mochte, welche diese acht Verse voll Demut und Verzweiflung hervorgebracht hatte. Die Hymne hätte von William Cowper geschrieben sein können, dieser sanften, edlen Seele, die im Flammenhauch eines Bekehrungseifers stand, der sogar Negern zu heiß war. Für eine Minute ihrer verworrenen Mädchenzeit muß sich die zeitweilige Gefühlsehrlichkeit ganzer Generationen von Geistlichen in ihr vereinigt haben, und spät nachts, von einer Entmutigung befallen, welche sie nicht zu begreifen vermochte, hatte sie dann wohl ihrem Tagebuch jene Beichte eines gebrochenen Herzens

anvertraut. Damit war der Anfall vorbei und für immer vorbei. Das Ganze war ein sprechendes Beispiel dieses großen Rätsels religiösen und künstlerischen Erlebens: der gelegentlichen Tiefgründigkeit einer Null. Dame Edith Steuert straffte, als sie vorgestellt wurde, ersichtlich ihre Haltung, um zu zeigen, daß sie nicht von dem Titel beeindruckt sei. Mit einer Unumwundenheit, die eine zweite Überraschung war, fragte Alix sie, ob sie sich in dem Gesuch um die Aufnahme ihres Neffen in das College von Eton ihres Namens als Referenz bedienen dürfe. Allerdings sei der Junge gegenwärtig in Lyon, aber wenn Dame Edith ihr gestatten wollte, sie einmal nachmittags zu besuchen, würde sie einige Briefe und Photographien des Knaben und überhaupt genügendes Material mitbringen, um sie zu überzeugen, daß er einer Empfehlung würdig sei. Man einigte sich auf Freitag nachmittag, und die Prinzessin begab sich, um noch mehr Leute vorgestellt zu bekommen, wieder an meine Seite.

So ging es eine Stunde lang fort. Die Prinzessin folgte dabei keiner Methode; jede neue Begegnung war ein neues Problem. In drei Minuten wurde aus der Begegnung eine Bekanntschaft und aus der Bekanntschaft eine Freundschaft. Die neuen Freundinnen ahnten wenig, wie seltsam ihr das vorkam. Sie fragte mich immer wieder, was ihre Ehemänner »täten«. Der Gedanke, daß diese Ehemänner überhaupt etwas taten, entzückte sie. Sie hatte nie vermutet, daß man solche Leute wirklich kennenlernen könne, und sie lächelte verwirrt wie ein junges Mädchen, das einem wirklichen, gedruckten Dichter vorgestellt werden soll. Eine Arztensfrau . . . die Frau eines Mannes aus der Gummibranche . . . Unglaublich! . . . Gegen Ende des Nachmittags ließ ihre Begeisterung nach. »Ich fühle mich ein wenig staubig«, flüsterte sie mir zu. »Ich fühle mich sehr *Bovary*. Zu denken, daß es das alles in Rom gibt, ohne daß ich davon wußte! Ich will Madame Agaropoulos jetzt Adieu sagen – *tiens!* Wer ist diese schöne Frau? Eine Amerikanerin, nicht wahr? Schnell!«

Dieses einzige Mal in meinem Leben sah ich die schöne und unglückliche Mrs. Darrell, die gekommen war, um von ihren

römischen Freunden Abschied zu nehmen. Als sie den Raum betrat, befiel ein Schweigen die Gesellschaft; ihre Schönheit hatte etwas Antikes – Plato hätte sich darauf gestürzt. Sie wußte sie zur Geltung zu bringen, mit diesem Anflug von Eitelkeit, den wir dem großen Virtuosen verzeihn, wenn er verzückt seiner vollendeten Phrasierung lauscht, oder dem großen Schauspieler, wenn er sich über den Autor, die Mitspielenden und sogar über die Handlung hinwegsetzt, um die letzten, maßlosen Augenblicke einer Sterbeszene zu improvisieren. Sie kleidete und bewegte sich, sie sprach und blickte um sich, wie nur unbestrittene Schönheiten es tun dürfen; auch sie ließ eine verlorengegangene Kunst wieder aufleben. Ihre Krankheit und ihre Leiden hatten dieser Virtuosität des Auftretens eine Tönung verliehn, die sogar sie selbst nicht richtig zu schätzen wußte – den Zauber heimlicher Melancholie. Aber diese ganze Vollkommenheit hatte etwas Unnahbares. Keine ihrer liebsten Freundinnen, nicht einmal Miss Morrow, wagte, sie zu küssen. Sie glich einer Bildsäule in einer Einöde. Sie erlitt ihren Tod voraus, und ihr Gemüt war in Trotz verhärtet. Sie haßte jedes Atom einer Schöpfung, in der ein solches Schicksal möglich war. Nächste Woche wollte sie sich mit ihrer Sammlung von Mantegnas und Bellinis in ihrer Villa auf Capri einschließen, vier Monate einer trügerischen Liebesaffäre durchleben und dann sterben. Heute aber, in der heitern Gelassenheit der Selbstsucht, welche ihre Vollkommenheit ausmachte, der Selbstsucht, welche ihre Krankheit war, löschte sie den Raum um sich einfach aus.

»Er hätte mich geliebt, wenn ich so aussähe«, hauchte Alix, und in einen abseits stehenden Sessel sinkend, verschloß sie ihren Mund mit der Hand.

Madame Agaropoulos ergriff ein wenig schüchtern Helen Darrells Fingerspitzen und führte sie zu dem schönsten Sessel. Niemand schien fähig, etwas zu sagen. Luigi und Vittorio, die Söhne des Hauses, gingen auf sie zu und küßten ihr die Hand. Der amerikanische Botschafter kam herbei, ihr sein Kompliment zu machen.

»Sie ist schön, sie ist schön!« murmelte Alix vor sich hin. »Die Welt gehört ihr. Sie wird niemals leiden müssen, wie ich leiden muß. Sie ist schön.«

Es hätte die Prinzessin nicht getröstet, wenn ich ihr erklärt hätte, daß Helen Darrell, schon von der Wiege an übermäßig bewundert, es nie nötig gehabt hatte, ihren Geist zu bilden, um ihre Freunde zu behalten, und daß ihr Geist, wenn ich mit allem Respekt so sagen durfte, noch immer der eines Schulmädchens war.

Glücklicherweise war der Flötist noch anwesend, und während »Die Gefilde der Seligen« aus »Orpheus« erklangen, gab es kaum ein Augenpaar, das sich von dem Gesicht der Zuletztgekommenen abwandte. Sie saß kerzengerade da, gestattete sich keine der vorteilhaften Attitüden, die Musik Frauen ihrer Art eingibt, weder glühende Hingerissenheit noch sternäugige Verträumtheit. Ich erinnere mich meines Gedankens, sie kehre allzu absichtlich das Antisentimentale ihres Wesens hervor. Als die Musik endete, verlangte sie, zu Jean Perraye geführt zu werden, um sich zu verabschieden. Vom Fenster aus konnte ich die zwei allein beisammen sehn, während die grauen Katzen, die Königinnen von Frankreich, um sie herumstrichen. Man muß sich fragen, was die beiden miteinander sprachen, als sie neben seinem Rollstuhl kniete. Wie er später einmal sagte, liebten sie einander, weil sie krank waren.

Alix d'Espoli wollte sich nicht von ihrem Platz rühren, ehe sie nicht sicher wäre, daß Mrs. Darrell das Haus und den Garten verlassen hatte. Ihr ganzes Leid hatte sie wieder überflutet. Sie tat, als nippte sie an einer Tasse Tee, während sie sich zusammenzuraffen suchte. »Jetzt begreife ich«, murmelte sie heiser. »Gott hat nicht gewollt, daß ich glücklich werden solle. Andre mögen miteinander glücklich sein. Aber ich nie. Jetzt weiß ich es. Gehn wir!«

Dann begann, was die Cabala hernach immer »*Alix aux Enfers*« nannte. Sie nahm das Lunch in irgendeiner kleinen Pension in Gesellschaft von ein paar englischen alten Jungfern; hielt sich

eine Stunde in einem Atelier in der Via Margutta auf; glitt durch einen Empfang auf einer Gesandtschaft; tanzte bis sieben Uhr im Hôtel de Russie als Gast einer Parfümfabrikantensgattin; dinierte bei der Königin-Mutter; hörte die letzten zwei Akte der Oper in Marconis Loge. Sogar danach noch fühlte sie das Bedürfnis, den Tag im Russischen Kabarett zu beschließen und vielleicht selber einen Monolog zum Programm beizusteuern. Sie fand keine Zeit mehr, die Cabalisten aufzusuchen, und diese beobachteten ihr Treiben mit Entsetzen. Sie baten sie, zu ihnen zurückzukehren, aber Alix lachte ihnen bloß ins Gesicht, mit ihren glänzenden, fiebrigen Augen, und raste davon in ihre neugefundenen Stromwirbel. Viel später noch, wenn in den Gesprächen der Cabalisten irgendein römischer Name fiel, riefen sie alle: »Alix kennt die Leute gewiß!«, worauf sie kühl erwiderte: »Natürlich kenne ich sie«, und ein schallendes Gelächter sich erhob. Die Bekanntschaften, welche sie nun der Ablenkung wegen pflegte, hatte ich längst des Studiums halber oder einfach aus Neigung gemacht, doch sie übertraf mich bald um viele Hunderte. Zu einigen Zusammenkünften begleitete ich sie, aber oft genug begegneten wir einander in lächerlichen Situationen, wo wir uns dann hinter eine Tür zurückzogen und einander anvertrauten, wie wir in diese Gesellschaft geraten waren. Hatte Commendatore Boni ein paar Leute zu sich auf den Palatin gebeten – war Alix da. Hielt Benedetto Croce vor geladenen Gästen einen Vortrag über George Sand – erspähten Alix und ich einander mit ernsten Gesichtern in der feierlichen Atmosphäre. Als sie bei der stürmischen Erstaufführung von Pirandellos *»Sei Personaggi in Cerca d'Autore«* die Wirklichkeit verteidigte, verlor sie einen Kamm; bei Casellas Abendgesellschaft zu Ehren Mengelbergs, der im Augusteo sich selbst übertroffen hatte, stand der gute alte Bossi auf ihrer Schleppe, und der Klang reißender Seide drang an die verzückten Ohren eines Dutzends Organisten.

Als die Bourgeoisie entdeckte, daß die Prinzessin Einladungen annahm, erhob sich ein Tumult wie von vielen Wassern. Die meisten ihrer Gastgeberinnen meinten zwar, daß sie nicht zu

ihnen gekommen wäre, wenn bessere Türen sich ihr nicht zu verschließen begonnen hätten, aber, krumm oder gerade, sie empfingen sie. Und sie genossen sie in ihrer besten Form; der leichte Anflug von Raserei, der die Prinzessin trieb, machte ihre Begabung nur noch blendender. Leuten, die ihr Leben damit zubringen mußten, über öde Witze zu lachen, ward nun etwas geboten, worüber sie wirklich lachen konnten. Man bat die Prinzessin, dieses oder jenes »Stückchen«, das berühmt geworden war, zum besten zu geben. »Haben Sie Alix schon als sprechendes Pferd gehört?« – »Nein, aber vergangenen Freitag hat sie uns ›Der deutsche Kronprinz in Frascati‹ vorgeführt.« – »Oh, hatten Sie aber Glück!«

Zum erstenmal kam sie nun auch mit Künstlern in Berührung, und in deren Kreisen erfreute sie sich ihrer lebhaftesten Erfolge. Die Untermalung von seelischem Elend, die besonders in diesen Tagen ihrem Witz solchen magischen Zauber verlieh, war ihnen viel deutlicher erkennbar als den Manufakturwarenerzeugern und den Automobilfabrikanten. Sie unterließen es nie, dies zu erwähnen, und ihre Liebe drängte sie dazu, Alix die seltsamsten Tribute zu zollen. Die Prinzessin aber lebte damals in einem zu großen Taumel der Betäubung, um innezuhalten und das zu schätzen.

Eine Zeitlang dachte ich, daß dies alles ihr Vergnügen bereite; sie konnte so natürlich über Vorfälle lachen, die sich im Tageslauf ereigneten. Außerdem bemerkte ich, daß sie einige wenige tiefere Zuneigungen faßte, und ich hoffte, die Freundschaft mit Signora Daveni oder der Duse oder Besnard würde imstande sein, sie zu trösten und schließlich mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Eines Abends jedoch wurde mir plötzlich offenbar, wie völlig vergeblich dieses blinde Umherrasen im Dschungel blieb.

Nach einer einmonatigen Abwesenheit schrieb mir James Blair aus Spanien, daß er nach Rom zurückkehren müsse, und wäre es auch nur für eine Woche. Er versprach, niemand aufzusuchen, sich in den Nebengassen zu halten und so schnell als möglich wieder abzufahren.

Ich schrieb in den stärksten Ausdrücken zurück, daß das unmöglich sei. Er solle irgendwo anders hinreisen. Man spiele nicht mit solchen Dingen.

Er antwortete nicht weniger aufgebracht, daß er sich auf Erden ebenso frei umherbewegen dürfe wie jeder andre Mensch. Ob ich es gern sähe oder nicht, er komme nächsten Mittwoch nach Rom, und nichts werde ihn davon abhalten. Er sei auf den Spuren der Alchimisten. Er wolle alles kennenlernen, was von den alten geheimen Gesellschaften noch übrig sei, und seine Suche führe ihn nach Rom. Ich vermochte nichts zu tun, um sein Kommen zu verhindern, aber ich konnte zumindest meine Tatkraft darauf verwenden, es zu verheimlichen. Ich traf beinahe lächerliche Vorsichtsmaßregeln. Ich sorgte sogar dafür, daß Alix von Mlle. de Morfontaine übers Wochenende in Tivoli behalten wurde und daß sie den größten Teil der Vormittage Besnard für ein Porträt saß. Aber es gibt ein gewisses überweltliches Gesetz, das unsre tragischen Begegnungen fordert. Wer von uns hat es nicht verspürt? Man soll keine Vorsichtsmaßregeln treffen!

Der Seher, den zu sprechen Blair zurückgekehrt war, ein gewisser Sareptor Basilis, wohnte in drei Räumen im obersten Stockwerk eines alten Palazzo in der Via Fontanella di Borghese. Ein Gerücht wollte wissen, daß er Blitze um seine linke Hand spielen lassen könne; daß man ihn, wenn seine Meditationen sich der Ekstase näherten, unter den geborstenen Wölbungen eines halben Dutzends Regenbogen sitzen sehe; und daß man sich beim Erklimmen der finstern Treppen den Weg durch die Schar der bewillkommnenden Geister wie durch einen Bienenschwarm bahnen müsse. In dem Vorraum, wo die Sitzungen abgehalten wurden (mittwochs für Adepten, samstags für Neophyten), entdeckte man mit scheuer Verwunderung eine kreisrunde Öffnung im Dach, die nie geschlossen wurde. Unter ihr war im Boden eine mit Blech ausgeschlagene Vertiefung, die das Regenwasser ablaufen ließ, und in dieser Vertiefung stand der Stuhl des Meisters.

Lange Meditationen und ekstatische Trancen hatten ihn zwei-

fellos verschönt. Unter einer glatten, rosigen Stirn schweiften seine blaugrünen Augen, eines jähen scharfen Blicks nicht unfähig, vage umher; er besaß die buschigen weißen Brauen und den Bart von Blakes »Schöpfer«. Abgesehn von seinen langen Spaziergängen schien er kein Privatleben zu haben; er saß vielmehr Tag und Nacht unter der Dachöffnung und lieh sein Ohr einem Strom flüsternder Besucher, während er dabei langsam und mit der Linken schrieb oder in den Himmel emporstarrte. Ungezählte Leute jedes Lebensberufs suchten ihn auf und bezeigten ihm große Verehrung. Er wandte keinen Gedanken auf die Notdurft des Lebens, denn seine Besucher ließen, offenbar auf höhere Eingebung, immer vielversprechend aussehende Briefumschläge neben ihm in der blechbeschlagenen Mulde liegen. Manche hinterließen eine Flasche Wein oder einen Laib Brot oder ein braunes Seidenhemd. Die einzige menschliche Beschäftigung, die seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte, war die Musik, und man behauptete, er bleibe am Nachmittag eines Symphoniekonzerts am Tor des Augusteo stehn und warte, ob irgendein Vorübergehender vom Geist getrieben würde, ihm eine Eintrittskarte zu kaufen; tue es keiner, so setze er seinen Weg ohne Bitterkeit fort. Er selbst komponierte Hymnen für unbegleitete Stimmen, die er, wie er behauptete, im Traum vernommen hatte. Sie waren in einer der unsern ähnlichen Notation niedergeschrieben, aber die Ähnlichkeit war nicht groß genug, um eine Transkription zu ermöglichen. Ich habe mir stundenlang den Kopf zerbrochen über der Partitur eines »Seht, wie die Rose der Diaspora die Dämmerung rötet«. Diese Motette für zehn Stimmen, ein Engelchor am Jüngsten Tag, begann klar genug im Sopranschlüssel auf fünf Linien; aber wie sollte man es deuten, wenn plötzlich die Systeme aller Stimmen zu zwei Linien zusammenschrumpften? Bescheiden wandte ich mich um Aufklärung an den Meister. Er antwortete, die Wirkung der Musik an dieser Stelle lasse sich nur durch ein radikales Abweichen von der üblichen Notenschrift ausdrücken; die Spärlichkeit der Linien zeige eine besondere Höhe der Stimmung an; die Note, auf der mein Daumen ruhe, sei ein E, ein

violettes E, ein E von der Tönung eines eben erst erwärmten Amethysts ... Musik sei machtlos, es auszudrücken ... ah, die Rose der Diaspora röte ... Anfangs erboste mich die Wolke von Unsinn, in der er dachte und sich bewegte. Ich erfand Gelegenheiten, seine Verschrobenheit herauszufordern. Ich improvisierte eine Geschichte von einem Pilger, der im Schiff der Laterankirche an mich herangetreten wäre und mir gesagt hätte, es sei Gottes Wille, daß ich mit ihm in eine Kolonie von Aussätzigen nach Australien zurückkehre. »Teurer Meister«, rief ich, »wie soll ich wissen, ob dies meine wirkliche Berufung ist?« Seine Antwort war unklar. Es wurde mir bedeutet, daß das Schicksal selbst die Mutter des Entschlusses sei und meine Berufung durch Ereignisse, nicht durch Erwägungen bestimmt werden würde. Im nächsten Atemzug wurde mir aufgetragen, nichts übereilt zu unternehmen; mein Ohr über die Laute der Ewigkeit zu neigen und mein Leben in Harmonie mit den kosmischen Obertönen zu gestalten. Im Verlauf eines Jahrs besuchten ihn Tausende von Frauen jedes Rangs in jeder Art von Ratlosigkeit, und einer jeden bot er den Trost irgendeines Gleichnisses, und sie verließen ihn mit leuchtenden Gesichtern; diese Phrasen waren für sie schön und tief, sie schrieben sie daheim in ihre Tagebücher und murmelten sie vor sich hin, wenn sie müde und mutlos waren.

Basilis wurde von zwei häßlichen Mädchen betreut, den Schwestern Adolfini. Lisa mußte ungefähr dreißig sein und Vanna achtundzwanzig. Es hieß, er sei ihnen zufällig im italienischen Viertel Londons begegnet, wo sie als Aufwartefrauen in einer Ballettschule bedienstet gewesen seien. Armut und schlechte Behandlung hatten ihnen kaum eine Ähnlichkeit mit Menschen gelassen. Jeden Abend um elf, wenn sie die letzten Ballettschuhe der Abendklasse aufgeschnürt, den Fußboden mit Talg gerieben, die Stangen poliert und den Lüster eingehüllt hatten, gingen sie ins Café Roma an der nächsten Straßenecke, um zu ihrem Stück Brot einen Fingerhutvoll Kaffee zu schlürfen. Hier war Basilis zu finden, ein Photographengehilfe mit großartigen Prätentionen. Er war Vizepräsident des Soho-Kapitels der Rosenkreuzer-Mysterien, einer

Gruppe von Schreibern, Kellnern und idealistischen Barbiergehilfen, die eine Entschädigung für die bei Tag erduldeten Demütigungen in den Glorien fanden, welche sie sich des Nachts selber zuschrieben. Sie versammelten sich in verdunkelten Räumen, schworen Eide, die Hand auf Swedenborgs Werke gelegt, lasen Aufsätze über die Herstellung von Gold und deren metaphysische Bedeutung vor und wählten einander mit großem Ernst für das Amt eines Erzadepten und *magister hieraticorum*; sie korrespondierten mit ähnlichen Gesellschaften in Birmingham, Paris und Sidney und sandten Geldspenden an den letzten Magier, Orzinda-Mazda vom Berge Sinai. Basilis entdeckte seine Gewalt über die Gemüter von Frauen zum erstenmal, als er die Gewohnheit annahm, zu den beiden stummen Schwestern in dem Café zu sprechen. Sie lauschten mit weit aufgerissenen Augen seinen Geschichten: wie einige Arbeiter in der Nähe Roms durch Zufall in das Grabgewölbe von Ciceros Tochter, Tulliola, gerieten und daselbst eine ewig brennende Lampe entdeckten, die frei in der Luft schwebend ihren Docht vom Ewigen Prinzipium nährte; wie Kleopatras Sohn, Cäsarion, in einer durchsichtigen Flüssigkeit, Goldöl genannt, aufbewahrt und noch immer in einem unterirdischen Schrein zu Wien zu sehn sei; und wie Virgil nie gestorben sei, sondern noch immer auf der Insel Patmos lebe und sich von den Blättern eines besondern Baums nähre. Diese Wundergeschichten, die apokalyptischen Augen des Erzählers und die Erregung darüber, daß jemand ohne Zorn und Ärger zu ihnen sprach, wie auch ein gelegentlich dargebotenes Glas Wermut, behexten die Schwestern. Sie wurden bedingungslos seine Sklavinnen. Mit dem von ihnen zusammengesparten Geld eröffnete er einen Tempel, worin seiner Begabung ganz außerordentlicher Erfolg beschieden war. Die beiden Mädchen verließen die Ballettschule und wurden Türhüterinnen im Haus ihres Herrn. Die ihnen nun zum erstenmal gewährte Muße, das ausreichende Essen, das Vorrecht, Basilis dienen zu dürfen, sein Vertrauen und seine Liebe, das alles bildete eine Last von Glück, die beinahe zu schwer zu tragen war. Glück steht in einem gewissen Verhältnis zu Demut; die Demut

der Adolfinimädchen war so groß, daß sie keinen Raum ließ für einen Ausdruck der Dankbarkeit oder freudigen Überraschung, daß Speise die beiden nicht fett und Liebe ihre knochigen Wangen nicht weicher zu machen vermochte, nicht einmal dann, als nach einer Auseinandersetzung mit der Londoner Polizei Basilis und seine Mägde in ihr heimatliches Rom verzogen. Freilich bekannte der Meister seinerseits den Mädchen nie seine Dankesschuld für ihre stummen und geschickten Dienstleistungen. Sogar in der Liebe war er unpersönlich; sie versorgten ihn eben bloß mit dieser Stimmung sanfter Sättigung der Sinne, die ein unentbehrliches Element für die Meditationen von Philosophen ist.

Unter jener Dachluke nun saßen Blair und ich um ungefähr elf Uhr dreißig nachts und harrten des Beginns der öffentlichen Séance. Wir waren zeitig gekommen, und an die Wand zurückgelehnt beobachteten wir die kleine Gruppe von Besuchern, die einer nach dem andern sich zu dem unverschalten Beichtstuhl begaben, der des Meisters Ohr war: ein Kontorschreiber mit wässerigen Augen und zitterigen Händen; eine dicke Frau des Mittelstands, die eine volle Einkaufstasche umklammert hielt und mit großer Geläufigkeit von ihrem *nipote* sprach; ein nettes kleines Frauenzimmerchen, wahrscheinlich eine Zofe, die ein winziges Taschentuch in den Mund stopfte, während sie schluchzte. Des Meisters Augen richteten sich nur selten auf das Gesicht seiner Besucher; während er sie mit ein paar gemessen ernsten Sätzen entließ, enthüllte sein Blick nichts als serene Entrücktheit. Alsbald schritt eine jüngere, dichtverschleierte Frau quer durch den Raum zu dem leeren Sessel neben ihm. Sie mußte schon früher einmal hiergewesen sein, denn sie verlor keine Zeit mit einer Begrüßung. In großer Gemütsbewegung sprach sie flehentlich auf ihn ein. Von ihrer Heftigkeit ein wenig überrascht, unterbrach er sie mehrmals mit den Worten: »*Mia figlia!*« Der Vorwurf verstärkte bloß ihre Energie, und als sie den Schleier zurückschlug, um ihr Gesicht dem des Weisen näherzubringen, enthüllte sie sich uns als Alix d'Espoli. Ein Schrecken durchfuhr mich; ich packte Blair am Arm und bedeutete ihm, daß wir entwischen müßten.

In diesem Augenblick aber erhob sich die Prinzessin mit einer Gebärde des Unwillens, als wäre sie nicht sosehr gekommen, den Rat der Weisen zu erbitten, sondern um einen Entschluß anzukündigen, und wandte sich der Tür zu. Unfehlbar traf ihr Blick den unsern; das aufrührerische Leuchten erstarb in ihren Augen und machte der Furcht Platz. Einen Augenblick schwebten wir alle drei an ein und demselben Faden des Entsetzens. Dann sammelte sich die Prinzessin so weit, daß sie die verzweifelte Verzerrung ihres Munds in ein Lächeln umzuschminken vermochte; sie neigte sich gemessen gegen uns beide und schritt beinahe majestätisch zur Tür hinaus.

Ich ging unverzüglich heim und schrieb ihr einen langen Brief, wobei ich mich der ganzen Wahrheit bediente, wie ein Chirurg in einem verzweifelten Fall seine Zuflucht zu einem summarischen Rätselraten mit dem Messer nimmt. Ich erhielt niemals eine Antwort. Und mit unsrer Freundschaft war es vorbei. Ich mußte ihr oft wieder begegnen, und am Ende gelangten wir sogar dahin, liebenswürdige Gespräche miteinander zu führen, aber wir erwähnten diese Geschichte nie, und über den Augen der Prinzessin lag ein Schleier von Unpersönlichkeit.

Seit dieser Nacht in Basilis Vorsaal gab die Prinzessin ihre gesellschaftlichen Forschungen ebenso plötzlich auf, wie sie sie begonnen hatte. Sie ging auch nie wieder zu dem Rosenkreuzer. Ich hörte, daß sie die wenigen Tröstungen versuchte, die den von Leid Heimgesuchten zugänglich sind: sie begann sich für Kunst zu interessieren; sie kletterte auf Leitern, die man ehrerbietig für sie in der Sixtinischen Kapelle aufgestellt hatte, und starrte durch Vergrößerungsgläser auf die Fresken; sie nahm die Ausbildung ihrer Stimme wieder auf und sang sogar ein wenig in der Öffentlichkeit; sie begab sich auf eine Reise nach Griechenland, kam aber eine Woche später ohne jede Erklärung zurück. Es folgte eine Lazarettphase, während der sie ihr Haar abschnitt und auf den Zehenspitzen in Krankensälen umherging.

Endlich hörte das Flügelschlagen, das wilde Flattern im Käfig auf. Sie hatte das zweite Stadium ihrer Genesung erreicht: Der

seelische Schmerz, der so groß gewesen war, daß er ins Körperliche verschoben werden mußte und sich in Bewegung ausdrückte, hatte nun genügend nachgelassen, um ihr das Nachdenken zu gestatten. Ihre ganze Lebhaftigkeit verließ sie; sie saß in den Häusern ihrer Freunde herum und hörte deren Besuchern zu.

Ganz allmählich begannen dann ihre bezaubernden Gaben wieder aufzutauchen: zuerst ein paar bittere Sarkasmen, die ihr sanft von der Zunge schlüpften; dann ein paar schmerzliche Geschichten, in denen sie eine klägliche Rolle spielte; dann fast unmerklich ihr Witz, ihre Energie und, zu allerletzt, ihr Humor.

Die ganze Cabala zitterte vor Freude, tat aber so, als hätte sie nichts bemerkt. Nur eines Abends, als die Prinzessin zum erstenmal bei Tisch zu ihrer köstlichen Gewohnheit zurückgekehrt war, den Kardinal mit seinen chinesischen Gepflogenheiten zu necken, nur dies eine Mal, beim Aufstehn von Tisch, ergriff er ihre beiden Hände und blickte ihr tief in die Augen, mit einem vielsagenden Lächeln, das ihr die lange Abwesenheit vorwarf und sie zugleich wiederum willkommen hieß. Sie errötete leise und küßte den Saphir.

Ich, der ich nichts von solchen Dingen verstehe, nahm an, die große Leidenschaft sei vorbei, und jeden Augenblick fürchtete ich zu sehen, daß sie sich für irgendeinen neuen Nordländer interessiere. Aber ein kleiner Zwischenfall lehrte mich, wie tief eine Wunde sein kann.

Eines Nachmittags standen wir in der Villa in Tivoli auf dem Balkon, von dem aus man die Wasserfälle überblickt. Sooft sie mit mir allein war, schwand ihr bezauberndes Wesen; sie schien zu fürchten, ich würde eine Vertraulichkeit wagen; die Muskeln an ihren Mundwinkeln strafften sich. Aus dem Hausinnern gesellte sich uns ein bedeutender dänischer Archäologe, welcher über den Wasserfall und seine klassischen Assoziationen zu reden begann. Plötzlich hielt er inne, wandte sich an mich und rief:

»Oh, ich muß Ihnen etwas erzählen! Wie konnte ich das nur vergessen! Ich traf in Paris einen Ihrer Freunde, einen jungen Amerikaner namens Blair – warten Sie mal, hieß er Blair?«

»Ja, Doktor.«

»Ein phänomenaler junger Mann! Wie viele von euch Amerikanern sind so? Sie haben ihn wahrscheinlich nicht kennengelernt, Prinzessin?«

»Doch«, erwiderte Alix, »ich habe ihn gekannt.«

»Welche Intelligenz! Er ist sicherlich der größte geborene Gelehrte, dem ich je begegnet bin, und glauben Sie mir, er ist darum nur desto größer, daß er nie etwas zu Papier bringt. Und diese Bescheidenheit, Prinzessin – die Bescheidenheit des großen Gelehrten, der weiß, daß alles Wissen, das ein menschlicher Kopf zu fassen vermag, bloß ein Staubkorn ist. Ich brachte zwei ganze Nächte über seinen Merkbüchern zu, und ich hatte das ehrliche Gefühl, an einen Lionardo geraten zu sein, wirklich, an einen Lionardo.«

Wir beide standen ergriffen da und lauschten den Wellen freudigen Lobs, als ich plötzlich gewahr wurde, daß die Prinzessin, mit einem seligen Lächeln auf ihrem Gesicht, neben mir in Ohnmacht gesunken war.

ASTRÉE-LUCE UND DER KARDINAL

Unter den Mitgliedern der Cabala herrschte die unbestimmte Meinung, ich sei mit der Abfassung eines Dramas über den hl. Augustin beschäftigt. Niemand von meinen Bekannten hatte das Manuskript je zu Gesicht bekommen (und sogar ich war erstaunt, dann und wann einmal auf dem Boden meines Koffers darauf zu stoßen), aber man sprach mit ungeheurer Ehrfurcht davon. Besonders Mlle. de Morfontaine fragte immer wieder danach, ging auf den Zehenspitzen umher und warf scheue Seitenblicke nach dem Koffer. Dieses Manuskript war es, worauf sie in dem Billett anspielte, das ich kurz nach Blairs erschrockener Abreise erhielt: *Trachten Sie es so einzurichten, daß Sie für ein paar Wochen in die Villa kommen können. Bis fünf Uhr nachmittags ist alles vollkommen ruhig. Sie können an Ihrer Dichtung arbeiten.*

Ich hatte mir wirklich das Recht auf ein wenig Ruhe erworben. Erst vor kurzem hatte ich die Verzweiflung Marcantonios und Alix d'Espolis miterlebt. Lange saß ich, den Brief in der Hand, und mein Nervensystem bat mich, vorsichtig zu sein, bat mich, ich möge mich vergewissern, daß nicht am Ende irgendwelche hysterischen Abende dahinter lauerten. Da war nun ein Ort, an dem es stets bis fünf Uhr nachmittags vollkommen ruhig war; aber fünf Uhr morgens, das war die Stunde, über die ich beruhigt zu sein wünschte. *Sie können an Ihrer Dichtung arbeiten.* Sicherlich, das einzig Verdrießliche, das von dieser wundervollen Dame ausgehn konnte, lag eben darin – sie würde mich jeden Morgen

nach dem Fortschritt des dritten Akts fragen. Aber es täte mir ganz gut, ein wenig angetrieben zu werden. Und was für wundervolle Weine sie im Keller liegen hatte! Allerdings, die Dame war verrückt, unbezweifelbar verrückt. Aber verrückt auf eine nette Art, mit vollendeter Würde; anständig verrückt, mit einer Million im Jahr. Ich schrieb ihr, ich werde kommen.

Nichts konnte beruhigender sein als die ersten Tage. Vormittage voll Sonnenlicht, wann der Staub sich dicker auf die Ölbaumblätter legte, der terrassierte Abhang sich in Geflimmer aufzulösen schien, kein andrer Laut den Garten erreichte als der Ruf eines Fuhrmanns von der Straße, das Rucken der Tauben, die die Dachrinne des Gärtnerschuppens entlangtrippelten, und das Rauschen des Wasserfalls mit seinen geheimnisvollen Verzögerungen, ein Klang von Erz. Das Mittagessen nahm ich unter einer Weinlaube allein ein. Den Rest des Tags verbrachte ich im Umherwandern über die Hügel oder zwischen den hochlehnigen Stühlen von Astrée-Luces reichhaltiger und seltsamer Bibliothek.

War der halbe Nachmittag um, merkte man das Herannahen des Diners. Man spürte, wie die Saite der Formalität sich allmählich straffte, bis gleich dem Bersten einer Feuerwerksbombe voll blendender Lichter und fesselnder Einzelheiten die Zeremonie begann. Seit Stunden war ein Gesumm wie von Bienen aus dem Flügel des Hauses gedrungen, der die Küche enthielt; es folgte das Huschen der Zofen und Friseure durch die Korridore, es kamen der Kerzenanzünder, der Blumenbringer. Das Knirschen des Kieses unterm Fenster kündet die Ankunft der ersten Gäste. Der Haushofmeister legt seine goldene Kette um, nimmt mit den Lakaien seinen Platz an der Tür ein. Mlle. de Morfontaine steigt von ihrem Turm herab und stößt die Schleppe mit dem Fuß, um ihr Geschmeidigkeit beizubringen. Ein Streichquartett auf dem Balkon beginnt so gedämpft, als wäre es eine verstohlene Probe, einen Walzer von Glazunow. Der Abend nimmt den Charakter eines Reinhardtschen Festspiels an. Man begibt sich in den Saal. Am obern Ende der Tafel, hinter Pyramiden von Früchten

und Farnkräutern oder Kaskaden von Kristall und Blumen, sitzt die Hausfrau, gewöhnlich in gelber Seide, das lange, unschöne Gesicht von seinem halb verrückten, erstaunten Ausdruck erhellt. Sie trägt meist einen fächerförmigen Kopfschmuck aus Federn und ähnelt nichts so sehr wie einem Vogel der Anden, den die kältesten Stürme des Pazifik in solches Rauhland geweht haben.

Ich habe beschrieben, wie Miss Grier ihre eigene Tafelrunde belauerte und sich so setzte, daß sie jedes Wort, das der entfernteste Gast flüsterte, hören konnte. Astrée-Luce schlug ein entgegengesetztes Verfahren ein und hörte so wenig von dem, was gesprochen wurde, daß selbst ihr Ehrengast oft alle Hoffnung aufgeben mußte, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie machte den Eindruck, plötzlich von einer Trance ergriffen worden zu sein; ihre Augen waren wie gebannt auf einen Winkel der Zimmerdecke gerichtet, als versuchte sie, das ferne Zuschlagen einer Tür zu erlauschen. Gewöhnlich nahm ein Cabalist das andre Ende der Tafel ein: etwa Frau Bernstein, die, unter ihrem kostbaren Pelzumhang zusammengekauert, aussah wie eine kränkliche Schimpansin und die aufmunternde Liebenswürdigkeit ihrer Fratze bald dem einen, bald dem andern Tischnachbar zuwandte; oder die Herzogin d'Aquilanera, ein Porträt von Moroni, ihr Kleid ein wenig fleckig, ihr Gesicht ein wenig schmierig, aber irgendwie an alle die leidenschaftlichen, unehrlichen, glanzvollen Barone ihres Stammbaums gemahnend; oder Alix d'Espoli, die mit ihren wundervollen Händen Zaubergebärden ausführte und die Gäste in witzige und liebenswerte und begeisterte Wesen verwandelte. Miss Grier kam selten, da sie eigene Festlichkeiten zu leiten hatte. Auch war es nicht oft möglich, den Kardinal einzuladen, da alle, die ihm an einer Tafel begegnen sollten, mit unendlichem Takt ausgewählt werden mußten.

Nachdem der letzte Gast den Hügel verlassen oder sein Bett aufgesucht und der letzte Diener die letzte Kleinigkeit zurechtzurücken gefunden hatte, stiegen Astrée-Luce und ich beinahe jeden Abend in die Bibliothek hinab und führten lange Gespräche bei einem Tropfen *fine*. Damals erst begann ich diese Frau zu

verstehn und zu sehen, worin meine ersten Urteile falsch gewesen waren. Dies war keine törichte alte Jungfer von ungeheurem Reichtum, welche royalistische Wahnideen hegte; auch keine sentimentale Halbnärrin der Wohltätigkeitsausschüsse; sondern eine Christin des zweiten Jahrhunderts. Ein scheues, religiöses Mädchen, das so wenig an den Dingen seiner Umgebung hing, daß es jederzeit erwachen und entdecken mochte, es habe vergessen, wie es heiße und wo es wohne.

Astrée-Luces hat für mich stets die Nutzlosigkeit von Güte ohne Intelligenz veranschaulicht. Das liebe Geschöpf lebte in einem Nebel wirklicher Frömmigkeit; ihr Geist schweifte nie lange von der Betrachtung ihres Schöpfers ab; alle ihre Impulse entsprangen der Güte selbst; doch sie besaß keinen Verstand. Ihre Barmherzigkeit war ungeheuer, aber unvernünftig; sie war die Beute eines jeden, der ihr einen Bettelbrief schrieb. Glücklicherweise waren ihre Spenden klein, denn es fehlte ihr dieses unbewußte Verstehn, das geizig oder verschwenderisch macht. Ich glaube, sie wäre als Dienstmagd sehr glücklich gewesen; sie hätte die Rolle verstanden, hätte Schönheit in ihr gesehn und sich befriedigt gefühlt, wenn ihr Dienst voller Erniedrigungen und Prüfungen gewesen wäre. Heiligkeit ohne Hindernisse ist unmöglich, und sie konnte nie welche finden. Sie hatte ein über das andre Mal von den Sünden des Hochmuts, des Zweifels und des Zorns gehört, aber da sie nie die leiseste Anwandlung verspürt hatte, war sie durch die frühen Stadien des spirituellen Lebens in völliger Verwirrung dahingeglitten. Sie war überzeugt, ein schlechtes, sündiges Weib zu sein, aber sie wußte nicht, wie sie ihre Besserung bewerkstelligen sollte. Trägheit? Sie hatte jeden Morgen schon eine Stunde auf den Knien gelegen, ehe ihre Zofe erschien. So schwer, so schwer war es, sich von Sünde zu reinigen! Hochmut? Nach strengster Selbsterforschung vermeinte sie endlich, sie hätte in sich einige Spuren von Hochmut gefunden. Sie griff sie mit grimmiger Wut an. Sie zwang sich, in aller Öffentlichkeit erschreckliche Dinge zu tun, um diesen Hang in sich auszurotten. Stolz in ihrem Auftreten oder auf ihren Reichtum? Sie beschmutzte ab-

sichtlich die Ärmel und die Taille ihres Kleids und ertrug die stumme Bestürzung ihrer Freunde.

Sie nahm die Bibel so wörtlich, daß ich sie wieder und wieder ihren Mantel wegschenken sah. Ich konnte beobachten, wie sie meilenweit eine Freundin begleitete, welche sie gebeten hatte, mit ihr bis zur Straße zu kommen. Nun sollte ich erkennen, daß ihre Anfälle von Zerstreutheit ein Zurückziehen in sich selbst, zu Gebet und Andacht, waren, oftmals durch beinahe lächerliche Anlässe hervorgerufen. Es blieb mir nicht länger verwunderlich, warum alle Anspielungen auf Fische und Fischer ihren Geist in die Wolken sandten; ich begriff, daß das griechische Wort für Fisch, das Monogramm Christi, auf sie etwa so wirkte, wie der Ruf des Muezzins auf einen Mohammedaner. Ein Weitgereister sprach etwa leichtfertig von einem Pelikan; sogleich begab sich Mlle. de Morfontaine an ihren inneren Altar und bat dessen Gast flehentlich, sich nicht zu grämen ob der einem Seiner lebendigsten Symbole bezeigten Mißachtung. Das seltsamste Beispiel dafür wurde mir ein wenig später zuteil. Eines Tags gewahrte sie zufällig auf dem Tisch in meinem Vorsaal einen Brief, den ich an Miss Irene H. Spencer gerichtet hatte, eine Lateinlehrerin an der Mittelschule in Grand Rapids, die herübergekommen war, um das Vorhandensein des Forums festzustellen. Sogleich wollte Astrée-Luce sie kennenlernen. Ich erzählte Miss Spencer nie, warum ihr ein so erstaunliches Lunch geboten worden war, warum ihre Gastgeberin so atemlos ihren trivialen Reiseberichten gelauscht hatte und warum am folgenden Tag eine goldene Kette mit angehängten Saphiren für sie in der Pension abgegeben worden war. Tatsächlich war Miss Spencer eine strenggläubige Methodistin und wäre entsetzt gewesen zu erfahren, I H S bedeute irgend etwas.

Wunderlich, wie Mlle. de Morfontaine war, wirkte sie doch nie lächerlich. Solche völlige Selbstverleugnung kann schier durch Übermaß ein Ersatz für Intelligenz werden. Sicherlich war sie imstande, bemerkenswert scharfsinnige Urteile hinzuwerfen, Urteile, welche der Intuition entsprangen, ohne die gewundenen Gänge des Verstands zu durchlaufen. Obwohl sie einem manchmal

auf die Nerven ging, überbot sie sich ein andermal in ans Wunderbare grenzenden Wahrnehmungen dessen, was einem nottat. So ganz verschiedene Menschen wie Donna Leda und ich selbst mußten sie einfach liebhaben, den einen Augenblick mit der einem unvernünftigen Kind gegenüber an den Tag gelegten Duldung, den nächsten mit der Scheu, ja der Furcht, wie man sie in Gegenwart von etwas empfindet, das unendliche Möglichkeiten in sich birgt. Wen hatten wir Ahnungslosen da zu Gast? War dies am Ende – oh, im vollsten Sinne des Wortes! – ein . . .?

Dies also war das Wesen, das ich nun während der späten Gespräche in der Bibliothek bei einem Tropfen *fine* kennenlernte. Die Gespräche verliefen lässig, voller Pausen und ohne bestimmtes Ziel, aber mein wundgescheuerter Instinkt vermochte nicht länger der Überzeugung zu entfliehn, daß sie mir eine Sache von höchster Wichtigkeit vorzulegen wünschte. Ich sah bald voraus, daß mir keine Ruhe beschieden sein werde. Meine Angst vor der Enthüllung wurde jedoch noch erhöht durch die offenkundige Schwierigkeit, die Astrée-Luce darin fand, zur Sache zu kommen. Endlich versuchte ich, statt die Diskussion zu vermeiden, sie herbeizuführen; ich dachte, ich könnte hier und da nachhelfen, indem ich dem Gespräch Wendungen gäbe, die ihr Problem unvermutet überfielen. Aber nein! Der günstige Augenblick blieb aus.

Eines Abends fragte sie mich unvermittelt, ob es mich in meiner Arbeit sehr stören würde, wenn wir auf einige Tage nach Anzio gingen. Ich erwiderte, daß nichts mir lieber wäre. Ich wußte von Anzio nicht mehr, als daß es einer der Badeorte an der Küste war, ein paar Stunden von Rom, nahe Nettuno, und daß Cicero dort eine Villa besessen hatte. Sie fügte ein wenig besorgt hinzu, wir würden in einem Hotel absteigen müssen, einem sehr armseligen Hotel obendrein, aber es sei gegenwärtig keine Saison, und sie könne gewisse Mängel der Bedienung wettmachen. Ein wenig Vorsorge werde verhindern, daß ich mich allzu unbehaglich fühle.

So bestiegen wir denn eines Morgens das große, plumpe Auto, das für Reisen bestimmt war, und fuhren westwärts. Der Rücksitz diente als Speicher. Man erblickte da eine Zofe, einen Betstuhl,

eine Katze, ein echtes Gemälde von Fra Angelico, eine Weinkiste, fünfzig Bücher und einige Fenstervorhänge. Später entdeckte ich, daß dazwischen auch eine reiche Auswahl von Kaviar, Gänseleberpasteten, Trüffeln und Ingredienzen für erlesene Soßen verstaut gewesen war, durch die Mlle. de Morfontaine, in entmutigender Verkennung meiner Bedürfnisse, die Vorräte eines Touristenhotels zu ergänzen dachte. Sie lenkte selber, und bei nichts enthüllte sich klarer des Himmels Interesse an ihr. Zunächst hielten wir in Ostia, damit ich den Schauplatz, auf dem die letzte Szene meines unseligen Dramas sich abgespielt hatte, in Wirklichkeit sehen könnte. Wir lasen laut die betreffende Seite des hl. Augustin, und ich schwor im stillen jedem Gedanken ab, sie je in neue Worte zu kleiden.

An unserm ersten Abend in Anzio blies ein kalter Wind vom Meer her. Die Weinranken und Sträucher peitschten die Hauswände; die Lampen der Cafés rund um den Platz schwankten trübselig über nassen Tischen; man konnte sich nicht retten vor dem trostlosen Klitschklatsch der Wellen am Hafendamm. Wir beide aber fanden Geschmack an solchem Wetter. Gegen sechs Uhr beschlossen wir, nach Nettuno zu wandern und zum Abendessen um halb zehn zurück zu sein. Wir hüllten uns in Gummi und zogen los, stemmten uns dem Wind und dem sprühenden Wasserstaub entgegen und fühlten uns seltsam aufgeheitert. Eine Weile schritten wir schweigend dahin, aber als wir den letzten Teil der Straße erreichten, der sich zwischen hohen Gartenmauern der Villen hinzieht, begann Astrée-Luce zu sprechen.

»Ich habe Ihnen schon gesagt, Samuele« (die ganze Cabala war dem Beispiel der Prinzessin gefolgt und nannte mich so), »daß es die große Hoffnung meines Lebens ist, einen König in Frankreich regieren zu sehn. Wie unmöglich einem so etwas jetzt erscheint! Niemand weiß das besser als ich. Aber alles, was ich liebe, ist höchst unwahrscheinlich. Und grade daß es so unzeitgemäß ist, das wird uns am meisten helfen, wenn wir endlich die Verkündung des Gottesgnadentums der Könige als Dogma der Kirche vorbereiten werden. Wieviel Ärger das erregen wird und

welche Verhöhnungen! Sogar bedeutende Kleriker werden nach Rom eilen und uns bitten, die Fortschritte des Katholizismus nicht durch einen solchen Schritt zu stören. Es wird hitzige Auseinandersetzungen geben. Alle Zeitungen und Zeitschriften werden schreien und weinen und lachen, und die ganze Grundlage der demokratischen Regierungsform, die Torheit des Republikanismus, wird ventiliert werden. Europa wird von dem Gift in seinem Blut gereinigt werden. Wir haben von Erörterungen nichts zu fürchten. Die Menschen werden sich Gott zuwenden und darum beten, von den Häusern Seiner Wahl regiert zu werden. – Aber ich will Sie jetzt nicht davon überzeugen, Samuele; ich erwähne es nur, um auf etwas andres zu kommen. Sie sind Protestant; macht Sie das ungeduldig? Sind Sie meiner überdrüssig?«

»Nein, nein, gewiß nicht. Es interessiert mich sehr«, erwiderte ich.

In diesem Augenblick brachte uns unsre Straße wieder dicht ans Meer heran. Wir standen an einer Brüstung und sahen auf die lärmenden Wasser, die sich über die Waschsteine eines Dorfs stürzten. Es begann zu regnen. Astrée-Luce hielt das Eisengeländer umklammert und betrachtete die Sprühe, die von den Wellen aufstieg; sie weinte still vor sich hin.

»Vielleicht«, fuhr sie fort, als wir unsern Weg wieder aufnahmen, »vielleicht können Sie sich den zehnten Teil der Enttäuschung vorstellen, die ich fühle, wenn ich den Kardinal älter werden und mich selbst und alle Völker immer tiefer in Irrtum versinken und so wenig getan sehe. Er kann uns helfen. Er scheint mir eigens dafür erschaffen worden zu sein, uns zu helfen. Ich vergesse keineswegs, was er in China geleistet hat. Es war heroisch. Aber ein wieviel größeres Werk bleibt ihm hier in Europa zu tun! Ein Jahr ums andere vergeht, und immer noch sitzt er droben auf dem Janiculus und liest und geht im Garten spazieren. Europa liegt im Sterben. Und er rührt keinen Finger.«

In diesem Augenblick war ich tief bewegt. Der Regen und ihre Tränen, die Pfützen und das Klatschen des Wassers gegen den Steindamm hatten auf mich zu wirken begonnen. Alle Stimmen

der Natur wiederholten unaufhörlich: Europa liegt im Sterben. Ich wäre am liebsten stehngeblieben und hätte mich tüchtig und sinnlos ausgeweint, aber ich mußte der Stimme neben mir lauschen.

»Ich kann nicht verstehn, warum er nichts schreibt. Vielleicht ist es mir nicht bestimmt, zu verstehn. Ich weiß, er glaubt daran, daß die Allgültigkeit der Kirche nahe ist. Ich weiß, er glaubt daran, daß eine katholische Krone die einzig mögliche Herrscherform ist. Aber er rührt sich nicht, um uns zu helfen. Wir wollen nicht mehr von ihm als ein Buch über die Kirche und die Staatsformen. Stellen Sie sich bloß sein Wissen vor, Samuele, seine Logik, seinen Stil! Aber Sie haben ihn nie predigen gehört? Seine Ironie in einem Meinungsstreit und seine erstaunliche Beredsamkeit! Wo bliebe da Bosanquet? Die Verfassungen der Republiken der Welt würden umhergeschleudert werden – Sie werden mir verzeihn, wenn ich respektlos gegen Ihr großes Land zu sein scheine –, umhergeschleudert wie Eierschalen. Sein Buch wäre nicht bloß ein Buch, das aus der Druckerpresse kommt: es wäre eine Naturgewalt, es wäre die gleichzeitige Geburt einer Idee in tausend Gehirnen. Es würde sogleich in den Kanon eingereiht und mit der Bibel zusammengebunden werden. Und dennoch verbringt er seine Tage zwischen seinen Rosensträuchern und Kaninchen und mit aller möglichen Lektüre. Dies eine will ich in meinem Leben tun: ich will diesen großen Mann zu seiner Aufgabe anspornen. Und Sie können mir dabei helfen.«

Ich war aufgeregt. Die Luft war erfüllt von einer himmlischen Verschrobenheit. Hier war jemand, der sich nicht vor Superlativen fürchtete. Wahrlich, das hieß großzügig sein im Wahnsinn! Es würde schwer halten, wieder zum gewöhnlichen Leben hinabzusteigen nach solch berauschenden Drohungen gegen die Präsidenten dieser Welt und die Buchbindereien der Britischen Bibelgesellschaft. Ich dachte über irgendeine Antwort nach und murmelte schließlich etwas von gutem Willen.

Sie übersah meine Unzulänglichkeit. »Es scheint mir«, fuhr sie fort, »daß ich endlich einen der Gründe seines Zögerns entdeckt

habe. Aber sagen Sie mir erst, wie die verschiedenen Römer, mit welchen Sie bekannt wurden, von ihm denken. Was erzählen sich Leute, die ihn nicht kennen, über ihn?«

Da wurde mir ängstlich zumut. Konnte auch sie gehört haben . . .? Wie hatten irgendwelche von diesen seltsamen Gerüchten zu ihr dringen können?

Aber von mir würde sie nichts erfahren. Ich verließ den Pfad der Redlichkeit und gab ihr alle günstigen Berichte wieder, die ich vernommen hatte. Schlichte Seelen waren von dem Gedanken gefangengenommen, daß er, abgesehn von ein paar größern Ausgaben, zu welchen er verpflichtet war, von fünfundsechzig Lire in der Woche lebte; daß er zwölf Sprachen sprach; daß er Polenta liebte; daß er in manchen Häusern Roms (besonders in den ihren) ohne Zeremonie Besuch machte; daß er die »Bekenntnisse« und die »Nachfolge Christi« in erlesenes Chinesisch übersetzte. Ich kannte Römer, die schon den Gedanken an ihn so liebten, daß sie Spaziergänge auf den Janiculus unternahmen, nur um zwischen den Stäben seines Gartengitters hindurchzuspähn, und das Haus umlauerten, weil sie hofften, ihren Kindern Gelegenheit geben zu können, seinen Ring zu küssen.

Astrée-Luce wartete schweigend, bis ich geendet hatte. Dann sagte sie ohne eine Spur des Vorwurfs:

»Sie versuchen mich zu schonen, Samuele. Aber ich weiß. Es gibt auch andre Geschichten über ihn. Seine Feinde sind planmäßig am Werk gewesen, sein Ansehn zu untergraben. Wir wissen, daß es niemand in Rom gibt, der gütiger, demütiger, hochsinniger wäre; aber unter dem gemeinen Volk hat er beinahe den Ruf, ein Ungeheuer zu sein. Gewisse Leute sind am Werk gewesen, solche Gerüchte absichtlich zu verbreiten. Und der Kardinal hat von ihnen gehört: durch das Gewisper von Dienstboten oder durch Zurufe auf der Straße oder durch anonyme Briefe; auf alle mögliche Weise. Er übertreibt seine Haltung alledem gegenüber. Er fühlt, daß er in einer feindseligen Welt lebt. Das hat seinen Lebensabend tragisch gemacht. Und es ist der Grund, daß er nicht schreiben will. Dennoch liegt es in unsrer Macht, ihn

noch zu retten. – Aber sehn Sie! Dort ist ein Francobolli-Laden. Kaufen wir uns Zigaretten und suchen wir einen Platz zum Niedersitzen. Es macht mich so glücklich, von diesen Dingen zu sprechen!«

Mit Zigaretten versehn, hielten wir Ausschau nach einer Weinschenke. Unser Wunsch ließ eine an der nächsten Straßenbiegung erstehn, eine verräucherte, ungemütliche Höhle, aber wir setzten uns vor unsre Gläser sauern, tintigen Weins und spannen weiter an unsrer Verschwörung. Astrée-Luce gab zu, daß, hätte sich durch irgendwelche tatsächliche Verfehlungen des Kardinals an seinen Namen ein übler Ruf geheftet, keine Hoffnung bliebe, den zu zerstreuen; die Wahrheit wäre auf so heikelm Gebiet, wie Gerüchte es sind, unabänderlich. Aber Astrée-Luce wußte, daß die Anwürfe in diesem Fall das Ergebnis einer geschickten Kampagne waren, und sie war überzeugt, daß ein Gegenfeldzug noch immer seinen Ruf wiederherstellen könnte. Vor allem hatten sich unsre Feinde das Vorurteil der Italiener gegen den Orient zunutze gemacht. Ein Italiener genießt den gleichen köstlichen Schauder beim Anblick eines Chinesen wie ein amerikanischer Schuljunge bei der Erwähnung einer Falltür über einem Fluß. Der Kardinal war aus dem Osten mit gelbem, ungerunzelten Gesicht zurückgekehrt; sein Gang beunruhigte die Leute. Es war leicht, darauf weiterzubauen, in der trasteverischen Unterwelt das Geflüster zu verbreiten, daß er seltsame Götzenbilder im Haus habe, daß man spät nachts Tiere quieken hören könne (sein Garten voll Kaninchen und Enten und Perlhühner!), daß sein getreuer chinesischer Diener in allen möglichen furchterregenden Posen gesehn worden sei. Nächstdem erregte seine mehr als einfache Lebensweise die Einbildungskraft. Jedermann wollte wissen, er sei fabelhaft reich. Rubine so groß wie eine Faust, und Saphire wie Türknäufe, wo waren sie? Bist du je ans Tor des Villino Wei-Ho herangegangen? Komm Sonntag mit mir! Wenn du kräftig die Luft einziehst, kannst du den sonderbarsten Geruch verspüren, einen Geruch, der dich für Tage schläfrig machen und dir Träume bringen wird!

Das alles sollte anders werden. Da saßen wir und wählten einen Rehabilitierungsausschuß. Wir wollten Aufsätze in Zeitschriften und Artikel in den Zeitungen loslassen. Sein achtzigster Geburtstag nahte. Stiftungen würden gemacht werden. Mlle. de Morfontaine wollte seiner Titularkirche ein Altarbild von Raffael schenken. Aber vor allem wollten wir Agenten unter das Volk senden, die diesem von seiner Güte, seiner Schlichtheit, seinen Spenden für die Spitäler und ganz leise auch von seinen Sympathien für sozialistische Ideen erzählen sollten. Er sollte der Kardinal des Volkes werden. Wir verfügten über Anekdoten, wie er die anmaßenden Mitglieder des Kollegiums duckte, wie er einen armen Teufel verteidigte, der einen Kelch aus seiner Kirche gestohlen hatte. China sollte für die Trasteveriner nachgeschaffen werden. Und so weiter. Wir sollten den Kardinal stützen, damit der Kardinal Europa stützen könnte.

Als wir an diesem Abend ins Hotel zurückkehrten, schien Astrée-Luce um zehn Jahre jünger geworden zu sein. Offenbar war ich der erste Mensch, dem sie ihre Vision geschildert hatte. Sie war so begierig, zu Werk zu gehn, daß sie mich plötzlich fragte, ob ich etwas dagegen hätte, wiederum meinen Koffer zu packen und noch in derselben Nacht nach Tivoli zurückzufahren. Wir würden gleich am Morgen um so besser mit der Arbeit beginnen. In Wirklichkeit wünschte sie sich, bevor sie zu Bett ginge, die aufheiternde Ermüdung des Chauffierens (ihres schrecklichen Chauffierens). Also verstauten wir im Auto abermals die Zofe, den Fra Angelico, die Ingredienzen für Soßen und die Katze und trafen um ungefähr zwei Uhr morgens in der Villa Horaz ein.

Der Kardinal durfte nichts davon wissen, daß wir um seinen guten Namen ein Gerüst aufschlugen und den Anstrich auffrischten; aber wir mußten ihn überreden, einiges von dem, was die Leute besonders gegen ihn einnahm, nicht zu tun. Schon am nächsten Vormittag bat mich Astrée-Luce schüchtern, zu ihm zu gehen und mit ihm zu sprechen. Sie wußte nicht, warum, aber sie hatte eine unbestimmte Vorstellung, daß ich nun, da ich ihre

Hoffnungen kannte, einen offenen Blick für bezeichnende Einzelheiten haben würde.

Ich traf den Kardinal, wie man ihn an jedem sonnigen Tag des Jahres antreffen konnte, in seinem Garten sitzend, ein Buch auf den Knien, ein Vergrößerungsglas in der Linken, eine Schreibfeder in der Rechten, einen Kohlkopf und ein belgisches Kaninchen zu seinen Füßen. Ein Stoß von Bänden lag auf dem Tisch neben ihm: Bradleys »Erscheinung und Wirklichkeit«, Spengler, Frazers »Der goldene Zweig«, »Ulysses«, Proust, Freud. Ihre Ränder hatten bereits begonnen, die spinnenfüßigen Anmerkungen in grüner Tinte aufzuweisen, Anzeichen einer so genauen Aufmerksamkeit, daß sie nur die allergrößten Autoren nicht in Verlegenheit gebracht hätte.

Er legte die Lupe beiseite, als ich den Gartenweg heraufkam. »*Eccolo, questo figliolo di Vitman, die Poe, di Vilson, di Guglielmo James – die Emerson, che dico!* Was wünschen Sie?«

»Mlle. de Morfontaine möchte, daß Sie Freitag abend zum Diner kommen, nur wir drei.«

»Sehr gut. Sehr schön. Was sonst?«

»Vater, was wünschen Sie sich zum Geburtstag? Mlle. de Morfontaine trug mir auf, Sie taktvoll auszuhorchen . . .?«

»Taktvoll! – Samuelino, gehn Sie ums Haus herum und sagen Sie meiner Schwester, daß Sie zum Mittagessen bleiben. Ich werde ein kleines chinesisches Gemüsegericht bekommen. Wollen Sie das oder einen kleinen Risotto und Kastaniencreme? Sie können sich auf dem Heimweg dann etwas Solides kaufen. Wie geht es Astrée-Luce?«

»Sehr gut.«

»Ein wenig Kranksein würde ihr nicht schaden. Ich bin unruhig, wenn ich mit ihr bin. Es gibt gewisse Ärzte, Samuele, die nicht glücklich sind, wenn sie mit gesunden Leuten reden. Sie sind so sehr die hilfeflehenden Augen von Patienten gewohnt, die fragen: ›Werde ich am Leben bleiben?‹ Genau so unbehaglich fühle ich mich in Gesellschaft von Leuten, die nie gelitten haben. Astrée-Luce hat Augen von blauem Porzellan. Sie hat ein

edles, reines Herz. Es ist sehr schön, sich in Gesellschaft eines edlen, reinen Herzens zu befinden, aber was kann man zu ihm reden?«

»Denken Sie an den heiligen Franziskus, Vater . . .!«

»Er war, zumindest in seiner Jugend, ein Wüstling gewesen oder dachte, er sei einer gewesen. – *Senta!* Wer vermag Religion zu verstehn, wenn er nicht gesündigt hat? Wer, der nicht gelitten hat, kann etwas von Literatur verstehn? Wer versteht die Liebe, wenn er nicht geliebt hat, ohne wiedergeliebt zu werden? *Ecco!* Das erste Anzeichen eines Kummers zeigte sich bei Astrée-Luce letzten Monat. Da ist so ein Monsignore, der ihre Millionen für seine Kirchen in Bayern haben möchte. Alle paar Tage wälzt er sich den Hügel nach Tivoli hinauf und keucht ihr ins Ohr: ›Die Reichen aber sandte Er mit leeren Händen hinweg.‹ Das arme Kind zittert, und Bayern wird bald ein paar ungeheure Kirchen haben, zu häßlich für Worte. Oh, Sie wissen doch, es findet sich für jeden Menschen ein Spruch in der Bibel, der ihn erschüttern kann, so wie es für jedes Gebäude einen Musikton gibt, der es einstürzen läßt. Ich will Ihnen meinen nicht sagen, aber wollen Sie Donna Ledas wissen? Sie ist eine große Hasserin, und man erzählt sich, daß sie bei den Worten des Paternosters: *Sicut et nos dimittimus debitoribus nostris,* die Zähne fest zusammenbeißt.«

Er schüttelte sich vor anhaltendem, lautlosem Lachen.

»Aber hing Astrée-Luce nicht sehr an ihrer Mutter?« fragte ich.

»Nein, sie hat keinen Verlust erlitten. Sie war damals erst zehn Jahre. Sie hat sie dichterisch verklärt, weiter nichts.«

»Vater, wieso hat ihre Buchstabengläubigkeit sie nicht ins Kloster geführt?«

»Sie versprach ihrer Mutter am Sterbebett, sie werde am Leben bleiben, um einen Bourbonen auf den Thron Frankreichs zu erheben.«

»Wie können Sie lachen, Vater, über ihre Hingabe an . . .«

»Wir Alten dürfen über Dinge lachen, die ihr Studentlein

auch nicht einmal belächeln dürft. Oh, oh, das Haus Bourbon! Wären Sie erstaunt, wenn ich mein Leben dem Ziel weihen würde, die königlichen Geschwisterehen Ägyptens wieder einzuführen? Nun, das ist auch nicht unmöglicher.«

»Teurer Vater, wollen Sie nicht noch ein einziges Buch schreiben? Sehn Sie doch, Sie haben da um sich alle bedeutendsten Werke des ersten Viertels meines Jahrhunderts . . .«

»Und auch die sind höchst einfältig.«

»Wollen Sie uns keins schreiben? Solch ein großes Buch, Vater Vaini! Über Sie selbst, Essays wie Montaigne – über China und über Ihre Tiere und Augustinus . . .«

»Nein, nein! Hören Sie auf! Sie erschrecken mich! Sehn Sie nicht, daß das erste Anzeichen des Kindischwerdens bei mir die verrückte Einbildung sein wird, ich müsse ein Buch schreiben? Ja, ich könnte eins schreiben, ein besseres als dieses Zeug da, das Ihr Zeitalter uns geboten hat!« Und mit einem scharfen Schlag stürzte er den Bücherturm um; das belgische Kaninchen quiekte laut, als es eben noch dem Schicksal entging, unter Schweitzers »Skizze« eingeklemmt zu werden. »Aber ein Montaigne, ein Machiavelli . . . ein . . . ein . . . Swift, das werde ich nie sein. Wie entsetzlich, wie entsetzlich wäre es, wenn Sie eines Tags hierherkämen und mich beim Schreiben anträfen. Gott bewahre mich vor dieser letzten Torheit! Ah, Samuele, Samuelino, wie schlecht von Ihnen, heute vormittag herzukommen und allen niedrigen Hochmut in einem alten Bauern zu erwecken. Nein, heben Sie sie nicht auf! Mögen die Tiere sie beschmutzen! Was ist nur los mit diesem Ihrem zwanzigsten Jahrhundert? . . . Sie wollen, ich soll euch Komplimente machen, weil ihr das Atom zertrümmert und das Licht gebogen habt? Nun schön, mein Kompliment, mein Kompliment! – Sie können Ihren reichen Freunden sagen, taktvoll, versteht sich, daß ich zum Geburtstag einen kleinen chinesischen Teppich haben möchte, der gegenwärtig im Schaufenster eines Ladens auf dem Corso ruht. Es wäre unziemlich für mich, mehr zu sagen, als daß der sich auf der linken Seite befindet, wenn man sich der Porta del Popolo nähert. – Der Fußboden mei-

nes Schlafzimmers wird jeden Morgen kälter, und ich habe mir schon immer versprochen, wenn ich achtzig würde, einen Teppich in meinem Schlafzimmer zu haben.«

Was nur ging schief?

Die erste Stunde war köstlich. Der Kardinal aß stets sehr wenig (niemals Fleisch), und das mit unerhörter Langsamkeit; wenn er zu seiner Suppe zehn Minuten brauchte, erforderte sein Reis eine halbe Stunde. Allerdings lagen die Keime für Mißverständnisse schon in den Charakteren dieser beiden Freunde. Sie waren so verschieden, daß ihre Gespräche sich anhörten wie der Dialog eines Lustspiels. Zunächst beging Astrée-Luce den Fehler, auf den bayerischen Monsignore anzuspielen. Sie argwöhnte, der Kardinal mißbillige alle Pläne, die sie etwa hätte, der Kirche in dieser Richtung zu helfen; sie wünschte sehnlichst, mit ihm das Problem ihres Reichtums und seiner Verwendung zu besprechen, er aber weigerte sich, ihr den geringsten Rat zu geben. Er verfügte über unerschöpfliche Hilfsquellen an kluger Geschicklichkeit, um diesem Thema auszuweichen. Wie die Dinge damals in Rom lagen, war es von höchster Wichtigkeit, daß er keinen Einfluß auf diese Seite des Lebens seiner Freundin ausübe. Er ließ jedoch durchblicken, er sei gewiß, sie werde die Sache töricht anpacken. Es schmerzte ihn, ein so gewaltiges Werkzeug des Fortschritts im Winde kirchlicher Verwaltung davontreiben zu sehn.

Nun müssen wir uns erinnern, daß es der Vorabend seines achtzigsten Geburtstags war. Wir haben bereits gehört, daß dieses Ereignis eine Flut belustigter Bitterkeit hervorgebracht hatte. Wie er später sagte, hätte er in dem Augenblick sterben sollen, als er seine Arbeit in China verließ. Die elf Jahre, die seitdem vergangen waren, waren ein immer verworrenerer Traum gewesen. Leben ist kämpfen, und fern dem Schlachtfeld gingen in seinem Geist die erschreckendsten Veränderungen vor sich. Glaube ist Kampf, und nun, da er nicht länger kämpfte, konnte er nirgends seinen Glauben finden. Dieses unbegrenzte Leben tat ihm irgend

etwas an ... Aber vor allem müssen wir uns erinnern, daß der Gedanke, das Volk von Rom hasse ihn, ihn entsetzte. Wenn er stürbe, hinterließe er ein Angedenken ohne Liebe und ohne Würde. Aus einem anonymen Brief hatte er ersehen, daß sogar in Neapel die Kinder zum Bravsein durch die Drohung angehalten wurden, der gelbe Kardinal werde ihnen die Haut abziehn. Wenn man jung wäre, könnte man bei solchen Gerüchten lachen, aber da man alt war, wurde einem kalt. Er würde sehr bald eine Welt, in welcher er Menschen schaudern machte, für eine andre verlassen, die nicht mehr so deutlich erkennbar war, wie es den Anschein gehabt hatte, die aber immer noch den Trost bieten mochte, daß er nicht imstande wäre, aus ihr hinabzublicken und zu sehen, wie die Leute die auf *issimus* endenden Wörter anspuckten, welche seine Grabschrift bilden würden.

Ehe ich mich dessen versah, waren wir mitten in einem Meinungsstreit über das Gebet. Astrée-Luce hatte sich stets gewünscht, den Kardinal über abstrakte Dinge sprechen zu hören. Sie hatte oft versucht, ihn in Dispute über häufige Kommunion und die Anrufung der Heiligen zu verwickeln. Er hatte mir einmal zugeraunt, sie versuche, ihm das Material für einen Kalender abzuringen, solch ein frommes Manuale, wie man es auf der Place Saint-Sulpice zu kaufen bekommt. Jedes seiner Worte war ihr heilig. Sie hätte nicht gezögert, ihn zusammen mit dem hl. Paulus in ein Kirchenfenster zu tun. Es währte etliche Minuten, bevor sie sich bewußt wurde, daß er einiges recht Seltsame sagte. Konnte das noch strenge Kirchenlehre sein? Wenn etwas, das er sagte, schwierig war, brauchte sie doch bloß mit aller Kraft zu versuchen, es zu begreifen? Wahrheiten, neue Wahrheiten! So lauschte sie denn, anfangs mit Überraschung, dann mit steigendem Entsetzen.

Er hatte begonnen, den paradoxen Satz zu verteidigen, daß man im Gebet niemals um etwas bitten soll. Seine Dialektik leistete Unglaubliches. Er hatte beschlossen, sokratisch vorzugehn, und stellte Fragen an Astrée-Luce. Er zertrümmerte mehrere ihrer orthodoxen Ansichten. Zweimal verfiel sie in Ketzerei

und wurde von den Konzilen verurteilt. Sie suchte am hl. Paulus Stütze, aber der Brief zerfiel in ihrer Hand. Zum drittenmal tauchte sie aus den Wogen auf, wurde aber von einem thomistischen Fragment getroffen. In der vergangenen Woche war der Kardinal ans Sterbebett einer gewissen Donna Matilda della Vigna gerufen worden, und die arme Donna Matilda wurde nun hervorgezerrt, um als beweisendes Argument zu dienen. Worum hatten, genau genommen, die Überlebenden gebetet? Astrée-Luce wurde mit Leichtigkeit aus den besser einzusehenden Stellungen gedrängt. Sie begann sich zu ängstigen. Alsbald erhob sie sich.

»Ich verstehe nichts mehr. Ich verstehe nichts mehr. Sie scherzen, Vater. Schämen Sie sich denn nicht, solche Dinge zu sagen, um mich zu verwirren, da Sie doch wissen, welches Gewicht ich jedem Ihrer Worte beilege?«

»Merken Sie also auf!« fuhr der Kardinal fort. »Ich werde Samuele darüber befragen. Da er bloß Protestant ist, wird es sehr leicht sein, ihn zu verwirren. Samuele, läßt sich annehmen, Gott habe beabsichtigt, daß Donna Matilda auf jeden Fall binnen kurzem sterben solle?«

»Ja, Vater, denn sie starb in der nämlichen Nacht.«

»Aber wir dachten, wenn wir sehr aufrichtig beteten, könnten wir Seinen Sinn ändern.«

»Nun ja . . . es gibt Gewährsmänner dafür, daß in äußerster Not unser Gebet . . .«

»Aber sie starb! Dann beteten wir also nicht aufrichtig genug. Oder nicht beharrlich genug. Gut! Manchmal gewährt Er und manchmal nicht, und von Christen erwartet man, daß sie inbrünstig beten auf die Möglichkeit hin, daß dies eines von den Malen sei, wo Er sich erweichen ließe. Welch eine Vorstellung. Astrée-Luce! Welch ein Gedanke!«

»Vater, ich kann nicht bleiben und Sie so reden hören . . .«

»Welche Ansichten von diesen Dingen! Hören Sie! Es ist unglaubwürdig, daß Er seinen Sinn ändern sollte. Bloß weil wir furchtsame Sterbliche auf den Knien herumrutschen? Oh, Sie

sind eine Sklavin dieses Schacherglaubens! Die Wechsler sind noch immer im Tempel.«

Hier kehrte Astrée-Luce, die ganz weiß geworden war, zu einem letzten mutigen Waffengang in die Schranken zurück: »Aber Sie wissen doch, Vater, daß Er die Bitten guter Katholiken erhört.« Dann fügte sie mit leiserer Stimme und Tränen in den Augen hinzu: »Und Sie waren ja zugegen, Vater. Wenn Sie es innig gewünscht hätten, Sie hätten es ändern können ... Sie hätten ...«

Da erhob er sich halb aus seinem Sessel und rief mit furchtbaren Augen: »Wahnsinniges Kind! Was sagen Sie da? Ich? Habe ich keine Verluste erlitten?«

Sie warf sich vor ihm nieder. »Sie haben das alles gesagt, um mich auf die Probe zu stellen. Was ist die Antwort darauf? Ich lasse Sie nicht weggehn, ehe Sie es mir nicht sagen. Liebster Vater, Sie wissen, daß Gebete erhört werden. Aber Ihre klugen Fragen haben alles umgestoßen, meinen ganzen alten ... meinen alten ... Was ist die Antwort?«

»Kommen Sie, setzen Sie sich, meine Tochter, und sagen Sie es mir selber! Denken Sie nach!«

Dies ging eine halbe Stunde so fort. Meine Verwunderung wuchs immer mehr. Das Gespräch drehte sich längst nicht mehr bloß um das Problem des Gebets. Es war die Idee einer gütigen Macht hinter der Welt, die nun in Frage gestellt wurde. Für den Kardinal war es eine rhetorische Übung, geschärft durch seinen ihm eigenen Skeptizismus einerseits und seinen heimlichen Unwillen über Astrée-Luce andrerseits. Es war eine Art der Fragestellung, welche auf Gläubige von gesunder Vernunft keine Wirkung gehabt hätte. Sie war vernichtend für Astrée-Luce, die eine Frau ohne Vernunft war und grade dies eine Mal etwas mit Vernunft entscheiden wollte. Sie wäre so gern eine tiefe Denkerin gewesen, und strauchelte sie, geschah es durch ihr Verlangen, eine andre zu sein, als sie war.

So ging es immer weiter. Bei allem, was sie neu vorbrachte, rief der Kardinal nun: »Schacher! Ein Schacher!« und wies dar-

auf hin, daß ihre Gebete der Furcht oder der Sucht nach Trost entsprängen. Astrée-Luce zerbrach dabei. Ich trat hinter ihren Sessel und bat den Kardinal durch Gesten, er möge ablassen. Quälte er sie um einer Laune willen? War er sich ihrer Verehrung für ihn bewußt?

Endlich schien ihr eine Erleuchtung zu kommen.

»Mir dreht sich alles im Kopf. Aber ich weiß, welche Antwort Sie von mir hören wollen. Wir wollen nicht um irdische Güter beten oder um Menschen oder um Befreiung von Krankheit, aber wir dürfen um geistliche Dinge beten, zum Beispiel um das Wachstum der Kirche . . .?«

»Eitelkeit! Eitelkeit! Wie viele Jahre beten wir nun um eine gewisse gute Sache? Und was zeigt uns die Statistik? – Ich spreche von der Bekehrung Frankreichs.«

Mit einem Schrei sprang Astrée-Luce auf und verließ das Zimmer. Ich nahm es auf mich, ihm Vorhaltungen zu machen.

»Sie ist eine Närrin, Samuelino. Sie können Überzeugungen nicht tief nennen, die mit Strohhalmen umgeworfen wurden. Nein, glauben Sie mir, dies ist zu ihrem Besten. Ich war zu lange Beichtvater, um hierin fehlzugehn. Sie hat die religiösen Vorstellungen eines Schulmädchens. Sie muß mit härterem Brot genährt werden. Begreifen Sie doch, daß sie nie gelitten hat! Sie ist gut. Sie ist fromm. Aber, wie ich Ihnen schon unlängst sagte, sie hat durch reinen Zufall noch nie erfahren, was wahrer Kummer ist.«

»Immerhin, Eminenz, kenne ich sie gut genug, um zu wissen, daß sie in eben diesem Augenblick in ihrer Hauskapelle kniet und das Altargitter umklammert. Sie wird wochenlang fassungslos sein.«

Aber eben in diesem Augenblick kam Astrée-Luce zurück. Ihr Gehaben war aufgeregt und künstlich liebenswürdig. »Wollen Sie mich entschuldigen, wenn ich jetzt schlafen gehe?« fragte sie. (Sie nannte ihn nie wieder Vater.) »Bitte, bleiben Sie und plaudern Sie mit Samuele!«

»Nein, nein, ich muß gehn. Aber zuvor lassen Sie mich Ihnen

eines sagen! Die wirklichen Wahrheiten sind schwierig. Im Anfang sind sie abschreckend. Aber sie sind alle andern wert.«

»Ich werde über unser Gespräch nachdenken, ich ... ich ... Verzeihen Sie, wenn ich Sie um etwas bitte!«

»Gewiß, mein Kind. Was ist es?«

»Versichern Sie mir, daß Sie nicht im Scherz gesprochen haben!«

»Ich habe keineswegs gescherzt.«

»Habe ich Sie wirklich richtig verstanden, daß die Gebete Frommer nichts ...? Gleichviel! Gute Nacht! Entschuldigen Sie, wenn ich mich nun zurückziehe!«

Und so nahmen sie Abschied voneinander.

Ich ging beunruhigt zu Bett. Ich sorgte mich um Astrée-Luce. War sie daran, ihren Glauben zu verlieren? Was pflegen Zuschauer in solchem Fall zu tun? Der Verlust des Glaubens ist ein wenig komisch für Außenstehende, besonders wenn der ihn Verlierende liebliche Gesundheit, Reichtum und einen halbwegs gesunden Verstand besitzt. Der Verlust eines dieser drei jedoch, oder aller, hat eine Art Größe; bei Astrée-Luce hätte der Verlust ihres Glaubens mit dem Verlust eines dieser drei zusammenhängen müssen. Der Glaube ist keine Sache, die man bei schönem Wetter verliert.

Ich wurde aus unruhigem Schlaf geweckt durch ein behutsames, aber beharrliches Klopfen an meiner Tür. Es war Alviero, der Haushofmeister.

»Madame lassen fragen, ob Sie sich wollen ankleiden und kommen zu ihr in die Bibliothek, bitte.«

»Was ist los, Alviero?«

»Ich nicht wissen, Signorino. Madame haben nix geschlaft die ganze Nacht. Sie sein gewesen in die Kapelle und haben sich geworfen auf der Boden.«

»Gut, gut Alviero, ich komme in einer Minute. Wieviel Uhr ist es?«

»Drei Uhr und eine halbe, Signorino.«

Ich kleidete mich hastig an und eilte in die Bibliothek. Astrée-

Luce trug noch immer ihr Abendkleid. Ihr Gesicht war bleich und hager, ihr Haar zerzaust. Sie kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen.

»Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie rufen ließ, nicht wahr? Ich brauche Ihre Hilfe. Sagen Sie mir: Haben die seltsamen Dinge, die Kardinal Vaini nach Tisch sagte, Sie unglücklich gemacht?«

»Ja.«

»Habt ihr Protestanten auch eure Anschauungen von diesen Dingen?«

»O ja, Mlle. de Morfontaine.«

»Waren seine Anschauungen neu? Waren sie das, was jedermann jetzt denkt?«

»Nein.«

»O Samuele, was ist mit mir geschehn! Ich habe gesündigt. Ich habe die Sünde des Zweifels begangen. Werde ich je wieder Frieden finden? Kann Gott mich wieder zurücknehmen, nachdem ich solche Gedanken gehegt habe? Selbstverständlich glaube ich, daß meine Gebete erhört werden, aber ich verlor . . . ich verlor . . . den Grund, aus dem ich es glaube. Gewiß muß es hier einen Schlüssel geben. Vielleicht ist es nur ein einziges Wort. Man muß bloß einen kleinen Beweisgrund finden, der das Ganze natürlich erscheinen läßt. Ist das nicht seltsam? Ich habe hier nachgesehn«, sie wies auf den Tisch, der mit aufgeschlagenen Büchern bedeckt war, der Bibel, Pascal, Thomas a Kempis, »aber ich scheine meinen Finger nicht auf die richtige Stelle legen zu können. Setzen Sie sich und versuchen Sie mir zu sagen, teurer Freund, welche Beweisgründe es dafür gibt, daß Gott uns hört und uns antworten wird!«

Ich redete eine ganze Weile zu ihr, aber ich erreichte nichts. Vielleicht machte ich die Sache nur schlechter. Ich sagte ihr, ich sei davon überzeugt, daß sie noch immer glaube. Ich zeigte ihr, daß schon die bloße Tatsache ihres Elends beweise, sie glaube mit glühendem Eifer. Nach einer Stunde dieses Ringens schien sie jedoch ein wenig getröstet zu sein; sie nahm einen Pelzmantel

und ging zurück in die kalte Kapelle und betete inbrünstig bis zum Morgen.

Ungefähr um zehn Uhr erschien sie im Garten und bat mich, einen Brief zu lesen, den sie dem Kardinal senden wolle. Ich solle ihn zensuieren. »Lieber Kardinal Vaini, ich will Sie stets höher als alle meine Freunde schätzen. Ich glaube, Sie haben mich lieb und wollen mir wohl. Aber über Ihrer großen Gelehrsamkeit und Ihren vielfältigen Interessen haben Sie vergessen, daß wir, die wir nicht so glänzend begabt sind, uns, so gut wir können, an unsern Kindheitsglauben halten müssen. Ich bin seit gestern abend unaussprechlich bekümmert. Ich möchte Sie um eine Gunst bitten, nämlich, meiner Schwäche so weit nachzugeben, daß Sie nie wieder an Dinge des Glaubens rühren, wenn ich mit Ihnen beisammen bin. Es bereitet mir großen Schmerz, Sie darum ersuchen zu müssen. Ich bitte Sie, zu verstehn, daß dies nichts mit irgendwelchen persönlichen Gefühlen der Unfreundlichkeit zu tun hat. Ich hoffe, stark genug zu werden, um mit Ihnen wieder über diese Dinge sprechen zu können.«

Es war ein sehr schlechter Brief, aber das lag vielleicht an seinem Inhalt. Ich schlug schüchtern vor, den letzten Satz wegzulassen. Sie schrieb den Brief also ab und sandte ihn durch einen Bedienten.

Es kam bald der Tag, an dem mein Aufenthalt in der Villa zu Ende ging. Astrée-Luce betrat mein Zimmer zu einer letzten Aussprache.

»Samuele, Sie waren während der traurigsten Tage meines Lebens bei mir. Ich kann nicht leugnen, daß für mich jedes Interesse am Leben geschwunden ist. Ich glaube noch immer, aber nicht mehr so, wie ich es gewohnt war. Vielleicht war es nicht recht, daß ich so durchs Leben ging, wie ich es tat. Jetzt weiß ich, daß ich mich jeden Morgen voll unaussprechlicher Glückseligkeit erhob. Und sie verließ mich selten. Ich hatte nie zuvor gedacht, die Dinge, an die ich glaubte, seien an sich unglaubhaft. Ich pflegte damit zu prahlen, daß sie es seien, aber ich wußte nicht, was ich sagte. Nun kommen Stunden für mich, wo ich eine

Stimme sagen höre: ›Es gibt kein Beten. Es gibt keinen Gott. Es gibt Menschen und Bäume, Millionen von beiden, die jeden Augenblick sterben.‹ – Sie werden wiederkommen und mich besuchen, Samuele, nicht wahr? Habe ich es Ihnen sehr unbehaglich in meinem Haus gemacht?«

Als ich in meiner Wohnung in Rom anlangte, fand ich drei Briefe des Kardinals vor, in denen er mich bat, ihn sogleich aufzusuchen. Kaum trat ich durchs Gartentor, kam er schon auf mich zu: »Wie geht es ihr? Ist sie wohlauf?«

»Nein, Vater, sie ist sehr bekümmert.«

»Kommen Sie herein, mein Sohn! Ich muß mit Ihnen sprechen.«

Als wir sein Studierzimmer betraten, schloß er die Tür hinter sich und sagte mit großer Bewegung: »Ich muß Ihnen sagen, daß ich gesündigt habe, schwer gesündigt. Ich darf nicht ruhen, ehe ich nicht versucht habe, den Schaden, den ich anrichtete, wiedergutzumachen. Lesen Sie, lesen Sie diesen Brief, den sie mir geschrieben hat!«

»Ja, ich kenne ihn.«

»Der Brief verbietet mir, ihr zu erklären, was ich meinte. Gibt es keinen Weg, auf dem ich ihr ihre Sicherheit wiedergeben könnte?«

»Jetzt bleibt nur noch einer übrig. Sie müssen ihr volles Vertrauen zurückgewinnen, ehe Sie wieder an solche Dinge rühren. Sie müssen in ihrem Haus aus und ein gehn, als wäre nichts geschehn . . .«

»Ah, aber sie wird mich nie wieder einladen!«

»O doch, sie will Sie alle sehr bald bei sich zum Abendessen sehn, Sie und Alix und Donna Leda und Monsieur Bogard.«

»Mein Gott, ich danke Dir! Ich danke Dir! Ich danke Dir . . .«

»Darf ich ganz unumwunden reden, Eminenz?«

»Ja. Ich bin ein armer alter Mann, verstrickt in Irrtümer. Sprechen Sie zu mir, wie Sie wollen.«

»Wenn Sie hingehn, geben Sie sehr acht, sich keine Bemerkung über religiöse Dinge entschlüpfen zu lassen. Ich bitte Sie

inständig, versuchen Sie nicht, mit irgendwelchen orthodoxen Erklärungen Ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Sie könnte ein einziges kleines Wort mißverstehn und meinen, Sie griffen abermals ihren Glauben an. Es ist eine sehr ernste Sache. Ihre Ideen, Vater, sind nicht orthodox, und wenn Sie etwas Strenggläubiges sagten, klänge es nicht aufrichtig, und das wäre das Allerärgste. Aber wenn Sie einfach kommen und gehn, herzlich und liebevoll, wird sie ihr Entsetzen vor Ihnen verlieren . . .«

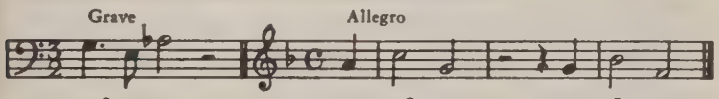
»Entsetzen vor mir!«

»Ja, und sehr allmählich, vielleicht nach einem Jahr, werden Sie vielleicht imstande sein . . .«

»Aber ich lebe vielleicht kein ganzes Jahr mehr!«

»*Es muß sein!*«

Darin sah er einen gewissen Humor, und mit reuiger Wehmut sang er Beethovens Thema vor sich hin und fügte dann hinzu: »Alle Straßen des Lebens führen dahin:



Es muß sein. Ich hätte in China bleiben sollen.« Er verstummte für eine Weile, seufzte tief und blickte auf seine gelben Hände. »Es hat Gott gefallen, mir meinen Verstand zu nehmen. Ich bin ein Idiot, der in jeden Graben stürzt. Oh, ich wollte, ich wäre längst gestorben – und doch kann ich nicht sterben, ehe ich mich nicht gerechtfertigt habe. Reichen Sie mir das rote Buch hinter Ihnen! Es gibt zwei Dramen über alte Männer, Samuelino, die einem alten Mann täglich teurer werden. Da ist einmal euer ›Lear‹ und« – er öffnete den »Oedipus auf Kolonos« und übersetzte langsam:

»Großmütiger Sohn des Ägeus, zu den Göttern allein kommt niemals das hohe Alter. Doch alles sonst wird verwirrt von der alles bezwingenden Zeit. Die Kraft der Erde verfällt und die Kraft des Leibes. Der Glaube stirbt. Mißtrauen wird geboren. Es bleibt unter Freunden der nämliche Geist nicht wahr« . . . und den Kopf senkend ließ er das Buch zu Boden gleiten. »*Es muß sein.*«

Ich ging nicht zu dem Abendessen. Ich saß allein mit Miss Grier in der Stadt, aber um zehn Uhr fuhren wir nach Tivoli hinaus, um mit der Gesellschaft beisammenzusein. Während der Fahrt deutete ich diskret die Beziehungen an, die nun zwischen zweien ihrer besten Freunde herrschten. »Oh, wie dumm er ist!« rief sie. »Wie grausam! Wieviel er vergessen hat! Sehn Sie nicht, daß die ganze Sache sich nicht um die abstrakte Frage dreht, ob ihre Gebete erhört werden, sondern um die Frage, ob *ein* Gebet erhört wurde? Ihr Gebet für Frankreich ... Glaubt er nicht, daß solche Dinge für andre Wirklichkeit besitzen?«

»Er meint, daß ein wenig Zweifel ihr gut tun werde. Er beschreibt sie als die Frau, die nie gelitten hat.«

»Er wird senil. Ich bin so verärgert, daß ich mich krank fühle.«

In diesem Augenblick wich unser Wagen aus, um einen andern, in der Richtung nach Rom vorüberrasenden, vorbeizulassen. Es war Mlle. de Morfontaines großes, häßliches Reiseauto, und der Kardinal saß darin.

»Da ist er ja!« rief Miss Grier. »Der Abend muß sehr früh geendet haben.«

»Irgend etwas ist geschehn«, sagte ich.

»Ja, sehr wahrscheinlich ist etwas geschehn, Gott verzeihe uns! Wenn alles wäre, wie es sein sollte, würde Alix mit ihm zurückfahren. Unsre wundervolle Tafelrunde löst sich auf. Alix traut uns nicht mehr. Leda verliert ihren gesunden Menschenverstand. Astrée-Luce hat mit dem Kardinal gestritten. Ich sollte lieber Rom verlassen und nach New York zurückkehren.«

Als wir uns der Villa näherten, wurden wir gewahr, daß tatsächlich etwas geschehn sein mußte. Die Eingangstür stand offen. Die Dienerschaft war in der Halle versammelt und flüsterte vor den geschlossenen Türen des Salons. Als wir eintraten, öffneten sie sich, und es erschienen Alix, Donna Leda und Frau Bernstein, die eine schluchzende Astrée-Luce stützten. Sie führten sie die Treppe hinauf in ihren Turm. Miss Grier bewog die Dienerschaft, ohne sie zu fragen, was vorgefallen sei, ruhig in ihre Räume zurückzukehren. Wir betraten den Salon und gewahr-

ten eben noch, wie M. Bogard, der beträchtlich erschüttert aussah, ihn durch eine andre Tür verließ. Wir setzten uns schweigend, böser Ahnungen voll. Beide merkten wir gleichzeitig einen schwachen Geruch von Schießpulver und Rauch, und als ich umhersah, fiel mein Blick auf ein kleines Loch nahe der Zimmerdecke, unter dem sich ein Häufchen weißen Staubs auf dem Boden gesammelt hatte. Frau Bernstein kam hereingeeilt, und nachdem sie die Tür sorgfältig hinter sich geschlossen hatte, wandte sie sich an uns:

»Keine Seele darf davon erfahren! Es muß ganz geheimgehalten werden! Daß so etwas geschehn konnte! Danach ist alles möglich. Welch ein Segen, daß niemand von der Dienerschaft im Zimmer war, als . . .«

Miss Grier fragte sie mehrmals, was geschehn sei.

»Ich weiß nichts. Ich kann kaum meinen Sinnen glauben«, rief Frau Bernstein. »Astrée-Luce muß verrückt geworden sein. Elizabeth, wirst du es für möglich halten, wenn ich dir erzähle, daß wir alle ruhig beim schwarzen Kaffee hier saßen – Sieh nur, sieh! Ich habe das Loch dort in der Decke vorhin nicht bemerkt! – Ist das alles nicht furchtbar?«

»Bitte, Anna, bitte, sag uns endlich, was geschehn ist!«

»Das tue ich ja. – Hier sind wir beim Kaffee gesessen und haben leise von allem möglichen gesprochen, und da geht Astrée-Luce plötzlich zum Klavier hinüber, holt einen Revolver zwischen den Blumen hervor und schießt auf den guten Kardinal.«

»Anna! Ist er verletzt?«

»Nein. Die Kugel kam nicht einmal in seine Nähe. Aber daß so etwas geschehen konnte! Was in aller Welt kann sie so weit gebracht haben! Wir waren alle Freunde – so gute Freunde. Ich verstehe es einfach nicht.«

»Versuch dich zu erinnern, Anna! Hat sie etwas gesagt, als sie auf ihn schoß – oder vorher?«

»Das ist das Sonderbarste von allem. Ihr werdet mir nicht glauben. Sie rief aus: ›Der Teufel ist hier. Der Teufel ist hier hereingekommen.‹ Dem Kardinal hat sie es zugerufen!«

»Was hat er gesagt?«

»Nichts! Bloß alltägliche Dinge. Wir hatten einander Geschichten von Bauern erzählt. Er hatte von ein paar Bauern gesprochen, die er auf seinen Spaziergängen vor der Kirche von San Pancrazio getroffen hatte.«

Plötzlich erschien Alix: »Elizabeth, geh schnell zu ihr! Sie will dich sprechen. Sie ist allein.«

Miss Grier eilte hinaus.

Alix wandte sich an mich: »Samuele, Sie kennen den Haushofmeister besser als wir. Wollen Sie ihm sagen, daß Astrée-Luce einen Nervenzusammenbruch erlitten hat. Daß sie glaubte, sie sähe einen Einbrecher am Fenster, und auf ihn schoß. Es ist so wichtig, um des lieben Vaters willen, daß nicht das geringste von dem Vorgefallenen bekannt wird.«

Ich ging und suchte Alviero auf. Er wußte, die Erklärung sei ungenügend, aber da er der ganzen Cabala völlig ergeben war, konnte man ihm vertrauen, daß er die Geschichte so zurechtmachen werde, wie sie der Dienerschaft am ehesten glaublich erschiene.

Alix wußte nicht, was hinter dem Schuß steckte, aber sie vermochte sich des Gesprächs zu entsinnen, das ihm voraufgegangen war. Der Kardinal hatte das folgende einfache Geschehnis erzählt, dessen Zeuge er auf einem seiner Spaziergänge außerhalb der Stadtmauern gewesen war:

Ein Bauer wollte seinem sechsjährigen Mädchen das Weinen abgewöhnen. Eines Nachmittags führte er es an der Hand zu einer sumpfigen Einöde, die dicht von Riedgras bewachsen war, das ein gutes Stück über des Kindes Kopf reichte. Hier ließ er plötzlich die Hand der Kleinen los und sagte: »Wirst du noch einmal weinen?« In einem letzten Anfall von Eigensinn und beginnender Furcht fing das Kind an zu weinen. »Na schön«, schrie der Vater, »wir brauchen keine schlimmen Kinder bei uns zu Hause! Jetzt lass' ich dich hier bei den Tigern! Lebwohl!« Und dem Angstblick des Kindes enteilend, begab er sich in eine Weinschenke am Rand jener Einöde und setzte sich auf eine Stunde

zum Kartenspiel. Das Kind irrte von Grasbüschel zu Grasbüschel und heulte. Nach einer Stunde erschien der Vater, nahm es zärtlich bei der Hand und führte es nach Hause.

Das war das Ganze gewesen.

Aber Astrée-Luce hatte nie gelernt, so wie wir es gelernt haben, gegenüber Erzählungen von Grausamkeit oder Ungerechtigkeit ihr Herz ein wenig zu verhärten. Sie hatte vielleicht keine eigenen Verluste erlitten, aber sie war stets bereit, ihr Vorstellungsvermögen der vollen Gewalt des Unrechts auszusetzen, das andre Menschen erduldeten. Solch eine Anekdote hätte bei einer andern einen Seufzer, ein rasches, verhütendes Zusammenpressen der Lippen oder ein Lächeln der Dankbarkeit für den glücklichen Ausgang hervorgerufen. Für Astrée-Luce aber war die Geschichte die lebhafteste Mahnung daran, daß der Gott, dessen Aufgabe es war, über die Welt zu wachen und den Entmutigten und Mißhandelten Trost zu spenden, nicht mehr lebte. Der Kardinal hatte ihn getötet. Es gab niemand mehr, die Qualen des zu Tode geprügelten Pferdes zu lindern. Die Kätzchen, die von den Knaben an die Mauer geschleudert wurden, hatten keinen Fürsprech. Der Hund, der in seiner Qual die Augen auf ihr Gesicht richtete und ihr die Hand leckte, während seine Augen schon brachen, sollte keinen Tröster haben als bloß sie. Dies war nicht eine zufällige Geschichte, die der Kardinal da erzählte: sie verbarg eine heimliche Anspielung auf das Gespräch der vergangenen Woche; sie war eine Lästerung; sie war etwas wie eine Verwünschung. »Sieh die Welt ohne Gott!« schien er zu sagen. »Gewöhne dich an sie!« Wenn sie Gott verloren hatte, oh, wie offenkundig hatte sie dafür den Teufel gewonnen. Hier stand er vor ihr, triumphierend mit einer herzzerreißenden Geschichte. Astrée-Luce ging hinüber zum Klavier, holte einen Revolver zwischen den Blumen hervor und schoß auf den Kardinal mit dem Schrei: »Der Teufel ist hier!«

Als der Kardinal in dieser Nacht nach Hause fuhr, wiederholte er sich immer wieder die Worte: »Dann sind also diese Dinge wirklich!« Es hatte Astrée-Luces Schusses bedurft, um ihm

zu zeigen, daß der Glaube für ihn längst ein ergötzliches Spiel geworden war. Man häufte Vernunftschluß auf Vernunftschluß, aber die Grundlagen waren hauchdünn und durchsichtig. Er suchte, sich zu erinnern, was sein Glaube gewesen war, als er noch einen hatte. Er zerrte immer wieder vor sein geistiges Auge den jungen Priester in China, der den Familien der Mandarine gepredigt hatte. Das war er selbst gewesen. Oh, wenn man diesen Weg wiederfinden könnte! Er wollte nach China zurück. Wenn er wiederum in diese Gesichter blicken könnte, die friedvoll waren von einem heiteren Frieden, den er ihnen gegeben hatte, könnte er sich ihn vielleicht zurückstehlen. Aber Seite an Seite mit dieser Hoffnung erhob sich ein schreckliches Wissen: Keine Worte konnten die Überzeugung beschreiben, mit der er sich der größten aller Sünden schuldig sah. Mord war ein Kinderspiel gegen das, was er getan hatte.

Das Abfeuern des Schusses hatte ebenso stark auf Astrée-Luce gewirkt. Beim Erwachen war ihr Schrecken, daß sie ihn verwundet haben könnte, und später ihre Furcht, daß sie aus dem Bereich seiner Verzeihung geraten sei, größer, als ihr Elend in einer Welt ohne Glauben gewesen war. Mir fiel es zu, die ersten Botschaften ängstlicher Zuneigung von einem zum andern zu tragen. Als Astrée-Luce und der Kardinal entdeckten, daß sie in einer Welt lebten, in der solche Dinge verziehen werden konnten, daß keine Handlung zu verworren war, um von der Liebe nicht verstanden oder vergessen zu werden, da begann mit diesem Tag für beide ihr Leben von neuem. Diese Aussöhnung wurde nie in Worte gefaßt, ja sie blieb vielmehr bis ans Ende in einem Zustand der Hoffnung. Sie sehnten sich, einander wiederzusehn, aber das wäre unmöglich gewesen. Sie träumten von einer dieser langen Aussprachen, die man auf Erden niemals hat, die man sich aber um Mitternacht, allein und weise, so leicht ausdenkt; Worte sind nicht reich genug und Küsse nicht genügend zwingend, um alles Unheil, das wir angerichtet haben, wiedergutzumachen.

Der Kardinal erhielt die Erlaubnis, nach China zurückzukehren, und schiffte sich binnen wenigen Wochen ein. Mehrere Tage

nach dem Verlassen Adens erkrankte er an einem Fieber und wußte, daß er sterben werde. Er rief den Kapitän und den Schiffsarzt zu sich und erklärte ihnen, sie würden, wenn sie ihn auf hoher See bestatteten, dem Tadel der Kirche standzuhalten haben, aber seinen liebsten Wunsch erfüllen. Er traf alle möglichen Maßnahmen, um die Schuld an einem solchen Verstoß auf sich zu nehmen. Besser, viel besser, von den Fluten des Indischen Ozeans umhergeworfen und von einem vorbeikommenden Haifisch beschnuppert zu werden, als, der sündigste aller Sünder, unter einem Marmorgrabmal mit dem unvermeidlichen »*insignis pietate*« zu liegen, dem unausweichlichen »*ornatissimus*«.

GÖTTERDÄMMERUNG

Als für mich die Zeit kam, Rom zu verlassen, bestimmte ich mehrere Tage für die letzten Pflichten der Pietät, der Pietät im römischen Sinn. Ich schrieb Elizabeth Grier ein paar Zeilen und vereinbarte ein letztes langes Gespräch für den Vorabend meiner Abreise. »Es gibt einiges, das ich Sie fragen möchte«, schrieb ich, »und das niemand sonst beantworten kann.« Dann ging ich ins Villino Wei-Ho und saß eine Stunde mit der Schwester des Kardinals beisammen. Die Perlhühner waren weniger laut als früher, und die Kaninchen hoppelten noch immer durch den Garten und spähten nach einem Schimmer von Violett. Ich fuhr nach Tivoli hinaus und blickte durch die schmiedeeisernen Tore der Villa Horaz. Sie sah bereits aus, als hätte seit Jahren niemand in ihr gewohnt. Mlle. de Morfontaine war auf ihre Güter in Frankreich zurückgekehrt und lebte in strenger Zurückgezogenheit. Es hieß, sie öffne keine Briefe, aber ich schrieb ihr ein Abschiedsbillett. Ich verbrachte sogar einen Nachmittag in den stickigen Zimmern des Palazzo Aquilanera, wo Donna Leda mir im strengsten Vertrauen die Neuigkeit von der Verlobung ihrer Tochter mitteilte. Offenbar war der junge Mann außerstande, irgendwelche Vettern von den zugigen Höfen Europas vorzuweisen; seine Familie war bloß italienisch; aber er besaß einen modernen Palazzo. Endlich sollte im Hause Aquilanera ein Badezimmer sich auftun. Wie die Zeit verflog!

Die bedeutsamste Gedenkfeier, die ich beging, war ein Ausflug

zum Grab Marcantonios. Ich fand es neben dem Dorffriedhof, nahe der Villa Colonna-Stiavelli. Geweihter Grund war dem Jungen verweigert worden, aber in ihrer Bestürzung und ihrer Liebe hatte die Mutter es fertiggebracht, aus Steinen und Heckenrosen eine der Kirchhofsmauer ähnliche Einfriedung herzustellen, die sein Grab einzuschließen schien mit den Gräbern derjenigen, deren Seelen die Kirche beruhigt dem Jüngsten Gericht empfehlen zu können glaubte. Hier setzte ich mich und wollte über ihn nachdenken. Ich war vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, der begriff, was den Jungen hierhergebracht hatte. Der letzte Freundschaftsdienst bestünde darin, über ihn nachzudenken. Aber ein paar Vögel sangen; ein Mann und seine Frau bestellten den Boden auf dem nahen Feld; die Sonne brannte heiß. Sosehr ich mich auch bemühte, ich konnte mit meinen Gedanken nicht bei meinem Freund bleiben; es war nicht schwer, sich seine Züge ins Gedächtnis zu rufen oder über Ausschweifungen nachzudenken; aber wirklich elegische Reflexionen gelangen mir nicht, Marcantonio! Ich fuhr nach Rom zurück, von Scham über mich selbst erfüllt. Doch es war ein unvergeßlicher Tag auf dem Land gewesen, köstliches Juliwetter.

Eine Beziehung gab es, die ich nicht wieder aufnehmen konnte; ich konnte Alix nicht besuchen. Sooft ich sie zufällig traf, sagte mir die Schranke ihrer gesenkten Augenlider, daß wir nie wieder lange Gespräche miteinander führen würden.

Meinen Hausstand aufzulösen war ein reichlich melancholisches Geschäft. Ottima und ich verbrachten Stunden mit dem Einpacken, den Kopf über Kisten und Koffer gebeugt und voll von dem bevorstehenden Abschied. Sie wollte in ihre Weinschenke an der Ecke zurückkehren. Lange bevor ich die Schiffskarte kaufte, hatte sie begonnen, für diejenigen zu beten, die in Seenot sind, und darauf zu achten, ob die Tage stürmisch waren. Nach einem erschöpfenden Ringen mit mir selbst schenkte ich ihr den Schäferhund. Kurts Zuneigung gehörte uns zu gleichen Teilen; in Europa wie in Amerika hätte er sich stets um den andern Freund gehärmt. Ottima und Kurt würden miteinander in

einem von zartester gegenseitiger Aufmerksamkeit erfüllten Leben alt werden. Ich könnte schwören, Kurt wußte, ehe ich an jenem letzten Abend ins Hotel ging, daß ich von ihm Abschied nahm. Die Art, wie er dem Unvermeidlichen gegenübertrat, hatte einen Zug von Größe, an die ich nicht heranreichte. Er hob seine Pfote auf mein Knie und blickte in tiefer Verwirrung nach rechts und links. Dann legte er sich hin, streckte die Schnauze zwischen die Vorderpfoten und bellte zweimal.

Ich fand Miss Grier um Mitternacht in der Bibliothek sitzen, die Blair katalogisiert hatte. Ihr kleiner, feingeformter Kopf sah müde aus, und nach einigen bedeutungslosen Worten traf ich Anstalten zu gehn. Sie erinnerte mich daran, daß ich beabsichtigt hatte, sie etwas zu fragen.

»Meine Fragen sind schwerer zu stellen als zu beantworten.«

»Versuchen Sie es!«

»Miss Grier, wissen Sie, daß Sie und Ihre Freunde die Cabala genannt werden?«

»Ja, selbstverständlich.«

»Ich werde nie wieder eine solche Gesellschaft kennenlernen. Und doch scheint da irgendein letztes Geheimnis zu sein, das ich nie erfassen konnte. Wissen Sie mir gar nichts zu sagen, das mir zeigen könnte, was ihr alle bedeutet, wie ihr einander gefunden habt und was euch so verschieden von allen andern Menschen macht?«

Miss Grier nahm sich einige Minuten Zeit, dies zu überdenken. Sie saß mit einem seltsamen Lächeln da und strich mit den Fingerspitzen dem Haaransatz ihrer linken Schläfe entlang. »Ja«, sagte sie endlich, »aber es wird Sie bloß ärgerlich machen, wenn ich es Ihnen sage. Überdies ist es eine lange Geschichte.«

»Sie ist sicher nicht lang, Miss Grier, aber Sie bestehn darauf, sie lang zu machen, weil Sie es nicht leiden können, wenn Ihre Gäste Sie vor dem Morgengrauen verlassen. Ich will Ihnen jedoch stundenlang zuhören, wenn Sie mir versprechen, ein wenig Licht auf die Cabala und die Diners in der Villa Horaz zu werfen.«

»Nun, vor allem müssen Sie wissen, Samuele, daß die Götter der Antike nicht gestorben sind beim Aufkommen des Christentums. – Worüber lächeln Sie?«

»Sie sind köstlich. Sie haben beschlossen, Ihre Erklärung ewig währen zu lassen. Ich fragte nach dem Kardinal, und Sie gehn bis auf Jupiter zurück. Was wurde aus den Göttern der Antike?«

»Als sie ihre Anbeter zu verlieren begannen, verloren sie natürlich auch einige ihrer göttlichen Attribute. Sie fanden sogar, daß sie zu sterben fähig seien, wann sie wollten. Aber wenn eins von ihnen starb, ging seine Göttlichkeit auf jemand anders über. Kaum ist Saturn tot, fühlt irgendwo irgendwer eine neue Persönlichkeit auf sich herabgleiten wie eine Zwangsjacke, verstehn Sie?«

»Aber, Miss Grier!«

»Ich sagte Ihnen ja, es würde Sie ärgern.«

»Sie wollen doch nicht behaupten, dies sei wahr?«

»Ich werde Ihnen nicht sagen, ob es wahr ist oder eine Allegorie oder einfach Unsinn. – Zunächst werde ich Ihnen ein merkwürdiges Dokument vorlesen, das mir in die Hände geriet. Es ist von einem Holländer geschrieben, der im Jahre 1912 der Gott Merkur wurde. Wollen Sie zuhören?«

»Hat es etwas mit der Cabala zu tun?«

»Ja. Und auch mit Ihnen. Denn manchmal glaube ich, daß Sie der neue Gott Merkur sind. Schenken Sie sich von diesem Bordeaux ein und hören Sie schön still zu!«

Ich wurde 1885 auf einem holländischen Pfarrhof geboren. Ich war die Verzweiflung meines Elternhauses und der Schrecken des Dorfs, ein kleiner Lügner und Dieb, und erfreute mich bester Gesundheit und Laune. Mein wirkliches Leben begann an einem Morgen meines siebenundzwanzigsten Lebensjahrs, als ich den ersten einer Reihe von heftigen Schmerzanfällen im Mittelpunkt meines Kopfs verspürte. Dies war meine Gottwerdung. Eine unzarte Hand entleerte die Schale meines Schädels ihrer dummen grauen Substanz und füllte sie mit dem göttlichen Gas der In-

tuition. Mein ganzer Leib nahm an dieser Veränderung teil; jede kleinste Zelle mußte verwandelt werden; ich durfte nicht krank oder alt werden oder sterben, ohne es zu wünschen. Als Geschichtsschreiber der Götter bewahre ich die Aufzeichnungen über einen Unfall, durch den, infolge einer Ungeheuerlichkeit in den überweltlichen Gesetzen, ein Apoll des siebzehnten Jahrhunderts keine vollständige Gottwerdung erlangte: ein Arm blieb verderblich.

Damals entdeckte ich das erste große Kennzeichen unsres Wesens, nämlich, daß ein Ding zu wünschen schon ein darüber Verfügen ist. Es fällt dir nicht plötzlich in den Schoß oder senkt sich in einem rosigen Nebel auf deinen Teppich herab. Nein, die Umstände des Lebens beginnen ein heimliches Ballett um dich zu tanzen, und das Begehrte kommt unter denkbar säuberlichster Nachahmung natürlicher Gesetzmäßigkeit und Wahrscheinlichkeit deines Wegs. Wissenschaftler werden dir erzählen, sie hätten niemals die Folge von Ursache und Wirkung durch ein Gebet oder göttliche Belohnung oder Vergeltung unterbrochen gesehn. Glauben diese Toren wirklich, daß ihr Beobachtungsvermögen scharfsinniger ist als die listigen Pläne eines Gottes? Die armseligen Gesetze von Ursache und Wirkung sind so oft außer Kraft gesetzt worden, daß man ruhig sagen kann, sie seien bloß annähernde Schätzungen. Ich bin nicht nur ein Gott sondern auch ein Planet, und ich spreche von Dingen, die ich kenne. Ich stahl also meiner Mutter ihre Ersparnisse unter dem Kopfkissen hervor und ging nach Paris.

Aber Rom ist die Stätte, wo wir zuletzt unter unsern eigenen Namen verehrt wurden, und dorthin werden wir unwiderstehlich gezogen. Während der Reise entdeckte ich allmählich noch andre Züge meines neuen Wesens. Ich wachte morgens auf und wurde mir bewußt, daß Brocken Wissens über Nacht in meinem Geist abgelagert worden waren, zum Beispiel das beneidenswerte Wissen, daß ich die Kraft besaß, ohne Reue zu »sündigen«. Ich durchschritt die Porta del Popolo in einer Mitternacht des Juni 1912. Ich lief den ganzen Corso entlang, übersprang das Geländer, mit

welchem das Forum umgeben ist, und stürzte mich in die Ruinen meines Tempels. Die ganze Nacht, indes ein feiner Regen niederfiel, zerriß ich meine Kleider vor Freude und Qual, während das Tal herauf ein nicht endenwollender geisterhafter Zug kam, der meine Hymnen sang und mich in einem Turm von Weihrauch verbarg. Mit Tagesanbruch verschwanden meine Anbeter, und keine Flügel flatterten mehr an meinen Fersen. Ich kletterte aus den eingesunkenen Ruinen hervor und ging durch die nebeligen Straßen auf die Suche nach einem heißen Kaffee.

Göttergleich überlege ich niemals; alle meine Handlungen kommen von selbst. Wenn ich innehalte, um nachzudenken, verfalle ich in Irrtum. Während des nächsten Jahrs gewann ich eine Menge Geld bei den Rennen in Parioli. Ich spekulierte in Filmen und afrikanischem Weizen. Ich widmete mich dem Journalismus, und die falschen Darstellungen, die ich aussäte, werden Europas Genesung vom Weltkrieg wohl um viele Dezennien verzögern. Ich liebe Zwietracht zwischen Göttern und zwischen Menschen. Ich war stets glücklich. Ich bin der glücklichste der Götter.

Ich war nach Rom berufen worden, um den Göttern als Bote und Sekretär zu dienen, aber mehr als ein Jahr verging, ehe ich auch nur einen einzigen erkannte. Die Kirche von Santa Maria sopra Minerva ist über den Ruinen eines alten, dieser Göttin geweihten Tempels erbaut, und hier fand ich sie eines Tags. So ungeduldig war ich, die andern zu entdecken, daß ich den Gesetzen meines Wesens zuwiderhandelte und auf sie Jagd zu machen begann. Ich verbrachte Stunden auf dem Bahnhof mit der Suche nach neu angekommenen Gottheiten. Eines Nachts schritt ich den Bahnsteig auf und ab und wartete auf den Pariser Expreß. Ich erbebte in Vorahnung. Ich hatte einen Zylinderhut und was dazu gehört angelegt, eine korallenfarbene Kamelie und ein blondes Schnurrbärtchen. Von blauem Rauch befiedert und herrliche Schreie ausstoßend raste der Zug in die Halle. Die Reisenden stiegen aus ihren Abteilen in ein Meer von *facchini* und Verwandten. Ich verneigte mich vor einem skandinavischen Diplomaten und einer Wagnersängerin. Sie erwiderten meinen

Gruß nur zögernd; ein Blick in ihre Augen zeigte mir, daß die beiden prominent, aber nicht übernatürlich waren. Kein angehender Bacchus befand sich unter den Oxforder Studenten, die ihre Ferienreise machten; die belgischen Nonnen auf ihrer Pilgerfahrt enthüllten mir keine Vesta. Ich suchte eine halbe Stunde in allen Gesichtern, bis der ganze Bahnsteig verlassen dalag und eine lange Reihe alter Weiber mit Scheuereimern erschien. Ich blieb bei der Lokomotive stehn, um einen Schaffner zu fragen, ob noch ein Nachtrain folge. Als ich mich umwandte, gewahrte ich ein seltsames Gesicht, das mich aus dem Fensterchen der Lokomotive anblickte: Mißgestaltet, schwarz von Kohlenstaub, glänzend von Schweiß und Zufriedenheit und grinsend von einem Ohr bis zum andern, stand dort oben Vulkan.

Hier hob Miss Grier den Kopf. »Es folgen noch fünf Seiten, die seine Begegnungen mit den andern beschreiben. Haben Sie etwas dazu zu bemerken? Merken Sie etwas?«

»Aber, liebe Miss Grier, ich hatte kein Kopfweh! Meine Wünsche gehn nie in Erfüllung!«

»Nein?«

»Wie soll ich das verstehn? Sie haben es noch verworrener gemacht. Erklären Sie es näher!«

»Er schreibt fernerhin, daß die Götter fürchten, der Dinge wegen, die sie eingebüßt haben, verlacht zu werden: des Vermögens zu fliegen, zum Beispiel, der Unsichtbarkeit und Allwissenheit und Sorgenlosigkeit. Die Leute würden vergessen, daß ihnen noch ein paar beneidenswerte Kräfte verblieben: ihre seltsame Hochstimmung, ihre Beherrschung des Materiellen; ihr Vermögen, zu sterben, wann es ihnen paßt, und jenseits von Gut und Böse zu leben. Und so weiter.«

»Was wurde aus Ihrem Holländer?«

»Er beschloß endlich, wie sie alle es tun, zu sterben. Alle Götter und Heroen sind von Natur Feinde des Christentums – eines Glaubens, der seine Sehnsüchte und Gewissensbisse nach sich zieht, und in dessen Augen jeder Mensch ein Versager ist. Nur

ein gebrochener Wille kann ins Himmelreich eingehn. So geben sie schließlich nach; erschöpft von Selbstverehrung gehn sie schließlich zum Feind über. Sie schwören sich selbst ab.«

Ich war erstaunt über den trostlosen Klang ihrer Stimme. Er hielt mich ab, sie um die Nutzanwendung des Ganzen auf die Cabala zu bitten. Wir gingen ins nächste Zimmer, wo ihre Musikanten warteten, um uns einige englische Madrigale darzubieten. Die Nutzanwendungen aber fallen mir noch immer ein, besonders wenn ich mich niedergeschlagen fühle. »Sie geben nach. Sie gehn zum Feind über.«

In der Nacht, in der mein Schiff den Golf von Neapel verließ, lag ich bis zum Morgen schlaflos in meinem Liegestuhl auf Deck. Warum verließ ich Europa nicht widerwilliger? Wie konnte ich hier liegen, mir die Verse der Aeneis vorsagen und mich nach dem Gestade Manhattans sehnen? Es war Virgils Meer, das wir durchfuhren; sogar die Sterne waren seine Sterne: Arkturus und der regenreiche Hyades, die beiden Bären und Orion in seinem Harnisch von Gold. Sie alle zogen an einem wolkenlosen Himmel an mir vorbei, und im Wasser, das unter einem leichten Wind murmelte, erschienen die gleitenden Gestirne gebrochen gespiegelt.

Merkur ist nicht bloß der Bote der Götter; er ist auch der Geleiter der Toten. Wenn seine Kräfte nur im geringsten mir zugefallen waren, mußte ich imstande sein, Geister heraufzubeschwören. Vielleicht vermochte Virgil mir meine Stimmung zu deuten. Und meine beiden Handflächen erhebend, sagte ich mit leiser Stimme (nicht laut genug, daß sie die offenen Deckfenster hinter mir erreichte): »Fürst der Dichter, Virgil, einer deiner Gäste und der geringste der Barbaren ruft dich!«

Für einen Augenblick vermeinte ich, den Schimmer eines Gewands zu sehn und den Widerschein des Sternenlichts auf der glänzenden Seite eines Lorbeerblatts. Ich nützte die Gelegenheit:

»*O anima cortese mantovana*, größter aller Römer, aus der Ewigkeit jener Vorhölle, in die der Florentiner, vielleicht zu Unrecht, dich versetzte, gewähre mir ein Krümchen Zeit!«

Nun stand der Schatten wahrhaftig in der Luft vor mir, genau über der Reling. Die Sterne glitzerten und das Wasser glitzerte; und der große Schatten, von Funken umrissen, glitzerte heftig. Doch das Bild mußte deutlicher werden. Es gab einen Namen, welcher vielleicht mehr vermochte als der eines Dichters und Römers.

»Größter Geist der antiken Welt und Prophet der neuen, bei der glücklichen Ahnung, die dich das Kommen Dessen voraussagen ließ, der dich aufnehmen wird auf Seinen Berg, beschwöre ich dich, du erster Christ in Europa, sprich zu mir!«

Nun wurde der gnädige Geist wahrhaftig vollständig sichtbar, in Schwingungen von halb goldenem, halb silbernem Licht, und sprach: »Fasse dich kurz, lästiger Barbar! Wäre es nicht um dieser letzten Anrufung willen, in der du an meinen einzigen Stolz rührtest, ich würde hier nicht verweilen. Entziehe mich nicht dem fesselnden Zeitvertreib meiner Genossen! Erasmus hält Zwiesprache mit Plato, und Augustinus ist herabgestiegen von seinem Hügel und sitzt unter uns, ob auch der Morgen schon graue. Fasse dich kurz, ich bitte dich, und nimm dein Latein in acht!«

Da erst wurde ich mir bewußt, daß ich meinem Gast keine bestimmte Frage zu stellen hatte. Um Zeit zu gewinnen und eine so ungewöhnliche Unterredung zu verlängern, verwickelte ich ihn in ein Gespräch:

»Hatte ich wohl recht, Meister, wenn ich annahm, Dante sei von Gott nicht völlig ins Vertrauen gezogen worden?«

Entrüstung ließ in die edle Gestalt von Silbergold einen Fleck von Safran einfließen: »Wo, wo ist er, diese Seele von Essig, die sich vermaß, strenger als Gott den Seelen der Toten ihre Plätze anzuweisen? Sag ihm, daß auch ich, obgleich ein Heide, Seligkeit kennen werde! Es hat nichts zu bedeuten, daß ich vorerst die Strafe von zehntausend Jahren abbüßen muß. Sieh, in diesem Augenblick begehe ich die Sünde des Zorns! Aber wo büßt er für die Sünde des Hochmuts?«

Ich war ein wenig entsetzt, als ich entdeckte, daß weder Genie noch Tod uns über die Versuchung zur Bitterkeit hinausheben

können, aber ich fragte: »Meister, bist du den Dichtern englischer Zunge begegnet, welche in eure Haine kamen?«

»Wir wollen uns kurz fassen, mein Freund! Einer kam, der früher blind gewesen war und mir große Verehrung bezeigte. Er sprach ein edles Latein. Alle, die uns umstanden, beteuerten mir, daß in seinen Zeilen die meinen nicht selten gespiegelt seien.«

»Milton war in der Tat dein Sohn.«

»Aber vor ihm kam ein andrer, größer als er, ein Schreiber von Stücken für das Theater. Er war stolz und schwermütig und schritt unter uns einher, ohne uns zu sehen. Er grüßte mich nicht. Eitelkeit gibt es nicht mehr unter uns, aber es ist süß, Grüße zu tauschen unter Dichtern.«

»Er konnte nur wenig Latein, Meister, und hatte vielleicht deine Seiten nie gelesen. Auch war er im Leben weder Feind noch Fürsprech der göttlichen Gnade gewesen, und an eure Stätte gelangt, war sein Geist wohl in Sorge um seinen ewigen Aufenthalt völlig befangen. Weilt er noch unter euch?«

»Er sitzt abseits, die Hand über den Augen, und hebt den Kopf nur, wenn an den langen grünen Abenden Casella uns singt oder wenn im Wind die Töne eines Chors aus dem Fegefeuer zu uns herwehn, den ein gewisser Palestrina probt.«

»Meister, ich habe soeben ein Jahr in der Stadt verbracht, der dein ganzes Leben galt. Tue ich unrecht, sie zu verlassen?«

»Fassen wir uns kurz! Diese Welt, in der es eine Zeit gibt, beunruhigt mich. Mein Herz hat beinahe wieder zu schlagen begonnen. Welch ein Greuel! Wisse, lästiger Barbar, daß ich mein Leben in einer großen Selbsttäuschung verbrachte – Rom und das Haus des Augustus wären ewig. Nichts ist ewig als der Himmel. Viele Rom bestanden vor Rom, und wenn Rom eine Einöde sein wird, wird es andere nach ihm geben. Suche eine Stadt auf, die jung ist! Das Geheimnis ist, in eine Stadt zu gelangen, nicht, in ihr zu rasten. Wenn du eine gefunden hast, schlürfe die Einbildung, auch sie wäre ewig. Ich habe von deiner Stadt gehört. Ihre Grundmauern stoßen an unser Dach und ihre Türme werfen einen Schatten auf die Sandalen der Engel. Auch Rom war groß.

Oh, im Stolz deiner Stadt, und wenn auch sie beginnt, große Männer hervorzubringen, vergiß nicht der meinen! Wann werde ich aus meinem Herzen diese Liebe zu ihr tilgen? Ich kann nicht in Zion eingehn, ehe ich nicht Roms vergessen habe. – Entlasse mich nun, mein Freund, ich bitte dich! Diese eiteln Gefühle haben mich erschüttert . . .« Mit einemmal wurde der Dichter des Mittelmeers gewahr. »Oh, herrlich sind diese Gewässer! Sieh! Seit vielen Jahren hatte ich der Welt beinahe vergessen. Herrlich! Herrlich! – Aber nein! Welch ein Grauen, welcher Schmerz! Bist du noch lebendig? Lebendig? Wie kannst du es ertragen? Alle deine Gedanken sind ein Rätselraten, dein ganzer Leib ist erschüttert von Atem, alle deine Sinne sind schwach, und dein Geist ist stets gefüllt mit den Nebeln irgendeiner Leidenschaft. Oh, welch ein Elend, ein Mensch zu sein! Eile und stirb!«

»Fahrwohl, Virgil!«

Der schimmernde Geist schwand vor den Sternen dahin, und die Maschinen unter mir stampften eifrig der Neuen Welt entgegen und der jüngsten und größten aller Städte.

Die Brücke von San Luis Rey

Meiner Mutter

Erster Teil

VIELLEICHT EIN ZUFALL

Freitag, den 20. Juli 1714, um die Mittagsstunde, riß die schönste Brücke in ganz Peru und stürzte fünf Reisende hinunter in den Abgrund. Diese Brücke lag im Zuge der Straße von Lima nach Cuzco und wurde jeden Tag von unzähligen Menschen begangen. Die Inka hatten sie vor mehr als einem Jahrhundert aus Weidenzweigen geflochten, und jeden Fremden führte man hin, sie ihm zu zeigen: eine bloße Leiter aus schmalen Latten mit Geländern aus getrockneten Ranken, so schwang sie sich über die Schlucht. Pferde und Wagen und Sänften mußten viele hundert Fuß tiefer hinab und auf Flößen über den schmalen Wildstrom setzen, aber niemand, nicht einmal der Vizekönig, nicht einmal der Erzbischof von Lima, hatte je den Umweg mit dem Gepäck gemacht, statt über die berühmte Brücke von San Luis Rey zu gehn. Der hl. Ludwig von Frankreich selbst beschützte sie durch seinen Namen und durch das Lehmkirchlein drüben auf der andern Seite. Die Brücke schien zu den Dingen zu gehören, die ewig bestehn; es war undenkbar, daß sie je reißen könnte, und kaum hörte ein Peruaner von dem Unglück, bekreuzigte er sich und rechnete im Geist nach, vor wie kurzer Zeit er selbst über die Brücke geschritten war und wie bald er sie wieder zu benützen gedacht hatte. Die Leute gingen wie in einem bösen Traum umher und murmelten vor sich hin; sie vermeinten, sich selbst in den Abgrund stürzen zu sehen.

In der Kathedrale wurde ein feierlicher Trauergottesdienst ge-

halten. Die Leichen der Opfer wurden, so gut es ging, geborgen und, so gut es ging, voneinander gesondert, und es begann ein großes Gewissenerforschen in der wunderschönen Stadt Lima. Zofen gaben Armbänder zurück, die sie ihren Herrinnen gestohlen hatten, und Geldverleiher hielten ihren Frauen erregte Reden zur Verteidigung des Wuchers. Doch ist es recht seltsam, daß das Ereignis einen so starken Eindruck auf die Limaner machte, denn in jenem Land waren solche Katastrophen, die von den Juristen empörenderweise als Eingriffe einer höheren Gewalt bezeichnet werden, ungewöhnlich häufig. Springfluten schwemmten oft ganze Städte hinweg, Erdbeben gab es jede Woche, und alle Augenblicke stürzte irgendwo ein Turm ein und begrub gottesfürchtige Männer und Frauen unter sich; Seuchen suchten beständig eine um die andre Provinz heim, und Altersschwäche raffte einige der trefflichsten Bürger dahin. Darum war es so erstaunlich, daß das Reißen der Brücke von San Luis Rey den Peruanern besonders naheging.

Alle waren sie tief erschüttert, aber nur ein einziger wurde zum Handeln bewogen, und das war Bruder Juniper. Durch eine so außerordentliche Verkettung von Zufällen, daß man beinahe das Walten einer Absicht vermuten könnte, weilte dieser kleine rothaarige Franziskaner aus Norditalien grade damals in Peru, um die Indios zu bekehren, und wurde Zeuge des Unglücks.

Es war sehr heiß an jenem verhängnisvollen Mittag, und um die Schulter eines Berges biegend, blieb Bruder Juniper stehn, sich die Stirne zu trocknen und nach der zackigen Mauer schneeiger Gipfel in die Ferne zu blicken und dann hinunter in die Schlucht zu seinen Füßen, die von dem dunkeln Gefieder grüner Bäume und grüner Vögel gefüllt und von der Leiter aus Flechtwerk überbrückt war. Freude war in ihm; seine Sache ging nicht schlecht vorwärts. Er hatte mehrere kleine Kirchen wieder eröffnet, und die Indios kamen zur Frühmesse hereingeschlichen und stöhnten, sobald das Wunder geschah, als wollte ihnen das Herz brechen. Vielleicht war es die reine Luft von den Schneefeldern vor ihm, vielleicht die ihn flüchtig streifende Erinnerung an den

Psalm, der uns die Augen zu den hilfreichen Bergen erheben heißt – wie dem auch war: er fühlte Frieden im Herzen. Dann sah er hinab auf die Brücke, und im selben Augenblick ward die Luft erfüllt von einem schwirrenden Laut, wie wenn in einem unbewohnten Zimmer die Saite eines Musikinstruments reißt, und er sah die Brücke sich teilen und fünf zappelnde Ameisen in die Schlucht hinunterschleudern.

Jeder andere hätte sich mit heimlicher Freude gesagt: »Fünf Minuten später, und auch ich . . .!« Aber es war nicht dieser Gedanke, der Bruder Juniper ergriff. »Warum geschah das just diesen fünfen?« fragte er sich. Wenn es überhaupt einen Plan im Weltall gab, wenn dem menschlichen Dasein irgendein Sinn innewohnte, mußte er sich, wenn auch noch so geheimnisvoll verborgen, sicherlich in diesen fünf so jäh abgeschnittenen Lebensläufen entdecken lassen. Entweder leben wir durch Zufall und sterben durch Zufall, oder wir leben nach einem Plan und sterben nach einem Plan. Und in diesem Augenblick faßte Bruder Juniper den Entschluß, die geheimen Lebensgeschichten der fünf Menschen, die da vor seinen Augen in die Tiefe stürzten, zu erforschen und den Grund ihres jähen Dahingerafftwerdens zu entdecken.

Es schien Bruder Juniper hohe Zeit zu sein, daß die Theologie ihren Platz unter den exakten Wissenschaften einnähme, und er hatte seit langem beschlossen, ihr den zu verschaffen. Was ihm bisher gefehlt hatte, war ein Laboratorium. An Versuchsobjekten war nie Mangel gewesen; einer ganzen Anzahl seiner Schäflein war irgendein Unglück zugestoßen: Giftspinnen hatten sie gestochen, sie hatten es auf der Lunge bekommen, ihre Häuser waren niedergebrannt, und ihren Kindern waren Dinge widerfahren, von denen man lieber die Gedanken abwendet. Doch unter all diesen Ursachen menschlichen Leids war keine je für eine wissenschaftliche Untersuchung ganz geeignet gewesen. Es hatte bei ihnen das gefehlt, was unsre wackern Gelehrten späterhin *strenge Kontrolle* nannten. Der Unglücksfall war zum Beispiel

durch menschlichen Irrtum bedingt gewesen oder hatte ein Element von Wahrscheinlichkeit zur Voraussetzung gehabt. Dieses Reißen der Brücke von San Luis Rey aber war eine reine Fügung Gottes. Es bot ihm ein ganz einwandfreies Laboratorium. Hier ließ sich endlich Seinen Absichten in reinem Zustand auf die Spur kommen.

Du und ich, wir können sehen, daß solch ein Vorsatz, hätte ein andrer als Bruder Juniper ihn gefaßt, die Blüte eines völligen Skeptizismus gewesen wäre. Er ähnelte dem Bemühen jener Vermessenen, die auf der Himmelsflur einherwandeln wollten und den Turm zu Babel erbauten, um dahin zu gelangen. Für unsern Franziskaner aber enthielt sein Experiment keine Spur eines Zweifels. Er wußte das Resultat voraus. Er wollte es bloß beweisen, historisch, mathematisch beweisen, zu Nutz und Frommen seiner Bekehrten – armer, verstockter Geschöpfe, die zu schwerfällig waren, um zu begreifen, daß ihre Leiden ihrem Leben zu ihrem eigenen Besten eingefügt seien. Es verlangt die Menschen stets nach guten, gediegenen Beweisen, und der Zweifel regt sich ewig in ihrer Brust, sogar in Ländern, in welchen die Inquisition dir deine geheimsten Gedanken schon von den Augen ablesen kann.

Es war nicht das erste Mal, daß Bruder Juniper versucht hatte, zu solchen Methoden zu greifen. Oftmals auf den langen Wanderungen, die er, von Pfarre zu Pfarre eilend, die Soutane vor Hast bis zu den Knien gerafft, unternehmen mußte, verfiel er in Träume von Versuchen, welche die Wege Gottes vor den Menschen rechtfertigen würden, zum Beispiel das Anlegen eines vollständigen Verzeichnisses aller Gebete um Regen und ihrer Ergebnisse. Wie oft hatte er auf den Stufen eines seiner Kirchlein gestanden, während vor ihm, in der sonnendurchglühten Straße, die Gemeinde auf den Knien lag. Wie oft hatte er seine Hände zum Himmel erhoben und das herrliche Gebet gesprochen. Nicht oft, aber mehrmals, hatte er gefühlt, wie die Gnade ihn durchdrang, hatte er gesehen, wie sich am Himmelsrand die kleine Wolke bildete. Doch es war viele Male geschehn, daß Wochen vergingen ... Aber warum an die denken? Nicht er selbst war es

ja, den er zu überzeugen suchte, daß Regen und Dürre weislich zugemessen seien.

So kam es, daß im Augenblick, als das Unglück geschah, jener Entschluß in ihm aufkeimte und der Anlaß für ihn wurde, sich jahrelang damit zu beschäftigen, an alle Türen in Lima zu pochen, Tausende von Fragen zu stellen, Dutzende von Schreibheften zu füllen in seinem Bestreben, die Tatsache zu beweisen, daß jedes der fünf geendeten Leben ein abgeschlossenes Ganzes gewesen war. Jedermann wußte, daß er an einer Art von Denkschrift über den Unglücksfall arbeitete, und jedermann erwies sich als sehr hilfreich und irreführend. Einige wußten sogar vom Hauptzweck seiner Tätigkeit, und es fanden sich Gönner an sehr hohen Stellen.

Das Ergebnis all dieses Fleißes war ein mächtiger Foliant, der, wie wir später sehn werden, an einem herrlichen Frühlingsmorgen auf dem großen Platz öffentlich verbrannt wurde. Es gab aber eine geheime Abschrift, und die fand nach vielen Jahren und ohne recht beachtet zu werden, ihren Weg in die Bibliothek der Universität von San Marco. Dort liegt sie jetzt zwischen zwei dicken Holzdeckeln und verstaubt in einem Regal. Das Werk behandelt der Reihe nach die Opfer der Katastrophe, verzeichnet Tausende von kleinen Tatsachen und Anekdoten und Zeugnissen und schließt mit einem weihevollen Abschnitt, der darlegt, warum Gott just jene Menschen und jenen Tag erwählte, um Seine Weisheit zu offenbaren. Und doch erfuhr Bruder Juniper, trotz seiner ganzen Emsigkeit, nie von dem einen, alles zu innerst Bewegenden in Doña Marias Leben, noch in Onkel Pios, ja nicht einmal in Estebans. Und ich, der ich behaupte, so viel mehr zu wissen – ist es nicht möglich, daß auch mir die wahre Triebkraft des Ganzen entgangen ist?

Manche sagen, es gebe kein Wissen für uns und wir seien den Göttern nichts anders als Mücken, wie die Knaben sie haschen und töten an einem Sommertag; und manche wieder sagen, kein Sperling verliere ein Federchen, das ihm nicht hinweggestreift wurde von der Hand Gottes.

DIE MARQUESA DE MONTEMAYOR

Jeder Schuljunge in Spanien muß heute mehr über Doña Maria, Marquesa de Montemayor, wissen, als Bruder Juniper in Jahren des Forschens entdecken sollte. Ein Jahrhundert nach ihrem Tod waren ihre Briefe ein Denkmal der spanischen Literatur geworden, und ihr Leben und ihre Zeit sind seither immer wieder Gegenstand langen, eingehenden Studiums gewesen. In einer Hinsicht aber haben ihre Biographen ebenso geirrt, wie Bruder Juniper in einer andern: sie versuchten, sie mit einer Fülle von Reizen auszustatten, in ihr Leben und ihre Person einige der Schönheiten hineinzulesen, an denen ihre Briefe so überreich sind, während alle wirkliche Kenntnis dieser wundervollen Frau damit beginnen muß, sie herabzusetzen und aller Zierden, bis auf eine, zu entkleiden.

Sie war die Tochter eines Tuchhändlers, der sich, einen Steinwurf weit von der Plaza, das Geld und den Haß der Limaner erworben hatte. Sie hatte keine glückliche Kindheit gehabt: sie war häßlich; sie stotterte; die Mutter setzte ihr mit beißendem Hohn zu, in dem Bemühen, etwelche gesellschaftliche Talente zu erwecken, und zwang sie, sich in der Stadt in einer wahren Rüstung von Schmuckstücken zu zeigen. So führte sie ein einsames Leben und dachte ihre eigenen Gedanken. Es stellten sich viele Freier ein, sie aber kämpfte solange sie konnte gegen die Konvention ihrer Zeit an und war entschlossen, unverheiratet zu bleiben. Es kam zu vielen hysterischen Auftritten mit ihrer Mut-

ter, Vorwürfen, Tränen und Türenzuschlagen. Endlich, mit sechsundzwanzig Jahren, fand sie sich in die Ehe mit einem hochmütigen ruinierten Adeligen gepfercht, und die Kathedrale von Lima summte förmlich von den boshaften Spötteleien der Hochzeitsgäste. Sie lebte auch weiterhin einsam und allein mit ihren Gedanken, und als sie eine ausnehmend schöne Tochter gebar, wandte sie ihr eine abgöttische Liebe zu. Die kleine Clara geriet jedoch ihrem Vater nach; sie war kalt und besaß mehr Verstand als Herz. Mit acht Jahren machte sie seelenruhig ihrer Mutter Ausstellungen an deren Aussprache und betrachtete sie alsbald mit Befremden, ja mit Abscheu. Die eingeschüchterte Mutter wurde demütig und unterwürfig, aber sie konnte sich nicht enthalten, Doña Clara mit nervöser Besorgtheit und einer zum Überdruß werdenden Liebe zu verfolgen. Wiederum kam es zu hysterischen Beschuldigungen, Tränen und Türenzuschlagen. Unter den vielen Heiratsanträgen, die Doña Clara erhielt, wählte sie mit Bedacht denjenigen, der ihre Übersiedlung nach Spanien notwendig machte. So ging sie denn nach Spanien, in das Land, aus dem man erst nach sechs Monaten Antwort auf einen Brief erhalten konnte. Das Abschiednehmen vor einer so langen Reise wurde in Peru zu einer förmlichen kirchlichen Zeremonie. Das Schiff wurde gesegnet, und während der Abstand zwischen ihm und dem Ufer immer größer wurde, knieten hüben und drüben die Menschen und sangen eine Hymne, die in all der freien Luft niemals anders als schwächlich und verzagt klang. Doña Clara schiffte sich mit bewundernswerter Fassung ein, und ihre Mutter blieb zurück, den hellen Segeln nachstarrend und die Hand bald aufs Herz, bald auf den Mund pressend. Streifig und verschwommen wurde ihr der Anblick des heiteren Stillen Ozeans und der riesengroßen perlfarbenen Wolken, die ewig unbewegt darüber hängen.

Allein in Lima zurückgelassen, entfaltete die Marquesa ihr Leben immer mehr nach innen. Sie wurde zunehmend nachlässiger in ihrer Kleidung, und wie alle einsamen Menschen sprach sie laut mit sich selbst. Ihr ganzes Dasein hatte seinen

Brennpunkt in ihrem Geist. Auf dieser Bühne wurden endlose Zwiegespräche mit der Tochter aufgeführt, unmögliche Aussöhnungen, immer wieder von neuem begonnene Szenen der Reue und Verzeihung. Auf der Straße gewahrte man eine alte Frau, der die rote Perücke ein wenig über das eine Ohr hing, die eine Wange gerötet von einem häßlichen Ausschlag, die andre von einer ausgleichenden Behandlung mit Rouge. Ihr Kinn war nie trocken, ihre Lippen blieben nie still. Lima war eine Stadt der Sonderlinge, aber sogar hier wurde sie zum Gespött, wenn sie durch die Straßen fuhr oder die Stufen zu einer Kirchtüre hinaufschlurfte. Man glaubte von ihr, sie sei unaufhörlich betrunken. Ärgeres noch wurde ihr nachgesagt, und Gesuche waren unterwegs, daß sie in Gewahrsam gebracht werden möge. Dreimal war sie der Inquisition angezeigt worden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man sie verbrannt hätte, wenn ihr Schwiegersohn in Spanien weniger einflußreich gewesen wäre und sie sich nicht irgendwie ein paar Freunde am Hof des Vizekönigs erworben hätte, der sie ihrer Seltsamkeit und großen Belesenheit halber duldete.

Die betrüblichen Beziehungen zwischen Mutter und Tochter wurden durch Mißverständnisse in Geldangelegenheiten noch weiter verbittert. Die Condesa erhielt von ihrer Mutter ein ansehnliches Jahrgeld und häufige Geschenke. Doña Clara wurde bald die hervorragendste Frau von Geist am spanischen Hof. Alle Schätze Perus aber hätten nicht ausgereicht, ihr den großartigen Lebensstil zu ermöglichen, den sie für sich ausdachte. Seltsamerweise entsprang ihre Verschwendungssucht einem der besten Züge ihres Wesens: sie betrachtete ihre Freunde, ihre Dienerschaft und alle interessanten Leute in der Hauptstadt als ihre Kinder. Es schien in der Tat nur eine einzige Person auf Erden zu geben, für die sie sich nicht in gütiger Hilfsbereitschaft verschwendete. Einer ihrer Schützlinge war der Kartograph De Blasiis (dessen *Atlas der Neuen Welt* mit einer Widmung an die Marquesa de Montemayor erschien, unter dem schallenden Gelächter der Höflinge in Lima, die da lasen, sie sei *die bewun-*

dertste Frau ihrer Stadt und eine im Westen aufgegangene Sonne), ein anderer war der gelehrte Azuarius, dessen *Traktat von den Gesetzen der Hydraulik* von der Inquisition als zu aufwühlend unterdrückt wurde. Zehn Jahre lang unterhielt die Condesa buchstäblich alle Künste und Wissenschaften Spaniens; es war nicht ihre Schuld, daß während dieser Zeit nichts Denkwürdiges geschaffen wurde.

Ungefähr vier Jahre nach der Abreise Doña Claras erhielt Doña Maria die Erlaubnis ihrer Tochter, sie in Europa zu besuchen. Auf beiden Seiten wurden diesem Besuch mit Vorsätzen entgegengesehn, die reichlich von Selbstvorwürfen genährt waren: auf der einen, geduldig zu sein, auf der andern, Zurückhaltung zu üben. Beides mißlang. Eine jede quälte die andre und war nahe daran, vor abwechselnden Selbstanklagen und Leidenschaftsausbrüchen den Verstand zu verlieren. Eines Tages endlich, noch vor dem Morgengrauen, erhob sich die Marquesa, wagte nicht mehr als bloß die Tür zu küssen, hinter der die Tochter schlief, bestieg ein Schiff und kehrte nach Amerika zurück. Von nun an mußte das Briefschreiben die Stelle all der Liebe einnehmen, die nicht gelebt werden konnte.

Diese Briefe der Marquesa, sie sind in einer wunderlichen Welt zum Lehrbuch für Schulknaben und zum Ameisenhügel für Grammatiker geworden. Doña Maria hätte ihre geniale Begabung erfunden, wenn sie nicht mit ihr geboren worden wäre, so notwendig war es für ihre Liebe, die Aufmerksamkeit und vielleicht die Bewunderung ihres fernen Kindes auf sich zu ziehn. Sie zwang sich dazu, in der Gesellschaft zu verkehren, um deren Lächerlichkeiten zu pflücken; sie lehrte ihre Augen Beobachtung; sie las die Meisterwerke des Spanischen, um dessen Wirkungsmöglichkeiten zu entdecken; sie drängte sich Leuten auf, die ob ihrer Konversationsgabe gefeiert waren. Nacht für Nacht schrieb sie in ihrem Barockpalais jene einzigartigen Briefseiten und änderte sie immer wieder, rang ihrem verzweifelnden Geist diese Wunder an Witz und Anmut ab, diese destillierten Chroniken des vizeköniglichen Hofs. Wir wissen heute, daß ihre Tochter die

Briefe kaum ansah und daß es ihr Schwiegersohn war, dem wir ihre Erhaltung verdanken.

Die Marquesa wäre nicht wenig erstaunt gewesen, zu erfahren, ihre Briefe seien unsterblich. Und doch haben viele Kritiker sie beschuldigt, beim Schreiben das eine Auge auf die Nachwelt gerichtet zu haben, und sie verweisen auf mehrere der Briefe, die ganz den Anschein erwecken, Bravourstücke zu sein. Es schien ihnen unmöglich, daß Doña Maria sich ebensoviel Mühe genommen haben sollte, ihre Tochter zu bestricken, wie die meisten Künstler darauf verwenden, das Publikum zu blenden. Gleich dem Schwiegersohn mißverstanden sie die Marquesa. Der Conde war von ihren Briefen entzückt, aber er vermeinte, sobald er sich an ihrem Stil ergötzt hatte, all ihren Reichtum und ihre Absicht ausgeschöpft zu haben, und ließ sich (nicht anders als die meisten Leser) just das entgehn, was der eigentliche Sinn der Literatur ist: die Notation des Herzens. Der Stil ist bloß das fast verachtenswerte Gefäß, worin der Welt der bittere Trank anempfohlen wird.

Die Marquesa wäre sogar erstaunt gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, ihre Briefe seien sehr gut; denn Autoren wie sie leben stets in der Höhenluft ihres eigenen Geistes, und Schöpfungen, welche uns bewundernswürdig scheinen, dünken sie kaum etwas Besseres als Werktagsarbeit.

Dies also war die alte Frau, die stundenlang auf ihrem Balkon saß, den violetten Schatten ihres wunderlichen Strohhuts auf dem gefurchten, gelblichen Gesicht. Wie oft mag sie sich, wenn sie mit den juwelenbeladenen Händen die Blätter umwendete, beinahe belustigt gefragt haben, ob das beständige Weh in ihrem Herzen einen organischen Sitz habe; ob ein geschickter Anatom, der bis zu diesem erschütterten Thron hindurchschnitte, endlich ein Anzeichen entdecken und, den Blick zu den aufsteigenden Bankreihen erhebend, seinen Studenten zurufen würde: »Diese Frau hat gelitten, und was sie litt, hat seine Narbe im Gewebe ihres Herzens hinterlassen.« Der Gedanke war ihr so oft gekommen, daß sie ihn eines Tags in einem Brief niederschrieb; und ihre

Tochter schalt sie darob, daß sie sich zu sehr mit sich selbst beschäftige und einen Kult mit ihrem Kummer treibe.

Das Bewußtsein, daß sie niemals Gegenliebe finden werde, wirkte auf ihr Gemüt, wie die Flut auf Felsklippen. Ihr religiöser Glaube wurde als erstes weggewaschen, denn alles, was sie sich von Gott erflehn oder vom Leben nach dem Tod erhoffen konnte, war nicht mehr als das Gnadengeschenk eines Jenseits, wo Töchter ihre Mütter liebten – die andern Seligkeiten des Himmels gab sie gern dahin. Als nächstes verlor sie den Glauben an die Aufrichtigkeit derer, die um sie waren: im stillen weigerte sie sich zu glauben, daß außer ihr selbst noch jemand irgendwen liebte; alle Familien lebten in einem zehrenden Dunstkreis von Brauch und Gewohnheit, und eins küßte das andre mit heimlicher Gleichgültigkeit. Sie sah, daß die Menschen dieser Welt in einem Panzer von Eigenliebe einhergingen, trunken von eitler Selbstbetrachtung, nach Schmeicheleien dürstend, fast taub für das, was zu ihnen gesprochen wurde, ungerührt von den Unglücksfällen, die ihre vertrautesten Freunde befielen, in steter Furcht vor allen Bitten um Hilfe, die ihre langen Zwiesprachen mit den eigenen Begierden unterbrechen könnten. Solcherart waren die Kinder Adams von China bis Peru. Und wenn droben auf dem Balkon die Gedanken der Marquesa diese Wendung nahmen, verzog sich ihr Mund vor Scham, denn sie wußte, daß auch sie sündigte und daß die Liebe zu ihrer Tochter zwar groß genug war, alle Tönungen der Liebe zu umspannen, aber nicht ohne einen Schatten von Tyrannei: sie liebte ihre Tochter nicht um der Tochter, sondern um ihrer selbst willen. Sie sehnte sich danach, sich von dieser unwürdigen Hörigkeit zu befreien, aber die Leidenschaft war zu stark, als daß sie es mit ihr hätte aufnehmen können. Und dann erschütterte jedesmal ein seltsamer Widerstreit die häßliche alte Frau auf dem grünen Balkon, ein ganz besonders aussichtsloser Kampf gegen eine Versuchung, der zu erliegen sie nie Gelegenheit hätte. Wie konnte sie ihre Tochter beherrschen, wenn ihre Tochter dafür sorgte, daß mehr als viertausend Seemeilen zwischen ihnen lagen? Dennoch rang Doña Maria immer wieder mit

dem Gespenst dieser Versuchung, und jedesmal unterlag sie. Sie wollte ihre Tochter ganz für sich allein haben; sie wollte sie sagen hören: »Du bist die denkbar beste aller Mütter.« Sie sehnte sich, sie flüstern zu hören: »Verzeih mir!«

Ungefähr zwei Jahre nach ihrer Rückkehr aus Spanien folgte eine Reihe unauffälliger Begebenheiten, die aber recht aufschlußreich für das Innenleben der Marquesa sind. Nur die leiseste Anspielung erscheint in dem Briefwechsel, aber da sie sich im XXII. Brief findet, der auch noch andres Bemerkenswerte enthält, will ich, so gut ich kann, den ersten Teil dieses Briefs hier übersetzen und erläutern:

Gibt es keine Ärzte in Spanien? Wo bleiben diese tüchtigen Männer aus Flandern, die Dir sonst so gut zu helfen wußten? O mein Kleinod, wie sollen wir Dich gebührend dafür bestrafen, daß Du Deine Erkältung so viele Wochen vernachlässigt hast. Don Vicente, ich beschwöre Ihn, mein Kind zur Vernunft zu bringen! Engel des Himmels, ich beschwöre euch, bringt mein Kind zur Vernunft! Nun, da es Dir bereits besser geht, bitte ich Dich, den festen Vorsatz zu fassen, beim ersten Anzeichen einer Erkältung für eine kräftige Transpiration zu sorgen und zu Bette zu gehen. Hier in Peru bin ich machtlos; ich kann nichts für Dich tun. Sei nicht eigenwillig, mein Liebling! Gott segne Dich! Ich lege diesem Paket ein Baumharz bei, das die Schwestern von San Tomás von Tür zu Tür feilbieten. Ob es viel nützt, weiß ich nicht. Schaden kann es nicht. Man sagt mir, die einfältigen Klosterschwestern atmen seine Schwaden so fleißig ein, daß bei der Messe der Weihrauch kaum zu riechen sei. Ich weiß nicht, ob es etwas taugt. Versuche es!

Du magst ruhig sein, mein Liebling! Ich werde Seiner Allerkatholischesten Majestät die denkbar vollkommenste Goldkette senden. (Ihre Tochter hatte ihr geschrieben: *Die Kette traf in gutem Zustand ein, und ich trug sie bei der Taufe des Infanten. Seine Allerkatholischeste Majestät war so gnädig, sie zu bewundern, und als ich S. A. M. sagte, sie sei ein Geschenk von Euch, sandte S. A. M. Euch seinen Glückwunsch zu Euerem guten Ge-*

schmack. Unterlasset nicht, S. A. M. eine möglichst ähnliche Kette zu verehren; sendet sie sogleich durch den Kämmerer.) Er braucht nie zu erfahren, daß ich, um sie zu beschaffen, in ein Gemälde einsteigen mußte. Erinnerst Du Dich, daß in der Kirche des hl. Martin ein Porträt von Velazquez hängt, welches den Vizekönig, der das Kloster gründete, darstellt, samt seinem Weib und seinem Balg? Und daß sein Weib eine Goldkette trägt? Ich entschied, daß nur diese Kette gut genug wäre. So schlüpfte ich denn einmal um Mitternacht in die Sakristei, kletterte wie ein zwölfjähriges Mädchen auf den Paramententisch, der unter dem Bilde steht, und stieg hinein. Die Leinwand widerstand für einen Augenblick, aber der Maler selbst trat herzu, um mich durch die Farbschicht zu heben. Ich sagte ihm, daß die schönste Frau Spaniens die feinste Goldkette, die zu finden wäre, dem allergnädigsten König der Welt zu schenken wünsche. Es war ganz einfach gewesen, und da standen wir denn, wir vier, und sprachen miteinander in dem silbergrauen Licht, das zu einem Velazquez gehört. Nun aber muß ich stets an ein mehr goldenes Licht denken; unausgesetzt blicke ich nach dem Palast: ich muß einen Abend in einem Tizian verbringen! Ob der Vizekönig es mir gestatten wird?

Doch Seine Exzellenz hat wiederum die Gicht. Ich sage ›wiederum‹, denn die Schmeichelei des Hofes beharrt dabei, daß es Zeiten gebe, in denen er nicht an ihr leidet. Weil heute der Tag des hl. Markus war, verließ S. E. den Palast, um sich in die Universität zu begeben, wo zweiundzwanzig neue Doctores zur Welt gebracht werden sollten. Er war kaum von seinem Ruhebett zu seiner Karosse getragen worden, als er aufschrie und sich weigerte, sich weiter zu begeben. Er wurde auf sein Bett zurückgetragen, wo er eine höchst deliziöse Zigarre zerbrach, und dann sandte er nach der Perichole. Und während wir langen, gelehrten, mehr oder weniger lateinischen Reden lauschten, hörte er alles Gerede über uns, mehr oder weniger auf spanisch, von den rötesten und grausamsten Lippen der Stadt. (Doña Maria erlaubte sich die Sätze, obwohl sie soeben im Brief ihrer Tochter gelesen hatte:

Wie oft muß ich Euch sagen, Ihr sollt vorsichtiger sein, was Ihr in Eueren Briefen schreibt! Sie weisen häufig Spuren auf, daß sie unterwegs geöffnet wurden. Nichts könnte unüberlegter sein, als Eure Bemerkungen über Ihr wißt schon was in Cuzco. Solche Bemerkungen sind kein Scherz, wenn auch Vicente in seiner Nachschrift Euch ob ihrer Witzigkeit Komplimente machte, und sie können uns große Unannehmlichkeiten mit einigen Personen hier in Spanien eintragen. Ich muß mich immer wieder darob verwundern, daß Euere Indiskretionen nicht schon längst dazu geführt haben, daß man Euch befahl, Euch auf Euer Landgut zurückzuziehen.)

Bei den Dissertationen gab es ein großes Gedränge, und zwei Frauen fielen von der Galerie herunter, aber Gott in seiner Güte sorgte dafür, daß sie auf Doña Merced fielen. Alle drei sind arg verletzt, werden aber an andere Dinge denken, ehe das Jahr um ist. Der Rektor sprach gerade im Augenblick, als das Unglück geschah, und weil er kurzsichtig ist, konnte er sich nicht vorstellen, was der Tumult von Geschrei und Gerede und herabstürzenden Leibern zu bedeuten habe. Es war sehr ergötzlich anzusehen, wie er sich unter dem Eindruck, daß man ihm applaudiere, verneigte.

Da ich schon einmal bei der Perichole und beim Applaus bin, sollst Du auch erfahren, daß Pepita und ich beschlossen hatten, heute abend in die Comedia zu gehen. Das Publikum vergöttert seine Perichole noch immer: es verzeiht ihr sogar ihre Jahre. Man erzählt uns, sie rette jeden Morgen, was sie zu retten vermag, indem sie abwechselnd Griffel von Eis und Feuer über ihre Wangen führt. (Die Übersetzung kann besonders diesem Wortspiel nicht gerecht werden, das den ganzen Überschwang des Spanischen in sich birgt. Es war als Schmeichelei für die Condesa gemeint und unwahr. Die große Schauspielerin war zu jener Zeit achtundzwanzig; ihre Wangen hatten die Glätte und den matten Glanz dunkelgelben Marmors und mochten sicherlich diese Eigenschaften noch viele Jahre behalten. Abgesehn von den Schönheitsmitteln, die durch ihre Rollen erfordert wurden, war die einzige Pflege, die Camila Perichole ihrem Gesicht angedeihen

ließ, es zweimal am Tag mit kaltem Wasser zu überschütten, wie ein Bauernweib an einer Pferdetränke.) *Dieser seltsame Mensch, den die Leute Onkel Pio nennen, ist allezeit um sie. Don Rubio sagt, er könne nicht klug werden, ob Onkel Pio ihr Vater, ihr Liebhaber oder ihr Sohn sei. Die Perichole spielte wundervoll. Schilt mich, soviel Du magst, eine einfältige Alte aus der Provinz – Ihr habt keine solchen Schauspielerinnen in Spanien.* Und so fort.

Dieser Theaterbesuch ist es, woran sich weitere Begebenheiten knüpfen. Die Marquesa hatte beschlossen, in die Comedia zu gehn, wo die Perichole die Doña Leonor in Moretos *Trampa Adelante* spielte; vielleicht, so hatte sie gedacht, ließe sich aus diesem Theaterbesuch ein wenig Stoff für den nächsten Brief an die Tochter gewinnen. Sie nahm Pepita mit, ein junges Mädchen, über das wir später noch viel erfahren werden; Doña Maria hatte sie sich aus dem Waisenhaus des Klosters Santa Maria Rosa de las Rosas als Gesellschafterin entliehn. Die Marquesa saß also in ihrer Loge und sah mit ermattender Aufmerksamkeit auf die hellerleuchtete Bühne. Es war die Gewohnheit der Perichole, in den Zwischenakten aus der höfischen Rolle zu schlüpfen und vor dem Vorhang zu erscheinen, um ein paar aktuelle Lieder zu singen. Die maliziöse Schauspielerin hatte die Marquesa die Loge betreten sehn und begann nun Strophen zu improvisieren, die auf ihr Äußeres anspielten, ihren Geiz, ihre Trunksucht und sogar auf die Flucht der Tochter vor ihr. Die Aufmerksamkeit des Hauses wurde arglistig auf die alte Frau gelenkt, und ein anschwellendes Gemurmel der Mißachtung begleitete alsbald das Gelächter der Zuhörerschaft. Die Marquesa aber, tief ergriffen von den ersten zwei Akten der Komödie, sah die Sängerin kaum und saß vor sich hinstarrend da und dachte an Spanien. Camila Perichole wurde kühner, und die Luft war förmlich geladen mit dem Haß und der hämischen Freude der Menge. Endlich zupfte Pepita die Marquesa am Ärmel und flüsterte ihr zu, sie sollten lieber gehn. Als sie die Loge verließen, erhob sich das Haus und brach in ein Triumphgebrüll aus, und die Perichole stürzte sich

in einen rasenden Tanz, denn sie erblickte im Hintergrund des Parketts den Direktor und wußte, daß ihre Gage erhöht worden sei. Die Marquesa aber war sich auch weiterhin nicht bewußt, was sich zugetragen, denn während der Vorstellung hatte sie ein paar glückliche Wendungen gefunden, Wendungen, die – wer weiß? – vielleicht ein Lächeln auf das Gesicht ihrer Tochter bringen und sie murmeln machen würden: »Wahrhaftig, meine Mutter ist bezaubernd!«

Es währte nicht lange, bis dem Vizekönig zu Ohren kam, daß eine seiner Aristokratinnen vor aller Welt im Theater verhöhnt worden war. Er ließ die Perichole in den Palast kommen und befahl ihr, die Marquesa aufzusuchen und sie um Entschuldigung zu bitten. Der Besuch sollte barfuß und in einem schwarzen Kleid gemacht werden. Camila sträubte sich und kämpfte dagegen, aber alles, was sie dabei gewann, war bloß ein Paar Schuhe.

Der Vizekönig hatte drei Gründe für seine Unerbittlichkeit. Erstens hatte die Sängerin sich Freiheiten mit seinem Hof genommen. Don Adrés hatte es zuwege gebracht, das Exil erträglich zu machen, indem er ein Zeremoniell aufrichtete, so kompliziert, daß nur eine Gesellschaft, die an nichts sonst zu denken hatte, es sich merken konnte. Er hegte und pflegte seine kleine Aristokratie und ihre geringsten Rangunterschiede, und jeder der Marquesa angetane Schimpf war eine Beleidigung seiner Person. Zweitens war Doña Marias Schwiegersohn in Spanien eine immer einflußreicher werdende Persönlichkeit und hatte übergenug Möglichkeiten, dem Vizekönig zu schaden, ja sogar ihn von seinem Platz zu verdrängen. Der Conde Vicente d'Abuirre durfte nicht gekränkt werden, nicht einmal in der Person seiner halb verrückten Schwiegermutter. Und drittens war der Vizekönig entzückt, die Schauspielerin demütigen zu können. Er hegte längst den Verdacht, daß sie ihn mit einem Matador, vielleicht gar mit einem Komödianten betrüge; inmitten der Schmeicheleien des Hofs einerseits und der durch die Gicht erzwungenen Untätigkeit anderseits, vermochte er nicht herauszufinden, mit wem. Auf

jeden Fall war es klar, daß die Schauspielerin zu vergessen begann, er sei einer der ersten Männer der Welt.

Die Marquesa war, ganz abgesehn davon, daß sie die unverschämten Lieder nicht gehört hatte, auch in andrer Hinsicht auf den Besuch der Schauspielerin nicht vorbereitet. Man muß wissen, daß Doña Maria nach der Abreise ihrer Tochter auf eine gewisse Tröstung geraten war: sie hatte sich das Trinken angewöhnt. Jedermann in Peru trank *chicha*, und es war keine besondere Schande, an einem Festtag bewußtlos angetroffen zu werden. Doña Maria hatte zu entdecken begonnen, daß ihre fieberischen Selbstgespräche danach angetan waren, sie die ganze Nacht wach zu halten. Einmal hatte sie vor dem Schlafengehn ein köstliches Kelchglas *chicha* getrunken: Vergessenheit war so süß gewesen, daß sie alsbald größere Mengen beiseite schaffte und ihre Wirkung vor Pepita zu verbergen suchte; sie deutete an, sie wäre nicht wohl, und tat, als verfielen ihre Kräfte. Zuletzt verzichtete sie auf alle Verstellung. Die Schiffe, welche ihre Briefe nach Spanien brachten, segelten nicht öfter als einmal im Monat. Während der Woche, die dem Zurechtmachen des Pakets voranging, legte sie sich strenge Mäßigung auf und besuchte fleißig die Stadt, um Stoff zu sammeln. Endlich, am Vorabend des Posttags, schrieb sie den Brief, verschnürte das Bündel gegen Tagesanbruch und legte es für Pepita bereit, damit diese es dem Kurier übergebe. Dann, sobald die Sonne aufging, schloß sie sich mit einigen Karaffen in ihrem Zimmer ein und glitt durch die nächsten Wochen ohne die Last des Bewußtseins dahin. Endlich tauchte sie aus ihrem Zustand von Seligkeit wieder auf und begann eine Zeit der ›Einübung‹ als Vorbereitung für die Niederschrift des nächsten Briefs.

In der dem Skandal folgenden Nacht schrieb sie also den XXII. Brief und begab sich mit einer Karaffe zu Bett. Den ganzen nächsten Tag bewegte sich Pepita nur mit ängstlich besorgten Seitenblicken nach der Gestalt auf dem Bett im Zimmer umher. Am folgenden Nachmittag brachte sie ihre Näharbeit herein. Die Marquesa lag mit weit offenen Augen da, starrte zur Zimmer-

decke empor und sprach mit sich selbst. Gegen Abend wurde Pepita hinausgerufen und erhielt die Meldung, daß die Perichole gekommen sei, um die Herrin zu sprechen. Pepita erinnerte sich des Abends im Theater sehr genau und sandte ärgerlich den Bescheid zurück, die Marquesa weigere sich, die Schauspielerin zu empfangen. Der Bediente ging mit der Antwort zur Haustür, kam aber eingeschüchtert zurück und berichtete, Señora Perichole sei mit einem Handschreiben des Vizekönigs ausgerüstet, worin sie der Herrin empfohlen werde. Pepita schlich auf den Zehenspitzen ans Bett und begann zu der Marquesa zu sprechen. Die glasigen Augen wanderten zu der Gestalt des Mädchens. Pepita rüttelte die alte Frau sanft an der Schulter. Mit großer Anstrengung versuchte Doña Maria ihre Gedanken darauf zu richten, was zu ihr gesprochen wurde. Zweimal ließ sie sich wieder zurücksinken und weigerte sich, den Sinn der Worte zu erfassen, aber endlich, wie ein General in einer Regennacht die zersprengten Teile seiner Armee um sich schart, sammelte sie ihr Gedächtnis, ihre Aufmerksamkeit und noch ein paar Fähigkeiten, und die Hand auf die schmerzende Stirn pressend, verlangte sie eine Schüssel voll Schnee. Als man sie ihr brachte, drückte sie lange und schlaftrunken viele Handvoll an ihre Schläfen und Wangen. Dann richtete sie sich auf und stand eine ganze Weile an ihr Bett gelehnt und blickte auf ihre Schuhe. Endlich hob sie entschlossen den Kopf und verlangte ihren pelzbesetzten Mantel und einen Schleier. Sie legte beides an und taumelte in ihr prächtiges Empfangszimmer, wo die Schauspielerin stehend ihrer harrte.

Camila hatte beabsichtigt, sehr geschäftsmäßig und womöglich unverschämt aufzutreten, nun aber war sie zum erstenmal von der Würde der alten Frau betroffen. Die Kaufmannstochter konnte sich bisweilen mit der ganzen Hoheit der Montemayors geben, und wenn sie betrunken war, hatte sie etwas von der erhabenen Größe einer Hekuba. Für Camila sprach aus den halb geschlossenen Augen eine müde Autorität, und sie begann beinahe schüchtern:

»Ich bin gekommen, Señora, um mich zu vergewissern, daß

Ihr nicht etwa irgend etwas mißverstanden habt, was ich an jenem Abend sagte, als Ihre Gnaden mir die Ehre erwiesen, das Theater zu besuchen.«

»Mißverstanden? Mißverstanden?« wiederholte die Marquesa.

»Ihre Gnaden haben vielleicht meine Worte mißverstanden und geglaubt, sie wären respektlos gegen Ihre Gnaden gemeint.«

»Gegen mich?«

»Ihre Gnaden fühlen sich also nicht beleidigt durch Ihre untertänigste Dienerin? Ihre Gnaden verstehen, daß eine arme Schauspielerin in meiner Lage sich hinreißen lassen kann . . . daß es sehr schwer ist . . . weil alles . . .«

»Wie könnte ich beleidigt sein, Señora? Ich kann mich bloß erinnern, daß Sie wundervoll gespielt hat. Sie ist eine große Künstlerin. Sie sollte glücklich sein, sehr glücklich. Mein Taschentuch, Pepita . . .«

Die Marquesa stieß diese Sätze sehr schnell und undeutlich hervor, aber die Perichole war völlig verwirrt. Ein durchdringendes Gefühl der Scham erfüllte sie. Sie wurde dunkelrot. Endlich war sie imstande zu murmeln:

»Es waren die Lieder in den Zwischenakten . . . Ich fürchtete, Ihre Gnaden . . .«

»Ja, ja, jetzt erinnere ich mich. Ich blieb nicht bis zum Ende. Nicht wahr, Pepita, wir sind vorzeitig nach Hause gegangen? Doch Sie wird so gütig sein, Señora, und mir verzeihen, daß ich so zeitig ging, ja sogar mitten in Ihrem unübertrefflichen Spiel. Ich vergaß, warum wir so zeitig weggingen, Pepita, . . . oh, eine kleine Unpäßlichkeit . . .«

Es war unmöglich, daß irgend jemand im Theater die Absicht in den Liedern entgangen sein sollte. Camila konnte nur annehmen, die Marquesa spiele aus einer Art phantastischer Großmut diese Komödie, nichts gemerkt zu haben. Sie war dem Weinen nahe. »Aber Ihr seid so gütig, meine Kinderei zu übersehn, Señora, . . . ich wollte sagen, Ihre Gnaden sind so gütig . . . Ich habe ja nicht . . . ich wußte ja nicht, wie gut Ihr seid, Señora. Erlaubt, daß ich Euch die Hand küsse!«

Doña Maria streckte verwundert die Hand aus. Seit langem hatte man zu ihr nicht mit solchem Zartgefühl gesprochen. Ihre Nachbarn, ihre Lieferanten, ihre Dienerschaft – denn selbst Pepita lebte in beständiger Furcht vor ihr –, ja ihre eigene Tochter waren ihr nie so begegnet. Das rief eine neue Stimmung in ihr hervor, eine Stimmung, die man wohl nicht anders denn als rührselig bezeichnen kann. Sie wurde geschwätzig.

»Beleidigt! Beleidigt durch Sie, mein schönes, mein begabtes Kind? Wer bin ich, ich, ein ... ein unverständiges, ungeliebtes altes Weib, daß ich mich hätte beleidigt fühlen dürfen durch Sie? Ich hatte das Gefühl, mein Kind, als würde ich – wie sagt das der Dichter? – *durch eine Wolke hindurch das Gespräch der Engel belauschen.* Ihre Stimme hat immer wieder neue Wunder in unserem Moreto entdeckt. Als Sie sagte:

›Don Juan, si mi amor estimas,
Y la fe segura es necia,
Enojarte mis temores
Es no querarme discreta.
¿Tan seguros . . .‹

und so weiter – da war das Wahrheit! Und welch eine Bewegung Sie gemacht hat am Schluß des Ersten Tags ... mit Ihrer Hand ... so! Eine Gebärde, wie die Jungfrau sie wohl machte, als sie zu Gabriel sagte: *Wie kann das sein, daß ich ein Kind haben werde?* Aber nein! Sie wird das übelnehmen! Ich will Ihr von einer andern Gebärde erzählen, und Sie wird sich ihrer eines Tags erinnern und sie anwenden. Ja, sie würde sich gut in die Szene einfügen, in der Sie Ihrem Don Juan de Lara verzeiht. Ich sollte Ihr vielleicht sagen, daß ich sie einmal von meiner Tochter ausgeführt sah. Meine Tochter ist eine sehr schöne Frau ... so sagen alle. Hat Sie meine Doña Clara gekannt, Señora?«

»Ihre Gnaden hat mir oft die Ehre erwiesen, ins Theater zu kommen, wenn ich spielte. Die Condesa ist mir gut bekannt vom Sehen.«

»Bleib Sie nicht so knien, mein Kind! – Pepita, sage Jenarito, er soll der Dame sogleich ein wenig Konfekt bringen. Denke

Sie nur, eines Tags hatten wir Streit, ich weiß nicht mehr weswegen. Oh, das ist nichts Sonderbares ... Wir Mütter sind alle bisweilen ... Höre Sie, kann Sie ein wenig näher kommen? So! Sie darf nicht den Leuten in der Stadt glauben, die sagen, sie war nicht gut zu mir. Sie, meine Liebe, Sie ist eine große Frau von schönem Wesen und Sie kann tiefer blicken als die Leute. Es ist ein Vergnügen, mit Ihr zu sprechen. – Was für schönes Haar Sie hat! Solch schönes Haar! – Sie war nie eine herzliche, impulsive Natur, meine Tochter, das weiß ich. Aber, mein Kind, sie besaß so viel Verstand und Güte! Alle Mißverständnisse zwischen uns waren so klärlich meine Schuld. Ist es nicht wunderbar, daß sie so schnell bereit war, mir zu verzeihen? An jenem Tag ereignete sich solch ein kleiner Vorfall. Beide sprachen wir unüberlegte Worte und gingen eine jede in ihr Zimmer. Dann kehrte eine jede um, weil sie Verzeihung erlangen wollte. Endlich trennte uns nur noch eine einzige Tür, und jede wollte die erste sein, sie zu öffnen. Aber zuletzt nahm sie mein Gesicht ... so nahm sie es in ihre beiden weißen Hände, so, sieht Sie wohl?«

Die Marquesa fiel beinahe von ihrem Sessel, als sie sich vorneigte – das Gesicht überströmt von Tränen des Glücks – und die beseligende Gebärde vollführte. Ich sollte sagen, die mythische Gebärde, denn jene Szene war nur ein stets wiederkehrender Traum.

»Ich bin froh, daß Sie herkam«, fuhr sie fort, »denn nun hat Sie es aus meinem eigenen Mund gehört, daß meine Tochter nicht schlecht zu mir ist, wie manche Leute sagen. Hört Sie, Señora? Die Schuld lag an mir. Seh Sie mich an, seh Sie mich nur an! Es muß ein Irrtum gewesen sein, daß ich die Mutter eines so schönen Mädchens wurde. Ich bin schwierig, ich bin voller Schrullen. Sie, Señora, Sie ist eine große Frau, und das ist auch meine Clara, aber ich bin bloß eine reizbare, närrische ... ein dummes altes Weib. Laß Sie mich Ihre Füße küssen! Ich bin unmöglich, ich bin unmöglich ... unmöglich ...«

Hier fiel die alte Frau tatsächlich vom Sessel und wurde von Pepita aufgehoben und zu ihrem Bett zurückgeführt. Die Peri-

chole ging verstört nach Haus und saß lange Zeit vor ihrem Spiegel und starrte sich in die Augen, die Hände an die Wangen gepreßt.

Wer aber die meisten der schwierigen Stunden Doña Marias miterlebte, das war ihre kleine Gesellschafterin Pepita. Pepita war eine Waise und war von diesem seltsamen guten Geist Limas aufgezogen worden, von der Äbtissin Madre Maria del Pilar. Die einzige Gelegenheit, bei der die beiden großen Frauen Perus (als das sollte sie nachmals die Perspektive der Geschichte enthüllen) einander von Angesicht zu Angesicht begegneten, ergab sich an dem Tag, an dem Doña Maria die Vorsteherin des Klosters Santa Maria Rosa de las Rosas aufsuchte und fragte, ob sie sich ein aufgewecktes Mädchen aus dem Waisenhaus zur Gesellschafterin holen dürfe. Die Äbtissin blickte die groteske alte Frau eindringlich an; aber auch die weisesten Menschen der Welt sind nicht vollkommen weise, und Madre Maria del Pilar, die imstande war, hinter allen Masken der Torheit und des Trotzes das arme Menschenherz zu erkennen, hatte sich nie dazu verstehn können, der Marquesa eines zuzubilligen. Nun stellte sie ihr eine Menge Fragen und verstummte dann in langem Nachdenken. Sie wünschte, Pepita würde diese weltliche Erfahrung, im Haus der Marquesa zu leben, zuteil. Sie wollte überdies die alte Frau ihren Zielen geneigt machen. Und dabei hegte sie ein sehr dunkles Gefühl von Entrüstung, denn sie wußte, sie erblickte vor sich eine der reichsten Frauen von Peru und zugleich die verblendetste.

Die Äbtissin gehörte zu denjenigen Menschen, die sich in der Liebe zu einer Idee verzehren, Jahrhunderte vor deren vorbestimmtem Auftauchen in der Geschichte der Zivilisation. Sie warf sich dem Starrsinn ihrer Zeit entgegen, um das Dasein der Frauen etwas weniger entwürdigend zu gestalten. Gegen Mitternacht, wenn sie die Ausgaben für die Klosterwirtschaft verrechnet hatte, verfiel sie oft genug in tolle Wachträume von einem Zeitalter, in dem es möglich sein würde, Frauen zu organisieren, um Frauen zu beschützen: Frauen auf Reisen, dienende Frauen, Frauen, die

alt oder krank geworden; Frauen, wie sie sie in den Bergwerken von Potosi entdeckt hatte und in den Werkstätten der Tuchhändler; Mädchen, wie sie sie in Regennächten unter dunklen Haustoren aufgelesen. Am nächsten Morgen aber sah sie sich immer wieder der Tatsache gegenüber, daß die Frauen Perus, ja sogar ihre eigenen Nonnen nur mit zwei Gedanken durchs Leben gingen: dem einen, daß alles Mißgeschick, das ihnen widerfuhr, bloß daher komme, daß sie nicht genug Reize besaßen, um einen Mann zu ihrem Unterhalt zu verpflichten, und dem andern, daß seine Liebkosungen alles Elend der Welt aufwiegen würden. Sie kannte kein andres Land als die Umgebung der Stadt Lima, und sie nahm an, daß deren Verderbtheit der gewöhnliche Zustand der Menschheit sei. Zurückblickend aus unserem Jahrhundert, können wir die ganze Torheit ihrer Hoffnungen erkennen. Zwanzig solcher Frauen wäre es nicht gelungen, den geringsten Eindruck auf jenes Zeitalter zu machen. Sie harrte dennoch bei ihrer Aufgabe aus. Sie glich der Schwalbe der Fabel, die alle tausend Jahre einmal ein Weizenkorn herbeiträgt, in der Hoffnung, einen Berg aufzuschütten, um von ihm aus den Mond zu erreichen. Solche Menschen erstehn in jedem Zeitalter; sie beharren starrköpfig darauf, ihr Weizenkorn herbeizutragen, und sie gewinnen eine gewisse Erhebung aus dem Gespött der Zuschauer. »Wie wunderlich sie sich kleiden«, rufen wir aus. »Wie wunderlich sie sich kleiden!«

Ihr schlichtes, gerötetes Gesicht verriet große Güte, größeren Idealismus und noch größere Begabung, Menschen nach ihrem Willen zu lenken. All ihr Werk – ihre Spitäler, ihr Waisenhaus, ihr Kloster, ihre plötzlich unternommenen Rettungsexpeditionen – war vom Geld abhängig. Niemand hegte aufrichtigere Bewunderung für bloße Güte als sie, aber sie hatte sich ihre Güte und beinahe auch ihren Idealismus ihrer Begabung opfern sehen müssen – so verzweifelt waren ihre Kämpfe, die nötige Unterstützung von ihren geistlichen Vorgesetzten zu erlangen. Der Erzbischof von Lima, dem wir später in einem gefälligeren Zusammenhang begegnen werden, haßte sie mit einem, wie er ihn

nannte, vatinianischen Haß und rechnete das Aufhören ihrer Besuche zu den Entschädigungen fürs Sterbenmüssen.

In letzter Zeit nun hatte sie nicht nur den Anhauch des Alters auf ihren Wangen verspürt, sondern auch eine ernstere Mahnung gefühlt. Ein eisiger Schauder überlief sie; nicht ihrer selbst, aber ihres Werks wegen. Wer war denn da in ganz Peru, der die Dinge schätzte, die ihr am Herzen lagen? Und beim Morgengrauen unternahm sie einmal einen hastigen Rundgang durch ihr Kloster, ihr Waisenhaus und ihr Spital und hielt Ausschau nach einer Seele, die sie zu ihrer Nachfolgerin heranbilden könnte. Sie eilte von einem leeren Gesicht zum andern, hier und da mehr aus Hoffnung denn aus Überzeugung innehaltend. Im Hof traf sie eine Gruppe junger Mädchen an, die mit der Wäsche beschäftigt waren, und ihr Blick fiel sogleich auf eine Zwölfjährige, die die andern am Waschtrog anwies und ihnen dabei mit nicht geringem dramatischen Feuer von den weniger glaubhaften Wundern im Leben der hl. Rosa von Lima erzählte. So kam es, daß die Suche der Äbtissin mit Pepita endete. Erziehung zur Größe ist allerwege schwer genug, aber inmitten der Empfindlichkeiten und Eifersüchteleien eines Klosters muß sie mit gradezu phantastischer Umwegigkeit unternommen werden. Pepita erhielt die unbeliebtesten Arbeiten im Haus zugewiesen, doch erwarb sie sich bei ihnen ein Verständnis für alle Zweige seiner Verwaltung. Sie begleitete die Äbtissin auf Reisen, wenn auch bloß in ihrem Amt einer Hüterin der Eier und des Gemüses. Und immer und überall ergaben sich Stunden, wo ganz überraschend die Äbtissin erschien und mit ihr des langen nicht nur über religiöses Erleben sprach, sondern auch darüber, wie man Frauen leiten, Infektionsabteilungen in einem Krankenhaus anlegen und um Gelder betteln müsse. Es war nur ein weiterer Schritt in dieser Erziehung, daß Pepita eines Tags in dem Palais anlangte und die tollen Pflichten einer Gesellschafterin Doña Marias übernahm. Während der ersten zwei Jahre kam sie bloß für gelegentliche Nachmittage, zuletzt aber zog sie ganz in das Palais. Sich ein Glücklichsein zu erhoffen, war sie nie gelehrt worden, und so erschienen ihr die Unannehm-

lichkeiten, um nicht zu sagen Schrecknisse, ihrer neuen Stellung als nicht übermäßig für ein Mädchen von vierzehn Jahren. Sie ahnte nicht, daß auch in diesem Haus die Äbtissin über sie wachte und ihre Mühsal abschätzte, um den Augenblick wahrzunehmen, wo eine Bürde nicht mehr kräftigt, sondern schwächt.

Einige der Prüfungen Pepitas waren körperlicher Art. So zum Beispiel machten sich die Dienstboten des Hauses die Unpäßlichkeiten Doña Marias zunutze; sie öffneten ihrer eigenen Sippschaft die Zimmer des Palais; sie stahlen ganz unbekümmert. Pepita trat ihnen, nur auf sich selbst angewiesen, entgegen und litt unter allerlei Verfolgungen und üblen Streichen. Ebenso hatte ihre Seele manchen Kummer zu erleiden. Wenn sie Doña Maria auf deren Gängen durch die Stadt begleitete, wurde die alte Frau plötzlich von einem Verlangen ergriffen, in eine Kirche zu eilen, denn was sie an Religion als Glaube verloren hatte, ersetzte sie durch Religion als Magie. »Warte hier in der Sonne, mein liebes Kind; ich werde nicht lange bleiben«, sagte sie bei solchen Gelegenheiten. Dann verlor sie sich vor dem Altar in Träumereien und verließ die Kirche endlich durch ein andres Tor. Pepita war von Madre Maria del Pilar zu einer beinahe krankhaften Folgsamkeit erzogen worden, und wenn sie sich dann nach vielen Stunden in die Kirche wagte, und überzeugte, daß ihre Herrin nicht mehr da war, kehrte sie wieder an die Straßenecke zurück und wartete weiter, während sich schon die Schatten allmählich über den Kirchplatz legten. Mußte sie so in der Öffentlichkeit warten, dann erduldete sie die ganze Qual der peinlichen Befangenheit eines kleinen Mädchens. Sie trug noch immer die Tracht der Waisenkinder (was ein klein wenig Bedachtnahme Doña Marias hätte ändern können) und litt an schreckhaften Einbildungen, in welchen Männer sie anzustarren und ihr zuzuflüstern schienen – und dies waren nicht immer bloße Einbildungen. Ihre Gefühle hatten nicht minder zu leiden, denn an manchen Tagen wurde Doña Maria sich mit einmal des Vorhandenseins ihrer Gesellschafterin bewußt und sprach zu ihr herzlich und gut gelaunt und ließ für ein paar Stunden die ganze erlesene Fein-

fühligkeit ihrer Briefe zum Vorschein kommen; doch am nächsten Morgen zog sie sich wieder in sich selbst zurück und wurde zwar niemals unfreundlich, aber unpersönlich und achtlos. Die zarten Keime von Hoffnung und Zuneigung, die zu verschwenden es Pepita drängte, wurden so verletzt. Sie schlich auf den Zehen im Palais umher, stumm und verwirrt, und klammerte sich einzig an ihr Pflichtgefühl und ihre Ergebenheit für ihre ›Mutter im Herrn‹, Madre Maria del Pilar, von der sie hergeschickt worden war.

Schließlich trat ein Ereignis ein, das einen bedeutsamen Einfluß auf das Leben der Marquesa und ihrer Gesellschafterin gewinnen sollte. *Meine teure Mutter,* schrieb die Condesa, *seit einiger Zeit ist das Wetter hier unerträglich, und der Umstand, daß Bäume und Gärten in Blüte stehen, macht es nur noch schlimmer. Ich könnte Blumen ertragen, wenn sie bloß keinen Duft hätten. Ich muß daher Euere Erlaubnis erbitten, mich kürzer zu fassen als gewöhnlich. Wenn Vicente zurückkommt, bevor die Post abgeht, wird es ihm ein Vergnügen sein, das Blatt vollzuschreiben und Euch mit allen Einzelheiten über meine Person zu dienen, an welchen Ihr soviel Freude zu haben scheint. Ich werde diesen Herbst nicht, wie ich beabsichtigte, nach Grignan in der Provence gehen, da mein Kind zu Anfang des Monates Oktober zur Welt kommen wird.*

Mein Kind? Wessen Kind? Die Marquesa mußte sich an die Wand lehnen. Doña Clara hatte vorausgesehen, welch erschöpfende Bitten und Beschwörungen diese Neuigkeit bei ihrer Mutter auslösen werde, und hatte getrachtet, sie durch die Beiläufigkeit der Ankündigung abzuschwächen. Die List gelang nicht. Der berühmte Brief XLII war die Antwort.

Nun endlich hatte die Marquesa etwas, um das sie sich sorgen konnte: ihre Tochter würde Mutter werden. Dieses Ereignis, das Doña Clara bloß lästig war, brachte bei der Marquesa eine ganze Tonleiter neuer Gemütsbewegungen zum Erklingen. Es machte aus ihr eine Fundgrube ärztlichen Rats und Wissens. Sie streifte die Stadt nach weisen alten Frauen ab und goß in ihre Briefe das ganze Volkswissen der Neuen Welt. Sie verfiel in die abscheu-

lichsten Arten von Aberglauben. Sie befolgte ein entwürdigendes System von Tabus zum Schutze ihres Kindes. Im ganzen Haus duldete sie keinen Knoten – die Dienerinnen durften das Haar nicht zu einem Knoten eindrehen –, und an ihrem Leib barg sie die lächerlichsten Amulette für eine glückliche Entbindung. Auf den Treppen wurden die geradzahligen Stufen mit roter Kreide bezeichnet, und als eine Dienerin das Unglück hatte, auf eine solche Stufe zu treten, wurde sie unter Geschrei und Tränen aus dem Hause gejagt. Doña Clara war in den Klauen der böswilligen Natur, die sich das Recht vorbehalten hatte, mit ihren Kindern die grausamsten Scherze zu treiben. Immerhin gab es ein Zeremoniell, sie günstig zu stimmen, in welchem ganze Generationen von Bauernweibern Beruhigung gefunden hatten. Eine so ungeheure Schar von Zeuginnen mußte selbst schon ein Beweis sein, daß etwas Wahres daran war. Zum wenigsten konnte es nicht schaden, und vielleicht nützte es. Aber die Marquesa tat nicht nur den Riten des Heidentums Genüge; sie vertiefte sich auch in die Rezepte des Christentums. Noch bei Dunkelheit stand sie auf und stolperte zu den frühesten Frühmessen. Hysterisch umklammerte sie das Gitter des Altars und versuchte, den bunten Statuen ein Zeichen abzuringen – nur ein Zeichen, bloß die Andeutung eines Lächelns, ein flüchtiges Nicken des wächsernen Kopfes. Werde alles gut ausgehn? Süße, gebenedeite Gottesmutter, werde alles gut ausgehn?

Zuweilen, nach einem Tag, an dem sie ihre Zuflucht zu solch wahnsinnigen Anrufungen genommen, ergriff sie ein jäher Umschwung: Die Natur ist taub; Gott ist gleichgültig gegen unsre Ängste; nichts in der Menschen Macht vermag den Lauf der ewigen Gesetze zu ändern. Sie blieb dann wohl an einer Straßenecke stehn, schwindlig vor Verzweiflung sich an die Mauer lehnend, und sehnte sich danach, aus einer Welt hinweggenommen zu werden, in der kein Sinn zu walten schien. Alsbald strömte jedoch wieder ein Glaube an das große Vielleicht aus den Tiefen ihres Wesens auf, und sie begann beinahe zu laufen, um zu Hause schnell die Kerzen über dem Bett ihrer Tochter zu erneuern.

Endlich nahte die Zeit, den höchsten Ritus peruanischer Familien zu vollziehn, welche einem solchen Ereignis entgegensehn. Die Marquesa unternahm die Wallfahrt zum Schrein der hl. Maria von Cluxambuqua. Wenn der Frömmigkeit überhaupt etwas Wirksames innewohnte, lag es sicherlich in einem Besuch dieses berühmten Heiligtums. Während dreier Religionen war dort geweihter Boden gewesen: schon vor dem Inkareich hatten verstörte Menschen die Steine umklammert und sich gegeißelt, um dem Himmel ihren eigenen Willen abzuringen. Dorthin nun ließ sich die Marquesa in ihrer Sänfte tragen, über die Brücke von San Luis Rey und hinauf zu der Stadt der weitgegürteten Frauen, einer stillen Stadt schwerfälligen Schreitens und versonnenen Lächelns, einer Stadt kristallklarer Luft, kühl wie die Quellen, die ihre vielen Brunnen speisten, einer Stadt der Glocken, deren weiche, melodische Klänge so glücklich abgestimmt waren, daß sie miteinander den heitersten Wettstreit vollführten. Wenn etwas mit einer Enttäuschung endete droben in der Stadt Cluxambuqua, wurde der Kummer gleichsam aufgesogen von der überwältigenden Gegenwart der Anden und von der Atmosphäre erwartungsstiller Freude, die sich um die Häuser breitete. Kaum erblickte die Marquesa von weitem die weißen Mauern der Stadt, die da auf den Knien der höchsten Berge kauerte, als ihre geschäftigen Finger abließen, den Rosenkranz zu betasten, und die eifrigen Gebete auf ihren Lippen verstummten.

Sie stieg nicht einmal aus bei dem Gasthof, sondern befahl Pepita, zurückzubleiben und für Quartier zu sorgen, und ließ sich weitertragen, zur Kirche, in welcher sie lange Zeit auf den Knien verharrte und leise die Hände zusammenschlug. Sie horchte auf die so neue Flut von Ergebung, die sich in ihr hob. Vielleicht würde sie mit der Zeit lernen, ihrer Tochter und ihren Göttern zu verstatten, die eigenen Angelegenheiten selber in Ordnung zu bringen. Sie wurde nicht gestört durch das Gemurmel der alten, in dick gefütterte Joppen gekleideten Weiber, die Kerzen und Gedenkmünzen feilhielten und von morgens bis abends von Geld schwatzten. Sie wurde nicht einmal durch einen aufdringlichen

Kirchendiener abgelenkt, der eine Gebühr für irgend etwas einzufordern versuchte und sie dann unter dem Vorwand, eine Fliese im Boden ausbessern zu müssen, zweimal zwang, ihren Platz zu wechseln. Endlich trat sie hinaus in den Sonnenschein und setzte sich auf die Stufen des Brunnens. Sie sah der kleinen Prozession von Krüppeln zu, die sich langsam um den Garten bewegte. Sie sah drei Falken zu, die sich in der Luft tummelten. Die Kinder, die am Brunnen gespielt hatten, starrten sie einen Augenblick an und liefen dann verschüchtert davon, aber ein Lama (eine Dame mit sanften, flachen Augen und langem Hals, die unter der Last eines zu schweren Pelzumhangs zierlich über eine endlos scheinende Treppe heruntertrippelte) kam zu ihr herüber und bot ihr eine samtige, gespaltene Nase zum Streicheln dar. Ein Lama hegt ein tiefes Interesse für die Menschen in seiner Umgebung und liebt es sogar, sich wie ihresgleichen zu geben und die Nase in ihre Gespräche zu stecken, als wollte es im nächsten Augenblick seine Stimme erheben und zaghaft eine hilfreiche Erläuterung beisteuern. Doña Maria war alsbald von einer Schar dieser sanften Schwestern umringt, die sie anscheinend fragen wollten, warum sie immer wieder die Hände zusammenschlage und wieviel die Elle ihres Schleiertuchs gekostet habe.

Doña Maria hatte angeordnet, daß etwa aus Spanien eintreffende Briefe ihr sogleich durch einen Eilboten zu überbringen seien. Sie war nur langsam von Lima hierhergereist, und eben jetzt, wo sie mitten auf dem Kirchplatz saß, kam ein Bursche von ihrem Landgut gelaufen und übergab ihr ein großes in Pergament eingeschlagenes Briefpaket, von dem einige Wachssiegel herabhingen. Ohne Hast entfernte sie die Umhüllung. Mit gemessenen, stoischen Gebärden las sie zuerst ein herzliches und scherzhaftes Billett ihres Schwiegersohns und dann den Brief ihrer Tochter. Er war voll von Bemerkungen, die wehtaten, wenn sie auch in recht brillante Wendungen gekleidet und vielleicht nur um der bloßen Virtuosität willen geschrieben waren, auf eine artige Weise Schmerz zufügen zu können. Jeder der Sätze fand seinen Weg durch die Augen der Marquesa und sank dann, sorgsam in Ver-

stehen und Verzeihen eingehüllt, in ihr Herz. Zuletzt erhob sie sich, scheuchte sanft die Lamas beiseite und kehrte mit ernstem Gesicht in die Kirche zurück.

Während Doña Maria den Spätnachmittag vor dem Altar und auf dem Kirchplatz zubrachte, blieb es Pepita überlassen, das Quartier instandzusetzen. Sie zeigte den Trägern, wo sie die großen Tragkörbe hinstellen sollten, und begann den Hausaltar auszupacken, das Kohlenbecken, die Wandbehänge und die Bildnisse Doña Claras. Sie ging in die Küche hinunter und gab dem Koch genaue Weisungen für die Zubereitung eines bestimmten Reisbreis, der die Hauptnahrung der Marquesa war. Dann kehrte sie in die Zimmer zurück und wartete. Sie beschloß, einen Brief an die Äbtissin zu schreiben. Lange saß sie, die Kielfeder in der Hand, und starrte mit bebenden Lippen in die Ferne. Sie sah das Antlitz Madre Marias del Pilar vor sich, so gerötet und reingewaschen, und die wunderbaren dunkeln Augen. Sie hörte ihre Stimme, wie sie zu Ende der Abendmahlzeit (während die Waisenkinder mit gesenktem Blick und gefalteten Händen dasaßen) die Begebenheiten des Tages besprach oder im Kerzenlicht zwischen den Betten des Spitals stand und das Thema angab für Meditationen während der Nacht. Am deutlichsten aber erinnerte sich Pepita der Gespräche, in welchen die Äbtissin, die nicht zu warten wagte, bis die Schülerin älter wäre, mit ihr die Pflichten ihres Amtes erörtert hatte. Sie hatte zu Pepita wie zu einer Gleichaltrigen gesprochen. Solche Gespräche sind beunruhigend und zugleich wundervoll für ein frühreifes Kind, und Madre Maria del Pilar hatte da Mißbrauch getrieben. Sie hatte Pepitas Vorstellungen davon, wie sie dereinst empfinden und handeln solle, über das Maß ihrer Jahre erweitert und hatte unbedacht den vollen Lichtglanz ihrer Persönlichkeit auf Pepita scheinen lassen, wie Jupiter auf Semele. Pepita ward beängstigt durch das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit; sie verheimlichte es und weinte im stillen. Und dann hatte die Äbtissin das Kind in die harte Schule dieser langen Einsamkeit geschickt, in der Pepita immer wieder gegen den Gedanken ankämpfen mußte, sie sei preisgegeben worden.

Und nun, in dem fremden Gasthof in diesen fremden Bergen, wo die Luft der großen Höhe unbesonnener machte, sehnte sich Pepita nach der geliebten Gestalt, der einzigen Wirklichkeit in ihrem Leben.

Sie schrieb einen Brief voller Verwirrtheit und Tintenkleckse. Dann ging sie wieder hinunter, um nach frischen Holzkohlen zu sehn und den Reisbrei zu kosten.

Die Marquesa kam zurück und setzte sich an den Tisch. »Mehr kann ich nicht tun«, flüsterte sie. »Was sein wird, wird sein«. Sie band sich die Symbole ihres Aberglaubens vom Hals und ließ sie in die Glut des Kohlenbeckens fallen. Sie hatte ein seltsames Gefühl, als hätte sie sich durch zu viele Gebete Gott zum Gegner gemacht, und so rief sie ihn nun auf Umwegen an: »Schließlich liegt es nicht in meiner Hand. Ich erhebe keinen Anspruch mehr, auch nur den geringsten Einfluß darauf zu nehmen. Was sein wird, wird sein«. Sie saß lange Zeit, die Stirn in die Hände gestützt, und ihr Kopf war leer von Gedanken. Ihr Blick fiel auf Pepitas Brief. Kaum bewußt, entfaltete sie ihn und begann zu lesen. Sie war bis zur Hälfte gelangt, ehe sie die Bedeutung der Worte erfaßte ... *aber das alles hat nichts zu bedeuten, wenn Ihr mich lieb habt und wünscht, daß ich bei ihr bleibe. Ich sollte es Euch nicht sagen, aber es geschieht hin und wieder, daß die bösen Kammerzofen mich in ein Zimmer sperren und dann allerlei Sachen stehlen, und vielleicht wird Ihre Gnaden, die Marquesa, glauben, ich hätte sie gestohlen. Ich hoffe nicht. Ich hoffe, ehrwürdige Mutter, Ihr seid wohlauf und habt nicht zu viele Sorgen um das Spital oder sonst etwas. So ich Euch auch nicht sehe, denke ich Euer doch allezeit und bin all dessen eingedenk, was Ihr zu mir gesprochen habt, meine liebe Mutter in Gott. Ich will nur tun, was Ihr wollt, aber wenn Ihr mich für wenige Tage ins Kloster zurückkommen lassen könntet – aber nicht, wenn Ihr es nicht wünscht. Doch ich bin so viel allein und habe niemand, zu dem ich sprechen kann, und alles ist so schwer. Manchmal weiß ich gar nicht, ob Ihr mich nicht vergessen habt, und wenn Ihr ein Weilchen Zeit fändet, um mir ein Brieflein*

oder irgendwas zu schreiben, könnte ich es bei mir tragen, aber ich weiß ja, wie beschäftigt Ihr seid . . .

Doña Maria las nicht weiter. Sie faltete den Brief und legte ihn beiseite. Einen Augenblick lang war sie von Neid erfüllt; sie sehnte sich, die Seele eines Menschen so völlig zu beherrschen, wie diese Nonne es imstande war. Am meisten jedoch sehnte sie sich in diese Schlichtheit der Liebe zurück, sehnte sie sich, die Last des Stolzes und der Eitelkeit abzuwerfen, die ihre Liebe stets mit sich zu schleppen gehabt hatte. Um den Aufruhr in ihrem Herzen zu beschwichtigen, griff sie nach einem frommen Buch und versuchte, ihre Aufmerksamkeit auf die gedruckten Wörter zu heften. Aber nach einem Augenblick empfand sie plötzlich das Bedürfnis, den ganzen Brief nochmals zu lesen, um womöglich das Geheimnis von so viel Beglückung zu erhaschen.

Pepita kam zurück und brachte selber die Abendmahlzeit. Eine Magd folgte ihr. Doña Maria sah Pepita über den Rand des Buchs hinweg an, wie sie eine Botin vom Himmel angesehn hätte. Pepita ging auf den Zehen im Zimmer umher, deckte den Tisch und flüsterte ihrer Gehilfin Weisungen zu.

»Das Abendessen ist bereit, Ihre Gnaden«, sagte sie schließlich.

»Du wirst doch mit mir essen, mein Kind?« In Lima saß Pepita gewöhnlich mit ihrer Herrin zu Tisch.

»Ich dachte, Ihre Gnaden werden müde sein. Ich habe unten in der Küche gegessen.«

Sie will nicht mit mir essen, dachte die Marquesa, sie hat mich erkannt und hat mich verworfen.

»Wollen Ihre Gnaden, daß ich vorlese, während Ihre Gnaden essen?« fragte Pepita, die fühlte, daß sie einen Fehler begangen hatte.

»Nein, du magst schlafen gehn, wenn du willst.«

»Ich danke Ihrer Gnaden.«

Doña Maria war aufgestanden. Eine Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, sagte sie zögernd: »Mein liebes Kind, ich sende morgen früh einen Brief nach Lima. Wenn du einen zu senden hast, kannst du ihn mitschicken.«

»Nein, ich habe keinen«, erwiderte Pepita und fügte hastig hinzu: »Ich muß jetzt hinuntergehn und Ihrer Gnaden frische Holzkohlen bringen.«

»Aber, liebes Kind, du hast doch . . . an Madre Maria del Pilar. Willst du denn nicht . . .?«

Pepita tat, als wäre sie mit dem Kohlenbecken beschäftigt. »Nein, ich werde ihn nicht absenden«, sagte sie. Während des langen Schweigens, das nun folgte, war sie sich bewußt, daß die Marquesa sie verwundert anstarrte. »Ich habe es mir überlegt.«

»Ich weiß aber, sie hätte gern einen Brief von dir, Pepita. Er würde sie sehr glücklich machen, ich weiß es.«

Pepita wurde rot. Sie sagte laut: »Der Wirt versprach, es werden frische Kohlen für Ihre Gnaden bereit sein, sobald es dunkel geworden ist. Ich will unten sagen, daß man sie Ihrer Gnaden heraufbringe.« Sie blickte hastig nach der alten Frau und gewahrte, daß die sie noch immer mit großen traurigen, fragenden Augen ansah. Pepita fühlte, daß dies nicht Dinge waren, über die man sprechen konnte, aber der sonderbaren Frau schien so viel an der Sache gelegen zu sein, daß Pepita sich zu noch einer Antwort herbeiließ: »Nein, es war ein schlechter Brief. Es war kein guter Brief.«

Doña Maria blieb beinahe der Mund offen stehn. »Aber, meine liebe Pepita, ich finde, er ist sehr schön. Glaub mir, ich weiß das. Nein, nein, was sollte an ihm schlecht sein?«

Pepita zog die Stirn in Falten und suchte nach einem Wort, das die Sache erledigen würde.

»Es war . . . er war nicht . . . tapfer«, sagte sie endlich. Und danach wollte sie nichts mehr sagen. Sie trug den Brief in ihr Zimmer, und die Marquesa konnte hören, wie sie ihn zerriß. Dann kroch sie in ihr Bett und lag da und starrte ins Dunkel. Und es war ihr noch immer unbehaglich, weil sie auf solche Weise gesprochen hatte. Doña Maria setzte sich maßlos verwundert zum Essen.

Sie war niemals mutig gewesen, weder im Leben noch in der Liebe. Ihre Augen durchforschten ihr Herz. Sie dachte der Amu-

lette an ihrem Rosenkranz, ihres unmäßigen Trinkens ... sie dachte ihrer Tochter. Sie erinnerte sich der langen Reihe exhumierter Gespräche, eingebildeter Kränkungen, unangebrachter Konfidenzen, all der Vorwürfe der Vernachlässigung und Lieblosigkeit (sie mußte wohl verrückt gewesen sein an jenem Tag; sie erinnerte sich, daß sie mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte). »Aber es ist nicht meine Schuld!« schrie sie auf. »Es ist nicht meine Schuld, daß ich so war. Alles war daran schuld. Die Art, wie ich erzogen wurde. Morgen will ich ein neues Leben beginnen. Warte nur, du wirst sehn, mein Kind, mein liebes Kind!« Endlich räumte sie den Tisch ab und setzte sich hin und schrieb, was sie ihren ersten Brief nannte, ihren ersten, noch holpernden, fehlerhaften, aber tapferen Brief. Sie erinnerte sich voll Scham, daß sie im vorhergehenden ihre Tochter flehentlich gefragt, wie sehr sie sie liebe, und gierig die spärlichen und zögernden Koseworte angeführt hatte, mit denen sie von Doña Clara in letzter Zeit bedacht worden war. Doña Maria vermochte sich dieser Briefseiten nicht mehr genau zu entsinnen, aber sie konnte neue schreiben, ungehemmt und großmütig. Niemand anders hat sie für holperig gehalten. Sie bilden den berühmten LVI. Brief, der als ihr ›Erster Korintherbrief‹ bekannt ist, wegen seiner unsterblichen Stelle über die Liebe: *Von den Tausenden von Menschen, denen wir im Leben begegnen, mein Kind* ... und so weiter. Es war beinahe Morgen, als sie den Brief beendete.

Sie öffnete die Tür zum Balkon und sah empor zu den weiten Rängen der Sterne, die über den Anden funkelten. Nur wenige vernahmen es, aber während aller Stunden der Nacht war der ganze Himmel erklungen vom Gesang dieses leuchtenden Chors. Die Marquesa ergriff eine Kerze und ging ins Nebenzimmer; sie blickte auf die schlafende Pepita und strich ihr das feuchte Haar aus dem Gesicht. »Laß mich nun leben«, flüsterte sie, »laß mich von neuem beginnen!«

Zwei Tage später traten sie den Rückweg nach Lima an, und als sie über die Brücke von San Luis Rey kamen, befiel sie das Geschick, von dem wir wissen.

Dritter Teil

ESTEBAN

Eines Morgens entdeckte man Zwillinge im Findelkorb am Tor des Klosters Santa Maria Rosa de las Rosas. Beinahe noch ehe eine Amme zur Stelle war, hatte man schon Namen für die zwei Knaben gefunden, aber sie erwiesen sich für sie weniger nützlich, als unsre Namen für die meisten von uns, denn niemand gelang es je, die Brüder voneinanderzukennen. Es ließ sich auf keine Weise ermitteln, wer ihre Eltern waren, aber die Klatschmäuler von Lima, als sie gewahrten, wie kerzengerade sich die heranwachsenden Knaben hielten und wie ernst und schweigsam sie waren, erklärten sie für Kastilier und legten sie allen möglichen wappengeschmückten Häusern auf die Schwelle. Der einzige Mensch in der Welt, der so etwas wie Vormundstelle an ihnen vertrat, war die Äbtissin des Klosters. Madre Maria del Pilar war dahin gelangt, alle Männer zu verabscheuen, aber Manuel und Esteban wuchsen ihr ans Herz. Am späten Nachmittag rief sie sie oft in ihre Schreibstube, ließ für sie ein paar Kuchen aus der Küche bringen und erzählte den beiden Geschichten vom Cid und von Judas Makkabäus und von den sechsunddreißig Mißgeschikken Harlekins. Sie gewann die Knaben mit der Zeit so lieb, daß sie sich manchmal dabei ertappte, wie sie ihnen tief in die schwarzen, düster glühenden Augen sah und nach jenen Zügen forschte, die hervortreten würden, sobald die beiden zu Männern herangewachsen wären – ängstlich nach all der Schändlichkeit, all der Seelenlosigkeit spähte, die die Welt, in der sie selbst wirkte, so

häßlich machten. Die zwei Knaben wuchsen im Kloster auf, bis sie das Alter ein wenig überschritten hatten, in welchem ihre Anwesenheit die frommen Schwestern ganz leise zu beunruhigen begann. Von da an hatten sie eine unbestimmte Stellung bei allen Sakristeien der Stadt; sie stutzten alle Klosterhecken, putzten jedes erreichbare Kruzifix blank, wischten einmal des Jahres mit einem feuchten Lappen über die Deckengemälde der meisten Kirchen. Ganz Lima kannte sie. Wenn ein Priester durch die Straßen hastete, um seine kostbare Bürde in das Zimmer eines Schwerkranken zu tragen, konnte man entweder Esteban oder Manuel mit langen Schritten hinter ihm hereilen und das Weihrauchfaß schwingen sehn. Als sie älter wurden, zeigten sie jedoch keine Neigung für das geistliche Leben. Sie wandten sich mit der Zeit dem Beruf des Schreibers zu. Es gab nur wenige Druckerpressen in der Neuen Welt, und die beiden erwarben bald einen auskömmlichen Lebensunterhalt, indem sie Rollen für das Theater abschrieben und Balladen für das Volk und Ankündigungen für die Kaufleute. Vor allem aber waren sie die Kopisten der Chormeister und verfertigten unzählige Stimmen zu den Motetten von Morales und Vittoria.

Weil sie keine Verwandten hatten, weil sie Zwillinge waren und weil Frauen sie auferzogen hatten, waren sie schweigsam. Es war in ihnen eine sonderbare Scham über ihre Ähnlichkeit. Sie mußten in einer Welt leben, in der diese Ähnlichkeit ein Gegenstand unaufhörlicher Erörterungen und Scherze war. Ihnen selbst schien sie nie komisch, und sie ertrugen die ewigen Neckereien mit gleichmütiger Geduld. Seit der Zeit, da sie sprechen lernten, hatten sie sich eine Geheimsprache erfunden, eine Sprache, die in ihrem Wortschatz und sogar in ihrer Grammatik kaum vom Spanischen abhängig war. Sie bedienten sich ihrer nur, wenn sie allein waren, oder manchmal, wenn es nottat, im Flüsterton in Gegenwart andrer. Der Erzbischof von Lima war so etwas wie ein Sprachforscher: er dilettierte in Dialekten; er hatte sogar eine ganz vortreffliche Tabelle des Lautwandels vom Katalonischen zum Spanischen und vom Spanischen zum Indianerspanisch ent-

worfen. Er füllte viele Merkbücher mit seltsamer Wissenschaft an, für einen unterhaltsamen Lebensabend, den er sich daheim in Spanien auf seinem Landgut bei Segovia zu gönnen gedachte. So schnitt er denn, als er eines Tags von der Geheimsprache der Zwillinge erfuhr, einige Kielfedern zurecht und ließ die beiden holen. Sie standen verschüchtert auf dem kostbaren Teppich seiner Studierstube, während er versuchte, aus ihnen ihr ›Brot‹ und ihr ›Buch‹, ihr ›ich sehe‹ und ›ich sah‹ herauszubekommen. Sie wußten nicht, warum ihnen diese Prozedur so gräßlich war; sie bluteten. Langes, entsetztes Schweigen folgte jeder Frage des Erzbischofs, bis endlich der eine oder der andre eine Antwort stammelte. Der Prälat dachte anfänglich, sie empfänden bloß Scheu vor seiner hohen Stellung und der Pracht des Gemachs, allmählich aber ahnte er zu seiner großen Verwunderung das Vorhandensein eines tieferen Widerstrebens und entließ sie mit Bedauern.

Diese Geheimsprache war das Sinnbild des tiefwurzelnden Sicheinfühlens der beiden, denn wie ›Entsagung‹ ein unzulängliches Wort ist, um die seelische Wandlung auszudrücken, die in jener Nacht im Gasthof von Cluxambuqua mit der Marquesa de Montemayor vorging, so genügte das Wort ›Liebe‹ nicht, um das verschwiegene, beinahe verschämte Einssein dieser beiden Brüder zu bezeichnen. Was für eine Beziehung ist es, bei der nur wenige Worte gewechselt werden, und auch die nur über alltägliche Dinge wie Essen, Kleidung und Beschäftigung; bei der zwei Menschen eine seltsame Hemmung verspüren, einander auch nur anzublicken; und bei der ein stillschweigendes Übereinkommen herrscht, sich nicht miteinander in der Stadt zu zeigen, sondern denselben Gang durch verschiedene Straßen zu unternehmen? Und doch bestand dabei ein so furchtbares Bedürfnis des einen nach dem andern, daß es mit ebensolcher Selbstverständlichkeit Wunder bewirkte, mit der die Luft eines schwülen Tages Blitze erzeugt. Die Brüder waren sich dessen kaum bewußt, aber Telepathie war eine ganz gewöhnliche Erscheinung in ihrem Leben, und wenn der eine heimkehrte, spürte es der andre stets, auch wenn der Bruder noch mehrere Straßen entfernt war.

Auf einmal entdeckten sie, daß sie der Schreiberarbeit überdrüssig waren. Sie gingen zur Küste hinunter und fanden Beschäftigung beim Verladen und Löschen der Schiffsfrachten, und sie schämten sich nicht, Seite an Seite mit den Indios zu arbeiten; sie durchzogen als Fuhrleute alle Provinzen; sie verdingten sich für die Obsternte; sie wurden Ruderknechte auf einer Fähre. Und immer waren sie schweigsam. Ihre düsteren Gesichter bekamen bei diesen Beschäftigungen etwas Männliches und Zigeunerhaftes. Ihr Haar war selten geschnitten, und unter seinem dunkeln Gewirr blickten die Augen gleichsam plötzlich aufgestört und ein wenig verdrossen hervor. Die ganze Welt war fern und fremd und feindlich, mit Ausnahme des Bruders.

Endlich aber fiel der erste Schatten auf diese Eintracht, und die Liebe zum Weibe war es, was ihn warf. Sie waren in die Hauptstadt zurückgekehrt und hatten das Rollenausschreiben fürs Theater wieder aufgenommen. Eines Abends gab ihnen der Direktor, der ein schwach besuchtes Haus voraussah, Freikarten. Den beiden gefiel, was sie dort entdeckten, gar nicht. Reden war für sie bloß eine entartete Form des Schweigens; um wieviel überflüssiger waren Verse – eine entartete Form des Redens. Alle diese Anspielungen auf Ehre, Ruhm und die Flammen der Liebe, alle diese Vergleiche mit Blumen und Vögeln, Achilles und den Edelsteinen Ceylons, sie waren bloß ermüdend. Die Brüder besaßen für die Literatur nur den Schimmer eines Verständnisses, wie er für wenige Sekunden in den Augen eines Hundes aufdämmert; doch blieben sie geduldig auf ihren Sitzen und starrten auf die hellen Kerzenlüster und prächtigen Gewänder. In den Zwischenakten schlüpfte die Perichole aus ihrer Rolle, zog zwölf Unterröcke an und tanzte vor dem Vorhang. Esteban hatte noch eine Kopistenarbeit zu beenden und ging zeitig nach Hause, Manuel aber blieb. Die roten Schuhe und Strümpfe der Perichole hatten ihre Wirkung getan.

Beide Brüder waren, wenn sie Manuskripte geholt oder abgeliefert hatten, unzählige Male über die dunkeln Treppen hinter der Bühne gegangen. Dort hatten sie eine reizbare junge Frauens-

person in einem unsauberen Miederleibchen Strümpfe stopfen sehn, während ihr der Regisseur ihre Rolle zum Einlernen vorlas. Sie hatte das Blitzen ihrer verwirrenden Augen sekundenlang auf die beiden Burschen gerichtet, sogleich erheitert durch die Erkenntnis, daß sie Zwillinge waren. Unverzüglich hatte sie sie in ihre Garderobe geschleppt und nebeneinander gestellt. Aufmerksam, belustigt und rücksichtslos hatte sie in jedem Quadratzoll ihrer Gesichter gespäht, bis sie endlich Esteban die Hand auf die Schulter gelegt und ausgerufen hatte: »Dieser ist der Jüngere!« Das war vor mehreren Jahren gewesen und keiner der Brüder hatte je wieder des Vorfalls gedacht.

Hinfort aber schienen alle Wege Manuel am Theater vorbeizuführen. Noch spät in der Nacht lungerte er zwischen den Bäumen unter dem Fenster ihrer Garderobe herum. Es war nicht das erste Mal, daß Manuel von einer Frau gefesselt wurde. Beide Brüder hatten Weiber besessen, und das öfters, besonders während der Jahre unten an der Küste; aber stets ganz einfach, wie eben Romanen. Nun jedoch war es das erste Mal, daß Manuels Wille und Vorstellung so überwältigt wurden. Er hatte dieses Vorrecht einfacher Naturen eingebüßt: die Sonderung von Liebe und Wollust. Wollust war nicht länger etwas so Simples wie Essen und Trinken; sie wurde durch die Liebe etwas sehr Verwickeltes. Jetzt begann dieses tolle Sichverlieren, diese Vernachlässigung von allem außer den dramatischen Gedanken über das geliebte Wesen, dieses fieberische innere Leben, das sich bei ihm einzig um die Perichole drehte, die davon erstaunt und angewidert gewesen wäre, hätte sie es ahnen können. Manuel hatte sich gewiß nicht nach irgendeinem literarischen Vorbild verliebt. Jedenfalls traf auf ihn nicht zu, was die bitterste Zunge Frankreichs bloß fünfzig Jahre zuvor gesagt hatte: daß viele das Verliebtsein nicht kennen würden, wenn sie nie etwas davon gehört hätten. Manuel las wenig. Im Theater (auf dem mehr als anderswo die Legende herrscht, Liebe sei eine Andachtsübung) war er nur ein einziges Mal gewesen, und die peruanischen Tavernenlieder, die er etwa gehört haben mochte, spiegelten, ungleich den

spanischen, sehr wenig von romantischer Verehrung des idealisierten Weibes. Wenn er sich auch immer wieder sagte, daß die Perichole reich sei und schön und ermüdend geistvoll und die Mätresse des Vizekönigs, so vermochte doch keines dieser Attribute, deren jedes sie weniger erreichbar machte, seine seltsame, zärtliche Erregung zu stillen.

So lehnte er im Dunkeln an einem Baum, die Knöchel seiner Hand zwischen den Zähnen, und lauschte dem lauten Pochen seines Herzens.

Das Leben aber, das Esteban führte, war ausgefüllt genug gewesen für ihn. In seiner Vorstellung war kein Raum für eine zweite solche treue Ergebenheit; nicht etwa weil sein Herz weniger groß als das Manuels, sondern weil es von einfacherem Gewebe war. Nun wurde ihm das Geheimnis offenbar, von dessen Entdeckung man nie mehr ganz genesen kann: daß selbst in der vollkommensten Liebe der eine Teil weniger tief liebt, als der andre; die beiden mögen gleich gut, gleich begabt, gleich schön sein, aber nie gibt es zwei, die einander gleich stark lieben. So saß denn Esteban wartend daheim bei einer tropfenden Kerze, die Knöchel seiner Hand zwischen den Zähnen, und fragte sich, warum Manuel so verändert und aller Sinn aus ihrem Leben entschwunden sei.

Eines Abends wurde Manuel auf der Straße von einem kleinen Jungen angehalten, der ihm die Botschaft überbrachte, die Perichole wünsche ihn sogleich zu sprechen. Manuel kehrte um und ging zum Theater zurück. Aufrecht, düster und geschäftsmäßig betrat er die Garderobe der Schauspielerin und blieb wartend stehn. Camila wollte einen Dienst von Manuel, und sie dachte, ein paar einleitende Schmeicheleien wären vonnöten, aber sie hielt kaum im Kämmen einer blonden Perücke inne, die auf dem Tisch vor ihr aufgesteckt war.

»Du schreibst Briefe für die Leute, nicht wahr? Ich möchte, daß du einen Brief für mich schreibst, bitte. Komm doch näher!«

Er trat zwei Schritte vor.

»Ihr besucht mich niemals auch nur einen Augenblick. Keiner

von euch. Das ist nicht spanisch« – was soviel wie ›höflich‹ bedeutete. »Welcher von euch zweien bist du? Manuel oder Esteban?«

»Manuel.«

»Es ist ganz gleich. Ihr seid beide unfreundliche Gesellen. Keiner kommt mich besuchen. Hier sitze ich und muß den ganzen Tag dumme Verse lernen, und niemand kommt mich je besuchen, als ein Schwarm von Hausierern. Wohl weil ich eine Schauspielerin bin, wie?«

Das war nicht sehr verschlagen, aber für Manuel war es unaussprechlich schwierig und verwickelt. Er starrte sie bloß aus dem Schatten seiner langen Haare an und ließ sie aus dem Stegreif weitersprechen.

»Ich wollte dir auftragen, einen Brief für mich zu schreiben, einen streng vertraulichen Brief. Aber ich sehe jetzt, daß du mich nicht leiden magst, und ebensogut wie dich bitten, ihn zu schreiben, könnte man ihn laut in allen Weinschenken vorlesen. Oder was soll dieser Blick bedeuten, Manuel? Bist du mein Freund?«

»Ja, Señora.«

»Geh weg! Schick mir Esteban her! Du sagst nicht einmal ›Ja, Señora‹ so, wie ein Freund es sagen würde.«

Es folgte eine lange Pause. Plötzlich hob sie den Kopf. »Bist du noch immer da, Unfreundlicher?«

»Ja, Señora . . . Ihr könnt mir vertrauen . . . alles für Euch tun . . . Ihr könnt mir vertrauen . . .«

»Wenn ich von dir verlangte, daß du einen Brief für mich schreibst, oder zwei, versprichst du, keinem Menschen je zu sagen, was darin stand, ja nicht einmal, daß du ihn überhaupt geschrieben hast?«

»Ja, Señora.«

»Wobei versprichst du das? – Bei der heiligen Jungfrau Maria?«

»Ja, Señora.«

»Und beim Herzen der heiligen Rosa von Lima?«

»Ja, Señora.«

»Name von einem Namen, Manuel, jeder Mensch würde glauben, du seist so dumm wie ein Ochse! Manuel, ich bin sehr böse auf dich. Du bist nicht dumm. Du siehst nicht dumm aus. Bitte, sag nicht wieder bloß ›Ja, Señora‹. Stell dich doch nicht dumm, oder ich sende nach Esteban. Was ist denn mit dir?«

Da stürzte sich Manuel in die spanische Sprache und rief mit unnötigem Nachdruck: »Ich schwöre bei der Jungfrau Maria und beim Herzen der heiligen Rosa von Lima, daß alles, was mit dem Brief zu tun hat, ein Geheimnis bleiben wird.«

»Auch vor Esteban«, souffilierte die Perichole.

»Auch vor Esteban.«

»Gut, das klingt schon besser.« Sie bedeutete ihm, sich an einen Tisch zu setzen, auf dem Schreibzeug vorbereitet war. Während sie ihm diktierte, schritt sie im Zimmer auf und ab, die Stirn in Falten ziehend und sich in den Hüften wiegend. Sie raffte ihren Schal trotzig um die Schultern und stemmte die Arme in die Seiten . . .

»*Camila Perichole küßt die Hände Seiner Exzellenz und sagt* – Nein, nimm ein frisches Blatt und fang nochmals an! *Señora Micaela Villegas, Künstlerin, küßt die Hände Seiner Exzellenz und sagt: Da sie das Opfer der neidischen und lügnerischen Freunde geworden, die S.E. Güte um Seine Person duldet, kann sie den Argwohn und die Eifersucht S.E. nicht länger ertragen. S.E. ergebene Dienerin hat stets S.E. Freundschaft geschätzt und niemals einen Verstoß dagegen begangen oder auch nur beabsichtigt, aber sie kann nicht länger gegen die Verleumdungen ankämpfen, denen S.E. so bereitwillig Glauben schenkt. Señora Villegas, Künstlerin, genannt die Perichole, stellt daher diejenigen Geschenke S.E., über die sie nicht unwiderruflich verfügt hat, hiermit zurück, da sich S.E. Dienerin an ihnen ohne S.E. Vertrauen nicht mehr zu erfreuen vermag.*«

Camila ging noch mehrere Minuten in Gedanken verloren im Zimmer auf und ab; dann befahl sie plötzlich, ohne ihren Sekretär auch nur anzublicken: »Nimm ein neues Blatt! Schreib! *Bist Du toll geworden? Laß Dir nie wieder einfallen, einen Stier mir*

zu widmen. Das ergab einen schrecklichen Streit. Der Himmel beschütze Dich, mein junger Hengst! Freitag nacht am selben Ort zur selben Zeit. Es mag sein, daß ich mich ein wenig verspäte, denn der Fuchs hält die Augen offen. Das ist alles.«

Manuel erhob sich.

»Du schwörst, daß du keine Fehler gemacht hast?«

»Ja, ich schwör'es.«

»Hier hast du dein Geld.«

Manuel nahm es.

»Ich werde dich noch für einige Briefe brauchen von Zeit zu Zeit. Gewöhnlich schreibt sie mein Onkel Pio für mich. Aber ich will nicht, daß er von diesen weiß. Geh mit Gott!«

»Geht mit Gott!«

Manuel stieg die Treppe hinab und stand lange unter den Bäumen, ohne zu denken, ohne sich zu rühren.

Esteban wußte, daß sein Bruder unausgesetzt die Perichole im Sinn hatte, aber er vermutete nie, daß er mit ihr zusammenkomme. Während der nächsten zwei Monate erschien bisweilen eilig ein kleiner Junge und fragte ihn, ob er Manuel oder Esteban sei, und fügte, sobald er hörte, daß es bloß Esteban war, hinzu, Manuel werde im Theater benötigt. Esteban nahm an, es handle sich um Abschreibearbeit, und war daher ganz unvorbereitet auf den Besuch, den sie eines Nachts in ihrem Zimmer erhielten.

Es war beinahe Mitternacht. Esteban war zu Bett gegangen und starrte unter der Decke hervor auf die Kerze, bei deren Schein sein Bruder noch arbeitete. Es klopfte leise an die Tür; Manuel öffnete und ließ eine tiefverschleierte Dame ein, die erregt und außer Atem war. Sie schlug den Schleier zurück und sagte hastig:

»Schnell! Tinte und Papier! Du bist Manuel, nicht wahr? Du mußt einen Brief für mich schreiben.«

Eine Sekunde lang fiel ihr Blick auf zwei glänzende Augen, die sie von der Bettstatt her anstarrten. »Du mußt . . . ihr müßt entschuldigen«, murmelte sie. »Ich weiß, es ist spät. Aber der Brief ist dringend. Ich mußte herkommen.« Dann wandte sie sich an Manuel und flüsterte ihm ins Ohr: »Schreib dies – *Ich, die*

Perichole, bin es nicht gewohnt, bei einem Rendezvous zu warten. Hast du das? *Du bist bloß ein Cholo, und es gibt bessere Matadore, als Du einer bist, sogar hier in Lima. Ich bin eine halbe Kastilierin, und es gibt in der ganzen Welt keine bessere Schauspielerin. Du sollst keine Gelegenheit mehr haben, mich warten zu lassen, Cholo, und ich werde zuletzt lachen* – hast du das? – *denn nicht einmal eine Schauspielerin altert so rasch wie ein Stierkämpfer.*«

Für Esteban in seinem dunkeln Winkel war das Bild Camilas, wie sie sich über seines Bruders Schulter beugte und ihm ins Ohr flüsterte, Beweis genug, daß eine neue Art von Einverständnis, wie er sie nie kennen würde, zwischen den beiden entstanden sei. Es war ihm, als schwände er dahin in den Weltraum, unendlich klein und unendlich überflüssig. Er warf noch einen Blick auf dieses Bild der Liebe, auf dieses ganze Paradies, aus dem er ausgeschlossen war, und kehrte sein Gesicht zur Wand.

Camila griff nach dem Brief, kaum daß er geschrieben war, schob ein Geldstück über den Tisch und verließ das Zimmer in einem Wirbel schwarzer Spitzen und roter Halsketten und erregten Geflüsters. Manuel kam von der Haustür zurück, die Kerze in der Hand. Er setzte sich, die Ellbogen auf den Knien, den Kopf zwischen den Händen. Er betete sie an; er flüsterte es immer wieder vor sich hin, daß er sie anbete, und er machte aus den Lauten eine Art von Beschwörung und eine Schutzwehr gegen seine Gedanken.

Er verbannte alles bis auf diesen Singsang aus seinem Geist, und die eintönige Leere ließ ihn der Gemütsstimmung Estebans gewahr werden. Er vermeinte aus der dunkeln Ecke eine Stimme zu vernehmen, die sagte: »Geh, folg ihr, Manuel! Bleib nicht hier! Du wirst glücklich sein. Es ist Raum für uns alle in der Welt.« Dann wurde die Vorstellung noch lebhafter, und er sah im Geist Esteban weit fort gehn und im Gehn viele Male Abschied winken. Ein Schrecken erfaßte ihn und ließ ihn erkennen, daß jede andere Zuneigung auf der Welt ein bloßer Schatten war, ein Fieberwahn – sogar Madre Maria del Pilar, sogar die Perichole. Er

konnte nicht begreifen, warum Estebans Elend sich ihm darstellte, als verlangte es, daß er zwischen seinem Bruder und der Perichole wähle; aber er begriff, daß Esteban elend war. Und sogleich opferte er ihm alles, sofern man sagen kann, daß wir je etwas andres opfern als das, wovon wir wissen, wir können es nie erlangen, oder von dem uns eine geheime Weisheit sagt, sein Besitz würde uns unangenehm werden und uns traurig stimmen.

Gewiß, da war nichts, was Esteban Grund zu klagen geben konnte. Es war nicht Eifersucht, denn bei früheren Liebeshändeln war ihrer keinem der Gedanke gekommen, ihre Ergebenheit für einander sei gemindert worden. Es war bloß dies, daß im Herzen des einen noch Raum war für eine sorgfältig genährte, phantasievolle Zuneigung, und im Herzen des andern nicht. Manuel vermochte das nicht ganz zu begreifen, und wie wir sehen werden, hegte er ein undeutliches Gefühl ungerecht beschuldigt worden zu sein. Aber er begriff, daß Esteban litt. In seiner Bestürzung tastete er nach einem Mittel, den Bruder, der in die Ferne zu entschwinden schien, zurückzuhalten. Und sogleich, mit einem einzigen Griff, riß er sich, ohne zu zögern, die Perichole aus dem Herzen.

Er blies die Kerze aus und legte sich in sein Bett. Ein Zittern befiel ihn. Laut, mit übertriebenem Gleichmut warf er hin: »Na, das war der letzte Brief, den ich für dieses Weibsstück geschrieben habe. Sie mag zusehn, wo sie einen andern Kuppler findet. Wenn sie je wieder hierherkommt oder nach mir schickt – ich bin nicht zu Haus. Sag ihr das! Mach es ihr deutlich! Dies war das letzte Mal, daß ich mit ihr zu tun hatte.« Und er begann, laut sein Abendgebet herzusagen. Aber er war noch kaum bis *a sagitta volante in die* gekommen, als er gewahr wurde, daß Esteban aufgestanden war und die Kerze anzündete.

»Was ist los?« fragte er.

»... noch ausgehn ... spazieren«, antwortete Esteban düster und zog seinen Hosenriemen fest. Einen Augenblick später brach er in angenommenem Zorn los: »Mir zuliebe brauchst du nicht zu sagen ... was du eben gesagt hast. Mir ist's gleich, ob du

ihre Briefe schreibst oder nicht. Meinetwegen brauchst du's nicht zu ändern. Ich hab' nichts damit zu schaffen.«

»Leg dich schlafen, du Narr! Gott, bist du ein Narr, Esteban! Was bringt dich auf den Gedanken, ich hab' das dir zuliebe gesagt? Glaubst du mir etwa nicht, daß ich es auch meine – daß ich fertig bin mit ihr? Glaubst du etwa, ich habe Lust, noch mehr von ihren unsauberen Briefen zu schreiben und mich dafür auf diese Art bezahlen zu lassen?«

»Ist schon recht. Du liebst sie. Du brauchst's meinetwegen nicht zu ändern.

»Ich . . . sie? . . . Lieben? Du bist verrückt, Esteban. Wie könnte ich sie lieben? Was für Aussichten hätte ich? Meinst du, sie würde mir diese Briefe zu schreiben geben, wenn da irgendeine Aussicht wäre? Meinst du, sie würde mir ein Geldstück übern Tisch zuschieben . . . jedesmal . . . Du bist verrückt, Esteban, weiter nichts.«

Ein langes Schweigen folgte. Esteban ging noch immer nicht zu Bett. Er saß bei der Kerze, mitten im Zimmer, und tappte mit der Hand auf die Tischkante.

»Geh schlafen, du Narr!« schrie Manuel und richtete sich unter der Bettdecke auf den einen Ellbogen auf. Er sprach in der Geheimsprache, und das neue Weh in seinem Herzen gab seiner gespielten Wut einen stärkeren Klang von Wahrheit. »Mit mir ist alles in Ordnung.«

»Nein, ich will nicht. Ich geh' noch aus«, erwiderte Esteban und griff nach seinem Mantel.

»Du kannst jetzt nicht spazierengehn. Es ist zwei Uhr in der Nacht, und es regnet. Du kannst nicht ausgehn und stundenlang so herumlaufen. Sieh her, Esteban, ich schwöre dir, es ist nichts mehr an dem Ganzen. Ich liebe sie nicht. Ich hab's bloß eine Zeitlang getan.«

Aber Esteban stand schon in dem dunkeln Viereck der offenen Tür. Mit der unnatürlichen Stimme, mit der wir die schwerstwiegenden Erklärungen in unserm Leben abgeben, murmelte er: »Ich bin dir im Weg«, und wandte sich zum Gehn.

Manuel sprang aus dem Bett. Sein Kopf schien von einem lauten Dröhnen erfüllt zu sein, von dem Ruf einer Stimme, daß Esteban für immer fortgehe, ihn allein lasse auf ewig. »Um Gottes willen, Esteban, komm zurück! Komm sogleich zurück!«

Esteban kam zurück und ging zu Bett, und viele Wochen lang wurde der Sache keine Erwähnung mehr getan. Gleich am nächsten Abend hatte Manuel Gelegenheit, seinen Standpunkt klarzumachen. Ein Bote von der Perichole war gekommen, und es war ihm barsch befohlen worden, der Schauspielerin zu sagen, daß Manuel keine Briefe mehr für sie schreiben werde.

Eines Abends riß sich Manuel an einem Stück alten Eisens das Knie wund.

Keiner der beiden Brüder war je auch nur einen Tag in seinem Leben krank gewesen, und nun sah Manuel ganz entsetzt, wie sein Bein anschwoll, und fühlte die Wogen des Schmerzes in seinem Körper steigen und verebben und wieder steigen. Esteban saß bei ihm, starrte in sein Gesicht und versuchte sich vorzustellen, was große Schmerzen seien. Endlich, um Mitternacht, erinnerte sich Manuel, daß das Schild eines Barbiers in der Stadt den Eigentümer als erfahrenen Wundarzt bezeichnete. Esteban lief durch die Gassen, ihn zu holen. Er hämmerte an die Tür. Alsbald beugte sich eine Frau aus dem Fenster und rief ihm zu, ihr Mann werde am Morgen zurück sein. Während der angstvollen Stunden, die nun folgten, sagten die Brüder einander, es werde alles gut werden, sobald sich der Arzt das Bein angesehen habe. Er werde sicherlich etwas dafür wissen, und Manuel werde nach zwei, drei Tagen wieder seine Gänge in der Stadt machen können, vielleicht schon am nächsten Tag, vielleicht in weniger als einem Tag.

Der Barbier kam und verordnete verschiedene Mixturen und Salben. Esteban wurde angewiesen, dem Bruder jede Stunde kalte Umschläge auf das Bein zu legen. Der Barbier ging, und die Brüder warteten darauf, daß der Schmerz aufhöre. Aber während sie einander ins Gesicht starrten und auf das Wunder der Wissen-

schaft warteten, wurde der Schmerz immer ärger. Stunde für Stunde trat Esteban mit dem nassen Tuch an das Bett, und beide merkten, daß der Augenblick des Auflegens der allerärgste war. Mit aller Tapferkeit der Welt konnte Manuel sich nicht zurückhalten, aufzuschreien und sich im Bett hin und her zu werfen. Die Nacht kam, und Esteban wartete verbissen und tat sein Werk. Neun Uhr, zehn, elf. Wenn Esteban sich jetzt näherte, um das Tuch aufzulegen (die Stunde schlug stets so melodisch von all den vielen Türmen), flehte Manuel ihn an, es zu unterlassen. Er nahm seine Zuflucht zu einer Täuschung und erklärte, er fühle kaum noch Schmerz. Aber Esteban, dem das Herz so zum Zerspringen voll war von Weh, daß er die Lippen aufeinanderpressen mußte, schlug schnell die Decke zurück und band mit grimmiger Strenge das Tuch fest. Manuel verfiel allmählich in Fieberwahn, und unter den Schmerzen der Behandlung brachen alle Gedanken, denen er bei klarem Geist nicht Raum gegeben hatte, ins Ungeheuerliche vergrößert aus seinem Mund hervor.

Endlich, um zwei Uhr, außer sich vor Wut und Schmerz, warf er sich halb aus dem Bett, bis sein Kopf auf den Fußboden aufschlug, und schrie: »Gott verdamm deine Seele zur heißesten Hölle, die's gibt! Tausend Teufel sollen dich martern, Esteban. Gott verdamm deine Seele, hörst du!« Nach Luft ringend, mit offenem Mund und starren Blicks trat Esteban auf den Gang hinaus. Noch immer hörte er drinnen: »Ja, Esteban, möge Gott deine viehische Seele verdammen auf ewig, hörst du? Dafür, daß du dich eingedrängt hast zwischen mich und, was mir gehört von Rechts wegen. Mein war sie, hörst du? Wer hat dir das Recht gegeben . . .« Und Manuel verlor sich in eine langatmige Beschreibung der Perichole.

Diese Ausbrüche wiederholten sich jede Stunde. Es währte stets einige Zeit, bis Esteban zu begreifen vermochte, daß sein Bruder in solchen Augenblicken nicht bei Sinnen war. Nach einigen Minuten des Entsetzens, an dem der Umstand, daß er ein gläubiger Christ war, etlichen Anteil hatte, kehrte er in das Zimmer zurück und versah gesenkten Kopfs seine Pflichten weiter.

Gegen Morgen wurde sein Bruder ruhiger. (Für welches menschliche Leid scheint die Morgendämmerung nicht Erleichterung zu bringen!) Es war in einer dieser Pausen, da sagte Manuel ganz ruhig:

»Bei Gott, mir ist besser, Esteban! Diese Umschläge müssen doch etwas nützen. Du wirst sehn, morgen werd' ich schon wieder auf sein und umhergehn. Du hast ja seit Tagen nicht geschlafen. Aber du wirst sehn, Esteban, ich werde dir keine Mühe mehr schaffen.«

»Es ist keine Mühe, du Narr.«

»Du darfst es nicht ernst nehmen, Esteban, wenn ich dich zu hindern versuche, mir die Umschläge zu machen.«

Lange Pause. Endlich bringt Esteban kaum hörbar hervor:

»Ich glaube . . . glaubst du nicht, es wär' eine gute Idee, wenn ich die Perichole herholen ließe? Ich meine, sie könnte just für ein paar Minuten kommen und mit dir sprechen, mein' ich . . .«

»Die? Du denkst noch immer an sie? Ich möcht' sie nicht hier haben, nicht um alles in der Welt. Nein!«

Aber Esteban gibt sich nicht gleich zufrieden. Er zerrt noch ein paar Sätze aus seinem Innersten hervor.

»Nicht wahr, Manuel, du hast noch immer das Gefühl, daß ich mich zwischen dich und die Perichole gedrängt habe? Aber du erinnerst dich doch, daß ich dir sagte, von mir aus sei alles in Ordnung? Ich schwöre dir, ich hätte mich bloß gefreut, auch wenn du mit ihr weggezogen wärst oder was weiß ich . . .«

»Wozu kramst du das alles wieder aus, Esteban? Ich sage dir doch, so wahr Gott lebt, ich denke nicht mehr daran. Sie ist mir nichts. Wann wirst du das Ganze endlich vergessen, Esteban? Ich sag' dir doch, ich bin froh, so wie es ist. Siehst du, ich muß wieder zornig werden, wenn du immer darauf zurückkommst.«

»Ich würd' ja nicht davon sprechen, Manuel, aber wenn du zornig wirst wegen der Umschläge . . . da . . . da wirst du auch deswegen zornig mit mir. Und du sprichst davon, und dann —«

»Siehst du, da weiß ich nicht, was ich rede. Mein verdammtes Bein tut dann so weh, verstehst du —«

»Dann verwünschst du mich also nicht in die Hölle, weil ich ... weil es so aussieht, als hätt' ich mich zwischen dich und die Perichole gedrängt?«

»Dich? In die Hölle ...? Was fällt dir ein? Du bist verrückt, Esteban! Du bildest dir Dinge ein. Du hast Wahnvorstellungen. Du hast seit Tagen nicht geschlafen, Esteban. Ich bin dir zur Last gefallen, und du machst dich meinetwegen krank. Aber du wirst sehn, ich werde dir nicht mehr viel Mühe schaffen. Wie könnt' ich dich in die Hölle verwünschen, Esteban, wo du doch alles bist, was ich habe? Verstehst du denn nicht, daß ich einfach den Verstand verliere, wenn die Umschläge wieder anfangen? Weißt du was? Denk nicht mehr daran! Es wird schon wieder Zeit. Ich werde kein Wort sagen diesmal.«

»Nein, Manuel, dies eine Mal wollen wir übergehn. Es wird dir nicht schaden. Grade nur dieses eine Mal wollen wir auslassen.«

»Ich muß aber gesund werden, Esteban. Ich muß bald wieder auf sein, weißt du. Mach mir den Umschlag. Aber wart einen Augenblick – gib mir das Kruzifix! Ich schwöre beim Leibe Christi, wenn ich etwas gegen dich sage, Esteban, meine ich es nicht so, und es sind bloß närrische Worte, wie man sie im Traum spricht, wegen der Schmerzen in meinem Bein. Lieber Gott, mach mich bald gesund! Amen. Stell es wieder weg! So. Jetzt bin ich bereit.«

»Sieh her, Manuel, es wird gewiß nichts schaden, wenn ich's diesmal sein lasse. Es wird dir gut tun, einmal nicht –«

»Nein, ich muß wieder gesund werden. Der Barbier hat gesagt, der Umschlag muß gemacht werden. Ich werd' kein Wort reden.«

Und es fängt alles wieder von neuem an.

In der folgenden Nacht begann eine Dirne im Zimmer zur Rechten an die Wand zu klopfen, empört über solches Fluchen. Ein Priester im Zimmer zur Linken trat hinaus auf den Gang und schlug mit der Faust an die Tür. Das ganze Stockwerk rottete sich erbittert vor der Tür zusammen. Der Hauswirt kam die

Treppe herauf und versprach seinen Mietern mit lauter Stimme, er werde die Brüder, kaum daß es Tag wäre, auf die Straße setzen. Esteban, die Kerze in der Hand, kam heraus und ließ die Leute ihre Wut an ihm austoben, solange sie wollten; aber von nun an preßte er, während der Augenblicke der ärgsten Qual, jedesmal seine Hand so fest er konnte auf des Bruders Mund. Das steigerte Manuels Wut gegen ihn so sehr, daß er die ganze Nacht hindurch Flüche lallte.

In der dritten Nacht sandte Esteban nach einem Geistlichen, und inmitten der ungeheuerlichen Schatten empfing Manuel das Sakrament und starb.

Von da an mied Esteban das Haus. Er blieb stundenlang weg, aber plötzlich war er wieder zurück und trieb sich in den nächsten Straßen umher und starrte die Vorübergehenden an. Der Hauswirt, der sah, daß alles Zureden keinen Eindruck auf Esteban machte, erinnerte sich, daß die beiden Burschen im Kloster Santa Maria de las Rosas aufgezogen worden waren und sandte nach der Äbtissin. Auf ihre schlichte, tüchtige Art ordnete sie alles an, was zu geschehn hatte. Zuletzt ging sie hinunter an die Straßenecke, um mit Esteban zu sprechen. Eine Mischung von Sehnsucht und Mißtrauen im Blick, sah er sie näherkommen. Aber als sie vor ihm stand, wandte er die Augen ab.

»Ich brauche deine Hilfe. Willst du nicht hineingehen und deinen Bruder sehn? Willst du nicht kommen und mir helfen?«

»Nein.«

»Du willst mir nicht helfen!« Lange Pause. Plötzlich, während sie so in völliger Ratlosigkeit dastand, durchzuckte sie die Erinnerung an einen Vorfall vor vielen Jahren. Die Zwillinge, damals ungefähr fünfzehn Jahre alt, saßen ihr zu Füßen, und sie erzählte ihnen die Geschichte der Kreuzigung. Die großen dunkeln Augen der Knaben hingen an ihren Lippen. Auf einmal hatte Manuel laut ausgerufen: »Wären Esteban und ich dabei gewesen, wir hätten es verhindert.«

»Wenn du mir also nicht helfen willst, so sag mir, welcher von euch du bist.«

»Manuel«, sagte Esteban.

»Willst du nicht kommen, Manuel, und wenigstens ein Weilchen dort oben mit mir sitzen?«

Nach einer langen Pause: »Nein.«

»Aber Manuel, mein lieber Manuel, erinnerst du dich nicht, wie ihr als Kinder so vielerlei für mich getan habt? Ihr wart stets bereit, für mich einen Botengang zu tun bis ans andre Ende der Stadt. Und wenn ich krank war, habt ihr der Schwester Köchin zugesetzt, bis ihr mir meine Suppe bringen durftet.« (Eine andre Frau hätte gesagt: »Erinnerst du dich nicht, wieviel ich für euch getan habe?«)

»Ja.«

»Auch ich, Manuel, auch ich habe viel verloren ... einst ... Aber wir wissen, daß Gott sie alle zu sich genommen hat ...« Doch es half nichts. Esteban wandte sich unentschlossen um und ging davon. Nach etwa zwanzig Schritten blieb er stehn und starrte in eine Seitengasse, wie ein Hund, der weglaufen will, aber seinen Herrn, der ihn zurückruft, nicht kränken möchte.

Es war nichts mit ihm anzufangen. Als die schauerliche Prozession von schwarzen Kapuzen und Masken die Stadt durchschritt – mit den Kerzen im hellen Tageslicht, der Schaustellung aufgehäufter Totenschädel, den grauenerregenden Gesängen – folgte ihr Esteban in einer Parallelstraße und warf aus der Ferne verstohlene Blicke auf sie wie ein Wilder.

Ganz Lima nahm Anteil an dieser Trennung der Brüder. Hausfrauen besprachen sie mitleidig im Flüsterton, während sie ihre Teppiche auf den Balkonen entrollten. In den Weinschenken schüttelten die Männer die Köpfe, wenn die Rede darauf kam, und rauchten eine Weile schweigend. Reisende aus dem Innern des Landes erzählten, daß sie Esteban mit Augen wie Kohlen ein ausgetrocknetes Flußbett entlang taumeln oder ihn in den großen Ruinenstätten des alten Volkes herumirren gesehn hatten. Ein Lamahirt war an ihn herangekommen, wie er auf einer Bergkuppe stand, halb schlafend oder benommen und triefend vom Tau da unter den Sternen. Ein paar Fischer überraschten ihn, als

er weit hinaus ins Meer geschwommen war. Bisweilen fand er Arbeit, war Schafhirt oder Fuhrmann, aber nach einigen Monaten verschwand er stets und schweifte von einer Provinz zur andern. Immer wieder aber kehrte er nach Lima zurück. Eines Tags erschien er in der Tür zur Garderobe der Perichole; er setzte zum Reden an, starrte ihr ernst ins Gesicht und war plötzlich wieder weg. Einmal kam eine Klosterschwester zu Madre Maria del Pilar gelaufen und berichtete, daß sich Esteban (den die Welt Manuel nannte) vor dem Kloster herumtreibe. Die Äbtissin eilte ans Tor. Seit Monaten hatte sie sich gefragt, mit welcher List man den halb irren Burschen bewegen könnte, wieder bei ihnen zu bleiben. Sie nahm ein möglichst ernstes und ruhiges Gehaben an, und als sie unter dem Tor erschien, murmelte sie: »Mein Freund!« und sah ihm ins Gesicht. Er starrte sie an, mit demselben sehnsuchtsvollen und mißtrauischen Blick, den sie damals an ihm bemerkt hatte, und stand zitternd da. Abermals flüsterte sie: »Mein Freund!« und tat einen Schritt vorwärts. Doch Esteban wandte sich ab, begann zu laufen und verschwand. Madre Maria del Pilar hastete stolpernd zurück und an ihr Betpult, und dort fiel sie in die Knie und rief zornig aus: »Ich habe um Weisheit gebetet, und Du hast mir keine gegeben. Es hat Dir nicht gefallen, mir die geringste Gnade zu erweisen. Ich bin bloß ein Scheuerweib . . .« Aber während der Bußzeit, die sie sich für diese Vermessenheit auferlegte, kam ihr der Gedanke, nach dem Kapitän Alvarado zu senden. Drei Wochen später hatte sie eine Unterredung von zehn Minuten mit ihm. Und am nächsten Tag brach er nach Cuzco auf, wo, wie es hieß, Esteban als Kopist für die Universität arbeitete.

Es weilte nämlich zu jener Zeit diese seltsame, edle Gestalt in Peru: der Kapitän Alvarado, der große Reisende. Er war gebräunt und gegerbt von allen Wettern. Auf dem großen Platz stand er mit gespreizten Beinen, als wären sie auf das Verdeck eines Schiffs gepflanzt. Seine Augen waren sonderbar: gleichsam kurzer Entfernungen ungewohnt und zu sehr darauf eingestellt, das Auftauchen eines Sternbilds zwischen einer Wolke und der nächsten zu erhaschen oder durch den Regen hindurch die Umrisse

eines Vorgebirgs zu erkennen. Seine Schweigsamkeit wäre für die meisten von uns durch seine langen Fahrten genügend erklärt, aber die Marquesa de Montemayor wußte einen andern Grund. *Kapitän Alvarado wird Dir diesen Brief persönlich überbringen,* schrieb sie ihrer Tochter. *Führe ihn bei einigen Euerer Geographen ein, meine Liebe, ob es sie gleich ein wenig verlegen machen mag, denn er ist ein Diamant an Aufrichtigkeit. Sie werden nie wieder jemand sehen, der so weit gereist ist. Gestern abend beschrieb er mir einige seiner Fahrten. Stelle Dir vor, daß er sein Schiff durch ein Meer von Tang steuerte und dabei eine Wolke von Fischen aufscheuchte wie Grashüpfer im Juni; oder daß er zwischen zwei Inseln von Eis hindurchsegelte. Oh, er ist in China gewesen und ist die Flüsse Afrikas hinaufgefahren. Aber er ist kein bloßer Abenteurer und scheint keinen Stolz darein zu setzen, neue Länder zu entdecken; und er ist auch kein bloßer Kaufmann. Eines Tages fragte ich ihn auf den Kopf zu, warum er so lebe, aber er wich meiner Frage aus. Von meiner Waschfrau erfuhr ich, was, wie ich glaube, der Grund seines unsteten Umherreisens ist: Mein Kind, er hatte ein Kind; meine Tochter, er hatte eine Tochter. Sie war gerade alt genug, um ein Feiertagsmahl zu kochen und ein wenig für ihn zu nähen. Damals segelte er bloß zwischen Mexiko und Peru, und hunderte Male winkte sie ihm Lebewohl und Willkommen. Wir haben keine Möglichkeit, zu wissen, ob sie schöner und geistvoller war als die Tausende anderer Mädchen, die rings um ihn lebten – aber sie war sein. Ich vermute, es wird Dir unwürdig scheinen, daß solch ein Eichbaum von einem Mann in der Welt umherwandern sollte wie ein Blinder in einem leeren Haus, bloß weil ein kleines Balg daraus hinweggenommen ward. Nein, das kannst Du nicht begreifen, mein Angebetetes, aber ich, ich begreife es und erbleiche. Gestern abend saß er bei mir und sprach von ihr. Er stützte die Wange in die Hand, und ins Feuer blickend sagte er: ›Manchmal will es mir scheinen, sie sei fern von mir auf einer Reise und ich werde sie wiedersehen. Es scheint mir, sie sei in England.‹ Du wirst mich auslachen, aber ich glaube, er umwan-*

dert die Hemisphären, um die Zeit auszufüllen zwischen heute und seinem Lebensende.

Die Zwillingsbrüder hatten stets große Achtung für Kapitän Alvarado gehegt. Eine kurze Zeit hatten sie für ihn gearbeitet, und die Schweigsamkeit dieser drei hatte einen kleinen sinnvollen Kern gebildet in einer Welt von Prahlerei und Selbstentschuldigung und Schönrednertum. Und so rückte zwar, als der große Reisende die dunkle Garküche betrat, wo der Bursche soeben seine Mahlzeit verzehrte, Esteban weiter in den Schatten, aber von ferne freute er sich doch. Ehe er selbst aufgegessen hatte, verriet der Kapitän durch kein Zeichen, daß er ihn erkannte, nicht einmal, daß er ihn sah. Esteban war schon längst mit dem Essen fertig, aber da er nicht angesprochen werden wollte, wartete er, bis der Kapitän das Gewölbe verlassen hätte. Endlich trat der Kapitän auf ihn zu und sagte:

»Du bist Esteban oder Manuel, nicht wahr? Ihr habt mir einmal beim Löschen der Ladung geholfen. Ich bin der Kapitän Alvarado.«

»Ja«, sagte Esteban.

»Wie geht es euch?«

Esteban murmelte etwas.

»Ich suche ein paar kräftige Burschen, die mich auf meiner nächsten Fahrt begleiten wollen.« Pause. »Willst du mitkommen?« Längere Pause. »Holland. Und Rußland. Harte Arbeit. Guter Lohn . . . Weit weg von Peru . . . Nun?«

Esteban hatte offensichtlich nicht zugehört. Er saß da und hielt den Blick auf die Tischplatte geheftet.

Endlich erhob der Kapitän seine Stimme, als spräche er zu einem Schwerhörigen: »Ich frage: Willst du mitkommen auf meine nächste Reise?«

»Ja, ich will mit Euch kommen«, antwortete Esteban plötzlich.

»Gut. Sehr gut. Deinen Bruder will ich natürlich auch mithaben.«

»Nein.«

»He, was heißt das? Wird er nicht auch kommen wollen?«

Esteban murmelte etwas und blickte weg. Dann erhob er sich halb und sagte: »Ich muß jetzt gehn. Ich hab' etwas mit jemand zu besprechen.«

»Laß mich selbst mit deinem Bruder reden! Wo ist er?«

». . . tot«, sagte Esteban.

»Oh, das hab' ich nicht gewußt. Wirklich nicht. Das tut mir leid.«

»Ja«, sagte Esteban. »Ich muß gehn.«

»Hm . . . Welcher von euch bist du? Wie ist dein Name?«

»Esteban.«

»Wann ist Manuel gestorben?«

»Oh, erst vor . . . erst vor ein paar Wochen. Er hat sich das Knie an etwas wundgerissen und . . . und . . . vor ein paar Wochen.«

Beide hielten sie die Augen zu Boden gesenkt.

»Wie alt bist du, Esteban?«

»Zweiundzwanzig.«

»Gut. Also das ist abgemacht. Du kommst mit mir.«

»Ja.«

»Du wirst vielleicht die Kälte nicht gewohnt sein?«

»O ja, ich bin sie gewohnt. – Aber ich muß jetzt gehn. Ich muß in die Stadt und jemand wegen etwas aufsuchen.«

»Schön, Esteban. Komm hierher zurück zum Abendessen, und dann wollen wir über die Reise reden. Komm hierher zurück und trink ein wenig Wein mit mir. Willst du?«

»Ja.«

»Geh mit Gott!«

»Geht mit Gott!«

Sie aßen miteinander zu Nacht, und es wurde zwischen ihnen vereinbart, daß sie am nächsten Morgen nach Lima aufbrechen wollten. Der Kapitän machte ihn sehr betrunken. Anfangs schenkte er ihm wortlos ein, und sie tranken, und er schenkte ihm wieder ein, und sie tranken wieder, ohne ein Wort. Dann begann der Kapitän zu sprechen: von Schiffen und davon, wie sie Kurs halten. Er stellte Esteban Fragen über das Takelzeug und über

die Leitsterne. Danach begann Esteban von andern Dingen zu reden, sehr laut zu reden.

»Auf dem Schiff müßt Ihr mir allezeit etwas zu arbeiten geben. Ich will alles tun, was immer es ist. Ich will hoch hinaufklettern und die Taue festmachen; und ich will Wache halten die ganze Nacht; weil ... wißt Ihr, weil ich ohnehin nicht schlafen kann. Und auf dem Schiff, Kapitän Alvarado, auf dem Schiff müßt Ihr so tun, als kenntet Ihr mich nicht. Tut so, als würdet Ihr mich geradezu hassen; so sehr, daß Ihr mir immer etwas zu arbeiten gebt. Ich kann nicht mehr stillsitzen an einem Tisch und schreiben. – Und sagt den andern Burschen nichts über mich ... das heißt, über ...«

»Man hat mir erzählt, du bist in ein brennendes Haus hinein, Esteban, und hast jemand herausgeholt?«

»Ja, ich hab' mich nicht verbrannt dabei oder sonst etwas ... Wißt Ihr«, rief er, über den Tisch vorgeneigt, »man darf sich nicht töten! Ihr wißt, daß man das nicht darf? Jedermann weiß das. Aber sich in ein brennendes Haus hineinzustürzen, um jemand zu retten, das heißt doch nicht sich töten? Und wenn einer ein Matador würde, und der Stier erwischte ihn, das hieße auch nicht sich töten. Man darf nur nicht absichtlich dem Stier im Wege stehnbleiben. Habt Ihr bemerkt, daß Tiere sich nie umbringen, auch wenn sie sicher wissen, daß sie unterliegen müssen? Sie springen nicht in einen Fluß oder tun etwas dergleichen, auch wenn sie gewiß sind, daß es keinen Ausweg mehr für sie gibt. Manche Leute behaupten, daß Pferde in einen brennenden Holzstoß hineinrennen. Ist das wahr?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Ich auch nicht. Wir hatten einmal einen Hund ... Aber daran sollte ich jetzt lieber nicht denken. – Kapitän Alvarado, kennt Ihr Madre Maria del Pilar?«

»Ja.«

»Ich will ihr ein Geschenk geben, bevor ich abreise. Kapitän Alvarado, ich möchte, daß Ihr mir meinen ganzen Lohn auszahlt, ehe wir in See gehn. Ich werde nirgends Geld brauchen – und ich

will jetzt ein Geschenk für sie kaufen. Es ist nicht ein Geschenk von mir allein ... Sie war ... sie war auch ...« Hier hätte Esteban gern seines Bruders Namen genannt, vermochte es aber nicht. Statt dessen fuhr er mit leiserer Stimme fort: »Sie hat ... sie hat einmal einen schweren Verlust erlitten. Vor langer Zeit. So hat sie gesagt. Ich weiß nicht, wer es war, und ich will ihr ein Geschenk geben. Frauen können so etwas nicht so tragen wie wir Männer.«

Der Kapitän versprach ihm, sie würden am nächsten Morgen etwas auswählen gehn. Esteban redete sehr lange davon. Endlich sah der Kapitän ihn unter den Tisch gleiten und erhob sich und trat auf den Platz vor dem Wirtshaus hinaus. Er blickte zu den Gipfeln der Anden auf und empor zu den Sternen, die sich ewiglich über den Himmel drängen. Und dort, mitten in der Luft, hing auch dies Geisterwölkchen und lächelte ihm zu, dies Geisterwölkchen mit der silberhellen Stimme, die zum tausendstenmal sagte: »Bleib nicht zu lange fort! Aber wenn du wiederkommst, werde ich schon ein großes Mädchen sein.«

Dann ging er ins Haus zurück und trug Esteban hinauf in sein Zimmer und saß neben dem Bett und blickte ihn lange an.

Am nächsten Morgen wartete er schon am Fuß der Treppe, als Esteban erschien.

»Sobald du fertig bist, brechen wir auf«, rief ihm der Kapitän zu.

Das seltsame Flackern war wieder in den Augen des Burschen. »Nein«, stieß er hervor, »ich komme nicht mit. Ich komme doch nicht mit.«

»Aië! Esteban! Du hast mir aber versprochen, daß du mitkommst.«

»Es ist unmöglich. Ich kann nicht.« Und er wandte sich und stieg die Treppe wieder hinauf.

»Komm her! Einen Augenblick, Esteban. Nur einen Augenblick.«

»Ich kann nicht mit Euch mit. Ich kann nicht weg von Peru.«

»Ich muß dir etwas sagen.«

Esteban kam herunter zu ihm.

»Was ist's mit dem Geschenk für Madre del Pilar?« fragte der Kapitän mit gedämpfter Stimme. Esteban blieb stehn und blickte nach den Bergen. »Du wirst sie doch nicht um das Geschenk bringen wollen? Es bedeutet vielleicht sehr viel für sie, weißt du . . .«

»Also gut«, murmelte Esteban, als hätte ihm das starken Eindruck gemacht.

»Ja, und außerdem ist's auf dem Meer besser als in Peru. Du kennst Lima und Cuzco und die Straße. Es gibt für dich nichts mehr kennenzulernen an alledem. Und auf dem Schiff wirst du jede Minute was zu tun haben. Ich werde schon dafür sorgen. Geh und richte deine Sachen zurecht, und dann wollen wir aufbrechen.«

Esteban versuchte eine Entscheidung zu treffen. Es war stets Manuel gewesen, der Entscheidungen getroffen hatte, und selbst Manuel hatte nie eine so schwere treffen müssen. Esteban stieg langsam die Treppe hinauf. Der Kapitän wartete unten und wartete so lange, daß er plötzlich die halbe Treppe hinaufeilte und lauschte. Stille; dann eine Reihe von Geräuschen, die seine Vorstellungsgabe sogleich zu deuten vermochte. Esteban hatte den Gips rings um einen Deckenbalken abgekratzt und war dabei, einen Strick zu befestigen. Der Kapitän stand zitternd auf der Treppe. »Vielleicht ist's am besten so«, sagte er sich. »Vielleicht sollte ich ihn in Ruhe lassen. Vielleicht ist's das einzig Mögliche für ihn.« Dann, als er ein anderes Geräusch vernahm, rannte er die Tür ein und fing den Burschen grade noch auf. »Geht! Geht!« schrie Esteban. »Laßt mich! Was kommt Ihr hier herein?« Er warf sich zu Boden. »Ich bin allein, allein, allein!« schrie er.

Der Kapitän stand daneben, das große, schlichte Gesicht zerfurcht und grau vor Weh. Er war der ungeschickteste Redner der Welt, wenn es sich nicht um Seemannsweisheit drehte, aber es gibt Augenblicke, wo sogar etwas Banales zu sagen großen Mut erfordert. Er konnte nicht gewiß sein, daß die Gestalt am Boden ihn hörte, aber er sagte: »Wir tun, was wir können. Wir müssen

weiter, so gut es geht, Esteban. Es ist nicht für lange, weißt du. Die Zeit bleibt nicht stehn. Du wirst staunen, wie rasch die Zeit vergeht.«

Sie brachen nach Lima auf. Als sie die Brücke von San Luis Rey erreichten, stieg der Kapitän zu dem Wildstrom hinab, um das Hinüberschaffen eines Teils der Waren zu überwachen. Esteban aber ging über die Brücke und stürzte mit ihr.

Vierter Teil

ONKEL PIO

In einem ihrer Briefe, im XXIX., versucht die Marquesa de Montemayor den Eindruck zu beschreiben, den Onkel Pio, *unser bejahrter Harlekin,* auf sie machte. *Ich saß den ganzen Vormittag auf dem grünen Balkon und arbeitete an einem Paar Pantoffeln für Dich, mein Herz,* erzählt sie ihrer Tochter. *Da der Golddraht nicht meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, konnte ich indes die Emsigkeit eines Völkchens Ameisen an der Wand neben mir verfolgen. Irgendwo dahinten zerstörten sie geduldig mein Haus. Alle drei Minuten erschien ein kleiner Arbeiter aus der Ritze und ließ ein Spänchen Holz auf den Boden hinabfallen. Dann winkte er mir mit den Fühlern zu und zog sich geschäftig in seinen Stollen zurück. Inzwischen trabten verschiedentliche seiner Brüder und Schwestern auf einer bestimmten Straße hin und her, hielten bei jeder Begegnung an, um einander die Köpfe zu reiben, oder weigerten sich ärgerlich, wenn ihr Geschäft von besonderer Wichtigkeit war. Und sogleich mußte ich an Onkel Pio denken. Warum? Bei wem sonst als bei ihm hatte ich diese Gebärde gesehen, mit der er einen vorbeikommenden Abate oder den Kammerdiener eines Höflings anhält und, den Mund am Ohr seines Opfers, ihm etwas zuflüstert? Und richtig, noch vor der Mittagsstunde sah ich ihn auf einem seiner geheimnisvollen Gänge vorübereilen. Da ich die müßigste und kindischste aller Frauen bin, sandte ich Pepita, mir ein Stück Nougat zu kaufen, das ich auf die Ameisenstraße legte. Und ebenso*

sandte ich ins Café Pizarro und ließ sagen, man solle Onkel Pio zu mir schicken, falls er vor Sonnenuntergang hinkäme. Ich werde ihm die alte, verbogene Salatgabel mit dem Türkis daran geben, und er wird mir dafür eine Abschrift des neuen Spottliedes auf die D-q-a von Ol-v-s bringen. Mein Kind, Du sollst immer von allem das Beste haben und sollst die erste sein, die es erhält.

Und im nächsten Brief: *Mein Liebstes, Onkel Pio ist der reizendste Mann der Welt, Deinen Gemahl ausgenommen. Er ist also der zweitreizendste Mann der Welt. Seine Unterhaltungsgabe ist bezaubernd. Wenn er kein so unreputierlicher Mensch wäre, würde ich ihn zu meinem Sekretär machen. Er könnte alle meine Briefe für mich schreiben, und ganze Generationen würden aufstehen und mich geistreich nennen. Aber leider ist er so angefault von Krankheit und schlechter Gesellschaft, daß ich ihn seiner üblen Sphäre werde überlassen müssen. Er gleicht nicht nur einer Ameise, sondern auch einem Spiel abgegriffener Karten. Und ich zweifle, ob der ganze Stille Ozean ihn reinwaschen könnte. Aber welch ein göttliches Spanisch er spricht und was für erlesene Dinge er darin zu sagen weiß! Das hat eins davon, sich stets beim Theater herumzutreiben und nichts anderes zu hören als den Dialog Calderóns. Ach, wie ist es um diese Welt bestellt, mein Herz, daß sie solch ein Wesen so schlecht behandelt! Seine Augen blicken so traurig wie die einer Kuh, der man ihr zehntes Kalb genommen hat.*

Man muß vor allem wissen, daß dieser Onkel Pio die Kammerzofe Camila Pericholes war. Er war auch ihr Gesanglehrer, ihr Friseur und Masseur, ihr Vorleser, ihr Laufbursche, ihr Bankier; ein Gerücht fügte hinzu: ihr Vater. Auch lehrte er sie ihre Rollen. In der Stadt raunte man davon, Camila könne lesen und schreiben. Das Kompliment entbehrte allen Grundes: Onkel Pio besorgte das Lesen und Schreiben für sie. Wenn die Spielzeit auf dem Höhepunkt war, setzte die Truppe jede Woche zwei, drei neue Stücke an, und da jedes eine lange und blumenreiche Rolle

für die Perichole enthielt, war schon das bloße Auswendiglernen keine Kleinigkeit.

Peru hatte sich binnen fünfzig Jahren aus einem Grenzerstaat zu einem Land entwickelt, das eine Renaissance der Künste erlebte. Das Interesse für die Musik und das Theater war allgemein und stark. Lima feierte seine Festtage, indem es morgens einer Messe von Tomás Luis da Vittoria lauschte und abends den funkelnden Versen Calderóns. Die Limaner hatten einen Hang, die trivialsten Lieder in die erlesensten Komödien und manche rührselige Effekte in die erhabensten Musikstücke einzuschieben, aber zumindest setzten sie sich nie durch falsch angebrachte Ehrfurcht der Gefahr der Langweile aus. Wenn sie keinen Gefallen an der heroischen Komödie gefunden hätten, wären sie ohne Zaudern zu Hause geblieben; und wären sie taub für polyphone Schönheiten gewesen, hätte nichts sie abgehalten, zu einer früheren Messe zu gehn. Als der Erzbischof einmal von einem kurzen Aufenthalt in Spanien zurückkehrte, fragte ganz Lima unablässig: »Was hat er mitgebracht?« Endlich verbreitete sich die Kunde, er sei mit vielen Bänden von Messen und Motetten Palestrinas, Morales' und Vittorias heimgekehrt, und auch mit fünfunddreißig Stücken des Tirso de Molina, des Ruiz de Alarcón und des Moreto. Die Stadt Lima gab ihm zu Ehren ein Fest. Die Schule der Chorknaben und der Probensaal der Comedia wurden mit Geschenken von Gemüse und Weizenmehl überschwemmt. Alle Welt wetteiferte darin, die Interpreten von so viel Schönheit zu nähren.

Dies war das Theater, auf welchem Camila Perichole sich allmählich ihren Namen machte. So reichhaltig war das Repertoire und so verläßlich der Souffleur, daß nur wenige Stücke öfter als viermal in einer Spielzeit gegeben wurden. Dem Direktor stand der ganze Blütenflor des Spanischen Dramas des 17. Jahrhunderts zur Wahl, einschließlich vieler Stücke, die uns verloren gegangen sind. Um bloß die Stücke Lopez de Vegas zu nennen, so war die Perichole in mehr als hundert von ihnen aufgetreten. Es gab in jenen Jahren viele bewundernswerte Schau-

spielerinnen in Lima, aber keine bessere. Die Limaner lebten zu weit von den Theatern Spaniens entfernt, um sich bewußt zu werden, daß sie die Beste in der ganzen Spanisch sprechenden Welt war. Sie hörten nicht auf, danach zu seufzen, einen Blick auf die Bühnensterne Madrids zu tun, die sie nie gesehn hatten und denen sie ungekannte Vorzüge zuschrieben, ohne recht zu wissen, welche. Nur ein einziger wußte mit Sicherheit, daß die Perichole eine große Darstellerin war, und dieser eine war Onkel Pio, ihr Korrepetitor.

Onkel Pio stammte aus einem guten kastilischen Haus – illegitimerweise. Im Alter von zehn Jahren war er von seines Vaters Hacienda bei Madrid durchgebrannt und ohne besondern Eifer verfolgt worden. Seither hatte er sich stets auf eigene Faust durchgeschlagen. Er besaß die sechs Kennzeichen des echten Abenteurers: ein Gedächtnis für Namen und Gesichter, verbunden mit der Fähigkeit, die seinen zu verändern; Zungengewandtheit, unerschöpfliche Erfindungsgabe und Verschwiegenheit; die Gabe, mit Fremden ins Gespräch zu kommen; und eine Gewissenlosigkeit, welche seiner Verachtung der von ihm ausgebeuteten duseligen Reichen entsprang. Von seinem zehnten bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr verteilte er Flugzettel für die Kaufleute, hielt den Kavalieren auf der Straße die Pferde und übernahm vertrauliche Besorgungen. Von fünfzehn bis zwanzig richtete er Bären und Schlangen für Wanderzirkusse ab. Er verstand sich aufs Kochen und wußte allerlei Getränke zu brauen; er lungerte in den Einfahrten der teueren Gasthöfe herum und flüsterte den Reisenden Auskünfte ins Ohr – mitunter keine verfänglicheren, als daß eine gewisse vornehme Familie gezwungen sei, ihr Silber zu verkaufen, und auf diese Weise der Vermittlung eines Silberschmieds entraten könnte. Auch machte er sich bei allen Theatern der Stadt zu schaffen und konnte applaudieren für zehn. Er streute Verleumdungen aus, gegen ein Honorar von soundsoviel für eine jede. Er verkaufte Gerüchte über Ernteaussichten und den Wert von Grundstücken. Zwischen seinem zwanzigsten und seinem dreißigsten Lebensjahr fand seine Verwendbarkeit allmäh-

lich in sehr hohen Kreisen Beachtung. Er wurde von der Regierung ausgesandt, um einige kraftlose Aufstände in den Bergen anzufeuern, damit die Regierung alsbald einschreiten und sie kraftvoll unterdrücken könnte. Seine Verschwiegenheit war so tief, daß die Franzosenpartei sich seiner bediente, obgleich sie wußte, auch die österreichische Partei mache Gebrauch von seinen Diensten. Er hatte lange Unterredungen mit der Prinzessin von Ursins, aber er kam und ging über die Hintertreppe. Während dieser Zeit war er nicht mehr genötigt, Kavalieren ihr Pläsier zu verschaffen und Verleumdungen auszusäen.

Nie trieb er etwas länger als ein paar Wochen, nicht einmal wenn ungeheure Gewinne dabei zu erwarten standen. Er hätte Zirkuseigentümer werden können, Theaterdirektor, Kuriositätenhändler, Importeur italienischer Seiden, Sekretär in einem adeligen oder bischöflichen Palast, Fourageur der Armee, Häuserspekulant und Makler in Ausschweifungen und Lustbarkeiten. Aber durch einen Zufall oder durch ein frühes Ideal seiner Jugend schien seinem Wesen ein eigenartiger Zug eingeprägt zu sein, eine Abneigung dagegen, sich an etwas zu binden und langdauernde Verpflichtungen erfüllen zu müssen. Dies war es auch, was ihn zum Beispiel vom Stehlen abhielt. Er hatte mehrmals Diebstähle begangen, aber der Gewinn hatte seine Angst vor dem Eingesperrtwerden nicht aufgewogen; er besaß genug Verschlagenheit, allen Bütteln der Welt zu entwischen, aber nichts vermochte ihn vor der Geschwätzigkeit seiner Freunde zu schützen. Eine Zeitlang war ihm nichts anders übriggeblieben, als Spitzeldienste für die Inquisition zu verrichten; als er aber mehrere seiner Opfer in Kapuzen vorbeigeführt gesehn hatte, fühlte er, daß er sich am Ende in eine Institution verstricken könnte, deren Schachzüge sich auch nicht annähernd voraussehn ließen.

Schon als er sich den Zwanzig näherte, war ihm klar geworden, daß es in seinem Leben drei Ziele gab. Da war vor allem dieses Bedürfnis nach Unabhängigkeit, das in eine ganz merkwürdige Form gekleidet war, nämlich in den Wunsch, immer ein andrer und geheimnisvoll und allwissend zu scheinen. Er

war bereit, auf die Würden des öffentlichen Lebens zu verzichten, wenn er insgeheim zu fühlen vermochte, daß er auf die Menschen aus großer Entfernung hinabblicke und mehr von ihnen wisse, als sie selbst von sich wußten – ein Wissen, das sich zuweilen in Taten umsetzte und ihn zu einem Drähtezieher in Angelegenheiten des Staates oder privater Personen machte. Zweitens wollte er immer in der Nähe schöner Frauen weilen, deren Anbeter im besten und schlechtesten Sinn er stets war. Ihnen nahe zu sein, war ihm so nötig wie das Atmen. Seine Anbetung von Schönheit und Anmut war für aller Blicke und Gespött offenbar, und die Damen vom Theater und vom Hof und in den Häusern der Freude schätzten sein Kennertum. Sie quälten ihn und beschimpften ihn und baten ihn um Rat und fanden eine ganz seltsame Beruhigung in seiner absurden Ergebenheit. Er duldete großherzig ihre Wutausbrüche und Gemeinheiten und ihre tränenreichen Konfidenzen; er verlangte einzig und allein, ohne Umstände vorgelassen zu werden, Vertrauen zu genießen, ihnen ihre Briefe schreiben zu dürfen und wie ein anhänglicher, ein wenig närrischer Hund die Erlaubnis zu haben, in ihren Wohnungen ein und aus zu laufen. Er war, was ihre Gedanken und Gefühle betraf, unersättlich neugierig. Er erwartete von ihnen keine Liebe (wenn wir das Wort hier in einem bestimmten Sinn verstehn wollen); für die trug er sein Geld in dunklere Stadtteile; denn er wirkte stets jämmerlich uneinnehmend mit seinem dünnen Schnurrbart und spärlichen Knebelbärtchen und seinen großen, lächerlich traurigen Augen. Jene Damen aber waren seine Schäflein; von ihnen erhielt er den Namen Onkel Pio, und es geschah, sobald sie in Nöten waren, daß sich sein Wesen am tiefsten enthüllte. Wenn sie in Ungnade fielen, lieh er ihnen Geld; wenn sie erkrankten, überdauerte er die erlahmende Ergebenheit ihrer Liebhaber und die Ungeduld ihrer Zofen; wenn Alter oder Siechtum sie ihrer Schönheit beraubte, diente er ihnen weiter, um des Angedenkens ihrer Schönheit willen; und wenn sie starben, war es seine aufrichtige Trauer, die ihnen auf ihrem letzten Wege so weit als möglich das Geleite gab.

Drittens aber wollte er in der Nähe von Leuten weilen, welche die spanische Literatur und deren Meisterwerke, besonders die dramatischen, liebten. Er hatte alle diese Schätze ganz allein entdeckt – durch Entlehnungen und Diebstähle aus den Büchereien seiner Gönner – und weidete sich heimlich an ihnen, sozusagen hinter den Kulissen seines wüsten Lebens. Er hegte Verachtung für die hohen Herrschaften, die bei all ihrer Bildung und Lebensart weder Liebe noch Staunen zeigten angesichts der Wunder von Wortkunst im Calderón oder Cervantes. Er hätte sehnlichst gern selber gedichtet. Es wurde ihm nie bewußt, daß viele der Einlagen, die er für die Vaudevilles geschrieben hatte, zu Volksliedern geworden waren und allwärts die Landstraßen entlang wanderten.

Einer Rauferei wegen, wie sie so leicht in Freudenhäusern entsteht, wurde ihm das Leben ein wenig zu schwierig, und er verzog nach Peru. Onkel Pio in Peru war beinahe noch vielseitiger als Onkel Pio in Europa. Auch hier befaßte er sich mit Grundstücken und Zirkussen, Kuppeleien, Aufständen und Antiquitäten. Eine chinesische Dschunke war durch einen Sturm von Canton nach Amerika verschlagen worden; er schleppte die Ballen dunkelroten Porzellans vom Strand herauf und verkaufte die Täßchen an Sammler und Kuriositäten. Er spürte die unübertrefflichen Heilmittel der Inka auf und begann einen einträglichen Handel mit Pillen. Binnen vier Monaten kannte er fast jedermann in Lima, und bald fügte er diesen Bekanntschaften die Bewohner Dutzender von Küstenorten, Bergarbeiterlagern und Siedlungen im Landesinnern hinzu. Seine vorgebliche Allwissenheit wurde immer glaubhafter. Es währte nicht lange, und der Vizekönig entdeckte Onkel Pio samt all diesem Reichtum an Kenntnissen; er nahm seine Dienste für viele Geschäfte in Anspruch. Bei dem sonstigen Schwinden seiner Urteilskraft war Don Andrés diese eine Gabe verblieben: er war ein Meister in der Kunst, mit Konfidenten umzugehn. Er behandelte Onkel Pio mit viel Takt und einiger Selbstverleugnung; er begriff, welche Aufträge man ihm lieber nicht erteilte, und er hatte Verständnis für sein Bedürfnis

nach Abwechslung und Unterbrechung. Onkel Pio hinwieder war immerzu verwundert, daß der Vizekönig seine Stellung so wenig dazu ausnützte, mit andrer Menschen Schicksalen um des Machtgefühls oder einer Laune willen zu spielen. Dagegen lobte der Diener den Herrn, weil der aus jeder Vorrede des Cervantes zu zitieren wußte und noch immer ein wenig kastilisches Salz auf der Zunge hatte. So manchen Morgen betrat Onkel Pio den Palast durch Korridore, wo er an niemand vorbei mußte als etwa an einem Beichtvater oder einem vertrauten Bravo, und saß dann beim Vizekönig, während der die Frühstücksschokolade einnahm.

Doch mit all seiner Geschäftigkeit wurde Onkel Pio bei nichts reich. Man könnte sagen, er gab ein Unternehmen auf, sobald es zu blühen drohte. Es wußte zwar niemand davon, aber er besaß ein Haus. Es war voll von Hunden, die sich da vermehren konnten, und das oberste Stockwerk war allerlei Arten von Vögeln vorbehalten. Jedoch sogar in diesem seinem eigensten Reich war er einsam und war stolz auf seine Vereinsamung, als wohnte solchem Alleinsein eine gewisse Überlegenheit inne. Zuletzt geriet er an ein Abenteuer, das ihm wie ein seltsames Geschenk des Himmels zufiel und alle die drei Dinge in sich vereinigte, die seinen Lebenszweck bildeten: seine Leidenschaft, das Leben andrer Menschen zu lenken, seine Anbetung schöner Frauen und seine Bewunderung für die Schätze der spanischen Literatur. Er entdeckte Camila Perichole. Ihr wirklicher Name war Micaela Villegas. Mit zwölf Jahren sang sie in den Cafés, und Cafés waren stets Onkel Pios Element gewesen. Als er nun so zwischen den Gitarrespielern saß und das linkische Mädchen beobachtete, das da Bänkellieder sang und dabei jeden Tonfall der vor ihr aufgetretenen, erfahreneren Sänger nachahmte, setzte sich in seinem Kopf der Entschluß fest, Pygmalion zu spielen. Er kaufte Micaela los. Statt im Weinverschlag eingesperrt zu schlafen, erbte sie nun eine Bettstatt in seinem Haus. Er schrieb Lieder für sie, er lehrte sie die Qualität ihres Tons hören und kaufte ihr ein neues Kleid. Anfangs merkte sie bloß, daß es wundervoll war, nicht mehr geprügelt zu werden, warme Suppen vorgesetzt zu erhalten und in

etwas unterrichtet zu werden. Wer aber wirklich geblendet war, das war Onkel Pio. Sein unüberlegtes Experiment gedieh über alle Vorhersage gut. Die kleine, schweigsame und stets mürrische Zwölfjährige schlang die Arbeit gradezu in sich hinein. Er forderte endlose Übungen in Spiel und Mimik; er stellte ihr immer wieder die Aufgabe, den Zuhörern die Atmosphäre eines Lieds zu vermitteln; er nahm sie ins Theater mit und weckte ihre Aufmerksamkeit für alle Einzelheiten der Darstellung. Die größte Erschütterung aber sollte ihm durch das Weib in Camila werden. Die langen Arme und Beine stimmten sich zuletzt zu einem Körper von vollkommener Anmut ab. Das beinahe groteske, hungrige Gesicht wurde schön. Camilas ganzes Wesen wurde sanft und geheimnisvoll und seltsam weise; und es wandte sich ganz ihm zu. Sie konnte keinen Fehler an ihm finden und war ihm in unbedingter Treue ergeben. Die beiden liebten einander innig, doch ohne Leidenschaft. Er achtete den leichten, unruhigen Schatten, der ihr Gesicht überflog, wenn er ihr zu nahe kam. Aber grade solchem Entsagen entstieg ein Duft von Zärtlichkeit, dieses Geisterbild von Leidenschaft, das auch beim unerwarteten Verhältnis zweier Menschen ein ganzes, sogar beschwerlichster Pflicht gewidmetes Leben dahingleiten machen kann wie ein schöner Traum.

Sie zogen viel umher auf der Suche nach immer andern Tavernen, denn Neuheit ist stets die stärkste Anziehungskraft einer Sängerin der Cafés. Sie gingen nach Mexiko, ihre paar Habseligkeiten in ein und dasselbe alte Wolltuch gewickelt; sie schliefen am Meeresstrand; in Panama wurden sie gestäupt; sie litten Schiffbruch an einer winzigen Insel des Stillen Ozeans, die ganz von Vogelmist bedeckt war. Sie wanderten durch Urwälder und suchten sich behutsam ihren Weg zwischen Schlangen und Vielfüßlern. In einer schlechten Spielzeit verdangen sie sich als Erntearbeiter. Nichts in der Welt war ihnen eine besondere Überraschung.

Dann begann für das Mädchen eine noch härtere Schule, eine Lebensordnung, die mehr der Ausbildung einer Akrobatin ähnel-

te. Die Unterweisung gestaltete sich dadurch ein wenig schwieriger, daß Camilas Aufstieg zur Berühmtheit ein äußerst rascher war und die Gefahr bestand, daß der ihr gezollte Beifall sie vorzeitig mit ihren Leistungen zufrieden machen könnte. Onkel Pio prügelte sie zwar nie, aber er wendete einen Sarkasmus an, der seine eigenen Schrecken besaß.

Nach Schluß einer Vorstellung geschieht es oft, daß Camila bei der Rückkehr in ihre Garderobe Onkel Pio vorfindet, wie er in einem Winkel sitzt und gleichmütig vor sich hin pfeift. Camila durchschaut seine Pose sogleich und ruft ärgerlich: »Was gibt's? Heilige Mutter Gottes, was gibt's nur jetzt wieder?«

»Nichts, kleine Perle. Nichts, meine Camila aller Camilas, gar nichts.«

»O ja! Irgend etwas hat dir nicht gefallen. Du Scheusal mußt immer was auszusetzen finden! Also los, nur heraus damit! Ich bin auf alles gefaßt!«

»Nein, kleiner Frosch, nein, du anbetungswürdiger Morgenstern, ich glaube, du hast geleistet, was du vermagst.«

Die Andeutung, daß ihr Künstlertum begrenzt sei und gewisse Vollkommenheiten ihr auf immer verschlossen bleiben würden, verfehlt nie, Camila rasend zu machen. Sie bricht in Tränen aus: »Ich wollte, ich hätte dich nie gekannt! Du vergiftest mein ganzes Leben. Du bildest dir nur ein, ich war nicht gut. Es macht dir Vergnügen, so zu tun, als hätte ich schlecht gespielt. Das kenne ich schon, also schweig lieber!«

Onkel Pio pfeift weiter.

»Übrigens weiß ich, daß ich heute abend nicht besonders gut war. Du brauchst es mir nicht erst zu sagen. So! Und jetzt geh! Ich will dich nicht immer um mich sehn. Es ist schwer genug, diese Rollen zu spielen, auch ohne dich nachher hier vorzufinden.«

Plötzlich beugt sich Onkel Pio zu ihr und fragt mit zorniger Eindringlichkeit: »Warum hast du die Szene mit dem Gefangenen so schnell gesprochen?«

Noch mehr Tränen bei der Perichole: »O Gott, laß mich in

Frieden sterben! Den einen Tag sagst du mir, ich soll schneller sprechen, den nächsten langsamer. Aber übers Jahr werde ich ohnedies verrückt geworden sein; dann wird es darauf nicht ankommen.«

Noch mehr Pfeifen.

»Übrigens hat das Publikum applaudiert wie noch nie! Hörst du? *Wie noch nie!* Da hast du's! Ob zu schnell oder zu langsam, das macht den Leuten gar nichts aus. Sie waren zu Tränen gerührt. Ich war gottvoll. Mehr kümmert mich nicht. Also sei jetzt endlich still! – Sei still!«

Er ist vollkommen still.

»Du kannst mir das Haar kämmen, aber wenn du noch ein einziges Wort sagst, spiel' ich überhaupt nicht mehr. Dann kannst du dir eine andre suchen, verstanden?«

Zehn Minuten lang kämmt er ihr beruhigend das Haar und tut, als hörte er das Schluchzen nicht, das ihren erschöpften Leib erschüttert. Endlich wendet sie sich schnell herum, ergreift seine Hand und küßt sie ungestüm. »War ich wirklich so schlecht, Onkel Pio? Hab' ich dir Schande gemacht? War es so arg, daß du aus dem Theater gegangen bist?«

Nach einer langen Pause gibt Onkel Pio abwägend zu: »In der Szene auf dem Schiff warst du gut.«

»Aber ich hab' sie schon besser gespielt, Onkel Pio. Erinnerst du dich des Abends, als du aus Cuzco zurückkamst?«

»Du warst recht gut gegen Schluß.«

»Ja? War ich das?«

»Aber, meine Blume, meine Perle, was war bloß in der Szene mit dem Gefangenen?«

Hier wirft sich die Perichole über den Tisch, mitten zwischen die Schminktöpfe und Pomaden, und wird von einem gewaltigen Weinkrampf geschüttelt. Nur Vollkommenheit genügt, einzig Vollkommenheit. Und die ist ihr nie beschieden.

Dann beginnt Onkel Pio mit leiser Stimme und redet stundenlang, zergliedert das Stück, geht auf eine Menge Feinheiten in Stimme, Gebärde und Tempo ein, und so bleiben sie beide dort

oft bis zur Morgendämmerung und sprechen einander die edlen Verse Calderóns vor.

Wem suchten diese zwei zu gefallen? Nicht dem Publikum von Lima; das hatten sie längst befriedigt. Wir kommen aus einer Welt, in der wir unglaubliche Maßstäbe der Vollkommenheit gekannt haben, erinnern uns undeutlich der Schönheiten, die wir nie festzuhalten vermochten, und kehren wieder in jene Welt zurück. Onkel Pio und Camila Perichole quälten sich mit dem Versuch, in Peru die Musterbühne eines Himmels zu errichten, in welchen ihnen Calderón vorausgegangen war. Das Publikum, für das Meisterwerke geschrieben werden, ist nicht auf Erden zu finden.

Mit der Zeit verlor Camila etwas von diesem Aufgehn in ihrer Kunst. Eine gewisse, stets wiederkehrende Verachtung für die Schauspielerei machte sie nachlässig. Schuld daran war die Armut des klassischen spanischen Dramas an interessanten Frauenrollen. Zu einer Zeit, als die um die Höfe Englands und Frankreichs (und, ein wenig später, Venedigs) gescharten dramatischen Dichter das Repertoire von Frauenrollen durch Studien in Witz, Anmut, Leidenschaft und Hysterie bereicherten, hatten die Dramatiker Spaniens nur Augen für ihre Helden: Edelleute, die von einander widerstreitenden Geboten der Ehre hin und her gerissen werden oder, als Sünder, im letzten Augenblick zum Kreuze zurückfinden. Eine Reihe von Jahren erschöpfte sich Onkel Pio im Suchen nach Mitteln, die Perichole für die Rollen, die ihr zufielen, zu interessieren. Einmal hatte er Camila ankünden können, daß eine Enkelin Vico de Barreras in Peru eintreffen werde. Onkel Pio hatte längst seine Verehrung für große Dichter Camila eingeimpft, und Camila bezweifelte niemals seine Ansicht, daß sie ein wenig höher als die Könige und nicht tiefer als die Heiligen ständen. So kam es, daß die beiden in großer Aufregung ein Stück des Meisters wählten, um es vor seiner Enkelin aufzuführen. Sie probten die Dichtung an die hundert Male, bald in der großen Freude des Schaffens, bald in Niedergeschlagenheit. Am Abend der Aufführung ließ sich Camila, die zwischen den Falten

des Vorhangs hindurchlugte, von Onkel Pio die kleine, schon ein wenig ältliche Frau zeigen, die abgehärmt war von den Sorgen des Geldmangels und einer kinderreichen Ehe; Camila aber vermeinte alle Schönheit und Würde der Welt vor sich zu sehn. Als sie auf die Verse wartete, die ihrem Auftritt vorausgingen, hielt sie Onkel Pio in ehrfürchtigem Schweigen umschlungen, und ihr Herz klopfte laut. Während der Zwischenakte zog sie sich in einen dunkeln Winkel der Requisitenkammer zurück, wo niemand sie fände, und saß dort und starrte vor sich hin. Am Schluß der Vorstellung führte Onkel Pio die Enkelin Vico de Barreras in Camilas Garderobe. Camila stand inmitten der an den Wänden hängenden Kostüme und weinte vor Glück und Scham. Zuletzt warf sie sich auf die Knie und küßte die Hände der älteren Frau, und die ältere küßte die ihren, und während das Publikum heim und schlafen ging, blieb die Besucherin und erzählte Camila die kleinen Anekdoten über Vicos Werk und Gewohnheiten, die in der Familie überliefert waren.

Am glücklichsten war Onkel Pio, wenn eine neue Schauspielerin in die Truppe eintrat, denn die Entdeckung eines neuen Talents an ihrer Seite verfehlte nie, die Perichole aufzurütteln. Onkel Pio, der sich ganz hinten im Zuschauerraum vor boshafter Freude krümmte, schien es, als wäre der Körper der Perichole eine Alabastervase geworden, in die man ein starkes Licht gestellt hatte. Ohne ihre Zuflucht zu Mätzchen oder falschem Pathos zu nehmen, setzte sie alles daran, den Neuankömmling völlig in den Schatten zu stellen. Wenn das Stück eine Komödie war, wurde sie der wahre Inbegriff von Witz und Laune, wenn aber (was wahrscheinlicher war) eine Tragödie gekränkter Frauen und unversöhnlichen Hasses, dann erglühte förmlich die ganze Bühne von Camilas Leidenschaftlichkeit. Ihr Wesen wirkte so elektrisierend, daß ein Erschauern das Publikum überlief, sobald sie bloß ihre Hand in die eines Mitspielers legte. Aber solche Abende höchster Vollkommenheit wurden immer seltener. Je gediegener ihre Technik wurde, desto weniger nötig hatte sie echtes, aufrichtiges Spiel. Sogar wenn sie zerstreut war, merkten die

Zuhörer den Unterschied nicht, und nur Onkel Pio war bekümmert.

Camila hatte ein sehr schönes Gesicht; oder vielmehr: es war schön, außer in Ruhe. Da konnte man mit Verwunderung entdecken, daß die Nase sehr lang und schmal, der Mund müde und ein wenig kindisch war, die Augen unzufrieden blickten – ein fast unansehnliches Bauernmädel, hergeschleppt aus den *Cafés chantants* und völlig außerstande, die Forderungen ihrer Kunst, ihrer Begierden und Träume und ihres übermäßigen Tagwerks in Einklang zu bringen. Die waren jedes eine Welt für sich, und der Widerstreit zwischen ihnen hätte eine weniger zähe Natur bald zu Verdummung oder Banalität heruntergebracht. Wie wir gesehen haben, kannte die Perichole, trotz ihrer Unzufriedenheit mit ihren Rollen, die Freude sehr wohl, die dem Theaterspielen innewohnen kann, und wärmte sich von Zeit zu Zeit an dieser Flamme. Häufiger aber wurde sie von der Flamme der Liebe angezogen, wenngleich mit keiner größeren Verbürgtheit des Glücklichseins – bis endlich Jupiter selbst ihr ein Perlenhalsband sandte.

Don Andrés de Ribera, der Vizekönig von Peru, war das Überbleibsel eines entzückenden Menschen, den die Freuden der Tafel und des Alkovens, eine Grandenwürde und zehn Jahre des Exils gebrochen hatten. Als junger Mann hatte er Gesandtschaften nach Versailles und Rom begleitet; er hatte in den österreichischen Kriegen gekämpft; er war am Heiligen Grab gewesen; er war der kinderlose Witwer einer ungeheuer dicken und reichen Frau; er hatte ein wenig gesammelt: Münzen, Weine, Schauspielerinnen, Orden und Landkarten. Von der Tafel hatte er die Gicht bekommen, vom Alkoven eine Neigung zu krampfartigen Anfällen, von seiner Grandenwürde einen so ungeheuern und knabenhaften Stolz, daß er selten vernahm, was man zu ihm sprach, und in einem unaufhörlichen Monolog zur Zimmerdecke redete; vom Exil ein Meer der Langweile, so überwältigender Langweile, daß sie einem Schmerz gleichkam – er erwachte mit ihr und brachte den Tag mit ihr zu, und sie saß die ganze Nacht an seinem Bett und behütete seinen Schlaf. Camila hatte schon Jahre in dem

arbeitsreichen, durch ein paar unordentliche Liebschaften gewürzten Werkeltag des Theaters verbracht, als diese olympische Persönlichkeit (sein Gesicht und Gehaben hätten ihn befähigt, Götter und Heroen auf der Bühne zu verkörpern) sie auf einmal zu den ergötzlichsten Mitternachtmählern in den Palast verpflanzte. Wider alle Traditionen der Bühne und des Hofs, vergötterte sie ihren ältlichen Verehrer; sie glaubte, auf ewig glücklich zu sein. Don Andrés lehrte die Perichole vielerlei, und für ihren regen, hungrigen Geist war das eine der süßesten Ingredienzen der Liebe. Er lehrte sie etwas Französisch; und nett und reinlich zu sein; und die rechten Umgangsformen. Onkel Pio hatte ihr beigebracht, wie sich große Damen bei besonderen Gelegenheiten benehmen; Don Andrés lehrte sie, wie sie sich gehnlassen. Onkel Pio und Calderón hatten sie in herrlichem Spanisch geschult; Don Andrés unterwies sie in der elegant nachlässigen Redeweise von *El Buen Retiro*.

Onkel Pio machte sich Sorgen ob der Einladung Camilas in den Palast. Er hätte es bei weitem vorgezogen, wenn sie sich auch fernerhin ihre kleinen vulgären Liebesaffären aus der Requisitenkammer des Theaters geholt hätte. Als er aber gewahrte, daß ihre Kunst eine neue Vollendung gewann, war er es zufrieden. Da saß er dann im Hintergrund des Zuschauerraums und wiegte sich schier vor Vergnügen und Freude auf seinem Sitz, wenn er die Perichole dabei beobachtete, wie sie der Zuhörerschaft zu verstehn gab, daß sie in der großen Welt verkehre, von der die Dramatiker schrieben. Sie hatte jetzt eine neue Art, ein Weinglas anzufassen, einen Abschiedsgruß zu tauschen, zur Tür hereinzukommen; eine neue Art, welche alles besagte. An nichts sonst war Onkel Pio gelegen. Was gibt es Entzückenderes auf der Welt (so hätte er euch gefragt) als ein schönes Weib, das einem spanischen Meisterwerk gerecht wird? Eine Darstellung, randvoll von feinsten Beobachtungen, in der schon die Pausen zwischen den Worten Offenbarungen über das Leben und den Text sind – erzielt durch eine herrliche Stimme, fehlerlose Haltung, beträchtliche persönliche Schönheit und unwiderstehliche Anmut? »Wir

wären beinahe bereit, dieses Wunder nach Spanien zu bringen«, murmelte er dann vor sich hin. Nach der Vorstellung ging er hinter die Bühne in ihre Garderobe und sagte: »Sehr gut! Sehr gut!« Aber bevor er sich verabschiedete, wußte er die Frage anzubringen, wo, bei allen elftausend Jungfrauen von Köln, sie diese affektierte Art, *Excelencia* zu sagen, herhabe.

Nach einiger Zeit fragte der Vizekönig die Perichole, ob es sie unterhalten würde, einige verschwiegene Gäste bei ihren Mitternachtmählern zu sehn, und ob sie gern den Erzbischof kennenlernen wolle. Camila war entzückt. Der Erzbischof war entzückt. Noch vor der ersten Begegnung sandte er der Schauspielerin einen Smaragdanhänger, so groß wie eine Spielkarte.

In der Stadt Lima gab es ein Etwas, das in viele Ellen violetter Seide eingehüllt war, aus der ein großer, gedunsener Kopf und ein Paar plumper perlblasser Hände ragten – und das war ihr Erzbischof. Zwischen den umgebenden Fleischwülsten blickten zwei schwarze Augen hervor, aus denen Unbehagen, Güte und Witz sprachen. Ein seltsames und heißes Herz war in all diesem Speck eingekerkert, aber da es sich niemals einen Fasan oder eine Gans oder den täglichen Aufmarsch römischer Weine versagte, war es sein eigener grimmiger Kerkermeister. Der Erzbischof liebte seine Kathedrale und liebte seine Pflichten; er war sehr fromm. An manchen Tagen betrachtete er reuevoll seine Unförmigkeit; aber die Qual der Reue war weniger durchdringend als die Qual des Fastens, und er befand sich alsbald wieder in Nachsinnen über die geheimen Botschaften, die ein bestimmter Braten einem bestimmten Salat, der ihm folgen soll, sendet. Und um sich zu bestrafen, führte er in jeder andern Beziehung ein mustergültiges Leben.

Er hatte die ganze Literatur der Antike studiert und alles davon vergessen, bis auf ein unbestimmtes Erinnern an Bezauberung und Ernüchterung. Er war in den Kirchenvätern und Konzilen bewandert gewesen und hatte die alle vergessen, bis auf einen verschwommenen Eindruck von Meinungsstreitigkeiten, welche nichts mit Peru zu tun hatten. Er hatte alle Meisterwerke

der Libertins Italiens und Frankreichs gelesen und las sie jedes Jahr von neuem; sogar als er an den Qualen des Steins litt (der sich durch Trinken der Quelle von Santa Maria de Cluxambuqua glücklicherweise auflöste), konnte er nichts Stärkenderes finden als die Anekdoten Brantômes und des göttlichen Aretino.

Der Erzbischof wußte, daß die meisten Priester Perus Schurken waren. Seine ganze feine, epikureische Erziehung war erforderlich, ihn davon abzuhalten, irgendwie dagegen einzuschreiten; er mußte sich immer wieder seine Lieblingsideen vor Augen halten: daß die Ungerechtigkeit und das Unglück in der Welt konstante Größen seien; daß die Theorie vom Fortschritt eine Selbsttäuschung sei; daß die Armen, da sie Glück nie gekannt haben, unempfindlich gegen Unglück seien. Gleich allen Reichen konnte er sich nicht zu dem Glauben bringen, daß die Armen (seht doch bloß ihre Häuser, ihre Kleider!) wirklich leiden können. Gleich allen Gebildeten glaubte er, daß man nur von den Vielbelesenen behaupten könne, sie *wüßten* es, wenn sie unglücklich sind. In einem der Fälle, wo die Mißbräuche in seinem Erzbistum zu seiner Kenntnis gebracht wurden, unternahm er beinahe etwas. Er hatte soeben erfahren, daß es in Peru für einen Priester fast zur Regel geworden war, für eine halbwegs gute Absolution zwei Maß Mehl zu erpressen, und für eine wirklich wirksame fünf. Er bebte vor Entrüstung; er brüllte seinem Sekretär zu, das Schreibzeug herbeizuschaffen, und kündigte an, daß er einen niederschmetternden Brief an seine Hirten diktieren werde. Aber es fand sich keine Tinte mehr im Tintenfaß; und auch nicht im nächsten Zimmer; und auch nicht im ganzen Palast. Diese Lage der Dinge in seinem Haushalt regte den guten Mann dermaßen auf, daß er durch die zwiefache Wut erkrankte und so lernte, sich vor Entrüstung zu hüten.

Die Zuziehung des Erzbischofs zu den Nachtmählern war ein solcher Erfolg, daß Don Andrés bereits an neue Namen zu denken begann. Onkel Pio war ihm immer unentbehrlicher geworden, aber er wartete, bis Camila aus eigenem Antrieb seine Aufnahme vorschlug. Und nach angemessener Zeit brachte dann

Onkel Pio diesen Wanderer der Meere mit, den Kapitän Alvarado. Gewöhnlich war die Tafelrunde schon mehrere Stunden versammelt, bevor sich Camila nach der Vorstellung ihr gesellen konnte. Sie kam dann gegen ein Uhr, strahlend, mit Juwelen geschmückt und sehr müde. Die vier Männer empfingen sie wie eine große Königin. Eine Stunde lang lenkte sie die Konversation, allmählich aber neigte sie sich immer mehr gegen Don Andrés' Schulter und folgte so dem Gespräch, wie es von einem der humorvoll gefältelten Gesichter zum andern flitzte. Die ganze Nacht hindurch redeten sie und trösteten insgeheim ihre Herzen, die sich stets nach Spanien sehnten, und sagten einander, daß solch ein Symposium dem Wesen der hochfliegenden spanischen Seele entspreche. Sie unterhielten sich über Geister und das Zweite Gesicht, über das Aussehn der Erde, ehe der Mensch auf ihr erschienen war, und über die Möglichkeit des Zusammenstoßens zweier Planeten; sie sprachen darüber, ob man die Seele sehen könne wie eine Taube, die im Augenblick des Todes davonflatterte; sie warfen die Frage auf, ob es bei der Wiederkehr Christi nach Jerusalem lange währen würde, ehe Peru die Nachricht erhielte. Sie redeten bis zum Sonnenaufgang von Königen und Kriegen, von Dichtern und Gelehrten und von fremden Ländern. Ein jeder schüttete in die Unterhaltung seinen Vorrat an traurigweisen Anekdoten und sein trockenes Bedauern für das Menschengeschlecht. Die Flut goldenen Lichts brach hinter den Anden hervor, drang durch das große Fenster und fiel auf die gehäuften Fruchtschüsseln, den befleckten Brokat auf dem Tisch und die süße, nachdenkliche Stirn der Perichole, die schlafend an den Ärmel ihres Beschützers gelehnt saß. Dann entstand meist eine lange Pause, weil keiner ein erstes Zeichen des Aufbruchs geben wollte, und die Blicke aller ruhten auf dem fremdartigen schönen Vogel, der da in ihrer Mitte weilte. Onkel Pios Blick aber war während der ganzen Nacht immer wieder zu ihr hingewandert, ein schneller Blick voller Zärtlichkeit und Besorgnis aus seinen schwarzen Augen auf das große Geheimnis und den Sinn seines Lebens.

Allerdings ließ Onkel Pio niemals ab, Camila zu beobachten. Er teilte die Bewohner dieser Welt in zwei Gruppen ein; in solche, die geliebt, und solche, die nicht geliebt hatten. Diese waren offenbar eine grauenerregende Aristokratie, denn Menschen, die nicht die Fähigkeit zu lieben (oder vielmehr, liebend zu leiden) besaßen, konnten nicht als lebendig bezeichnet werden und hätten gewiß kein Fortleben nach ihrem Tod. Sie waren eine Art von Puppenbevölkerung, erfüllten die Welt mit ihrem sinnlosen Lachen und Weinen und Schwatzen und verschwanden, noch immer liebenswert und eitel, in die leere Luft. Für diese Unterscheidung hatte er seine eigene Erklärung der Liebe, die keiner andern glich und ihre ganze Bitterkeit und ihren ganzen Stolz aus seinem seltsamen Leben schöpfte. Er betrachtete die Liebe als etwas wie eine grausame Krankheit, welche die Erwählten gegen Ende ihrer Jugendzeit durchmachen müssen und aus ihr bleich und erschüttert, jedoch vorbereitet für das Geschäft des Lebens hervorgehn. Es gebe, so glaubte er, ein großes Repertoire von Irrtümern, in die zu verfallen, allen von dieser Krankheit Genesenen gnädig erspart bleibe. Unglücklicherweise verbleibe ihnen ein Heer von Schwächen, aber sie hielten wenigstens nie wieder (um nur zwei Beispiele zu nennen) eine liebenswürdige Umgänglichkeit für das Um und Auf der Lebensführung, sie betrachteten keinen Menschen, vom Prinzen bis zum Lakaien, je wieder als einen mechanischen Gegenstand. Onkel Pio ließ nicht ab, Camila ängstlich zu beobachten, denn ihm schien, sie sei noch nicht zu dieser Erkenntnis gelangt. Nachdem Camila dem Vizekönig vorgestellt worden war, hielt er monatelang den Atem an und wartete. Er hielt jahrelang den Atem an. Camila gebar dem Vizekönig drei Kinder, aber sie blieb sich gleich. Onkel Pio wußte, daß das erste Anzeichen ihres wahren Besitzergreifens von der Welt die Meisterung gewisser Wirkungen in ihrem Spiel wäre. Es gab gewisse Stellen in manchen Stücken, die sie eines Tags bewältigen würde, einfach und leicht und mit heimlicher Freude, weil sie an die neue, reiche Weisheit ihres Herzens anklängen; sie aber behandelte solche Stellen immer flüchtiger, um nicht zu sagen verlegener. Er

sah bald, daß sie des Vizekönigs überdrüssig geworden und zu einer Reihe heimlicher Liebeshändel mit Schauspielern und Matadoren und reichen Kaufleuten der Stadt zurückgekehrt war.

Sie bekam das Theaterspielen mehr und mehr satt, und ein neues Unkraut begann in ihrem Gemüt zu wuchern: der Wunsch, eine große Dame zu sein. Sie entwickelte allmählich eine Gier nach Hochachtbarkeit und begann von ihrer Schauspielerei wie von einem Zeitvertreib zu reden. Sie legte sich eine Duenna und einige Lakaien zu und ließ sich um die Stunden, wann es Mode war, in der Kirche sehn. Sie wohnte den Preisverteilungen an der Universität bei, und ihr Name erschien unter den Spendern für wohltätige Zwecke. Sie lernte sogar ein wenig lesen und schreiben. Jeder leisesten Zurücksetzung, weil sie eine vom Theater war, begegnete sie mit wütender Herausforderung. Sie machte dem Vizekönig das Leben entsetzlich schwer mit ihrer Leidenschaft, Zugeständnisse zu erpressen und sich allmählich Vorrechte anzueignen. Das neue Laster verdrängte das alte, und sie wurde geräuschvoll tugendhaft. Sie erfand irgendwelche Eltern und zauberte einige Basen und Vettern hervor. Sie erlangte eine undokumentierte Legitimierung ihrer Kinder. In Gesellschaft befliß sie sich, wie es eine große Dame tun mochte, eines zarten, schmachtenden Magdalenentums, und bei den Bußprozessionen trug sie ihre Kerze neben Damen einher, welche nichts Schlimmeres zu bereuen hatten als einen Temperamentsausbruch oder einen verstohlenen Blick in die Bücher des Descartes. Ihre Sünde war das Theaterspielen gewesen, und jedermann weiß, daß es sogar Heilige gab, welche Schauspieler gewesen waren – zum Beispiel St. Gelasius und St. Genesius und St. Margareta von Antiochia und St. Pelagia.

Unweit von Santa Maria de Cluxambuqua lag in den Bergen ein Badeort, der in Mode war. Don Andrés war in Frankreich gereist und hatte den Gedanken gehabt, sich ein kleines Vichy zu bauen: es gab da eine Pagode, einige Gesellschaftsräume, ein Theater, eine kleine Arena für Stierkämpfe und eine Gartenanlage im französischen Geschmack. Camilas Gesundheit hatte nie

auch nur den Schatten einer Krankheit gekannt; dennoch baute sie sich eine Villa in der Nachbarschaft und trank täglich um elf Uhr das abscheuliche Wasser. Die Marquesa de Montemayor hat uns eine glänzende Schilderung dieses Opera-Buffa-Paradieses hinterlassen, darin die regierende Göttin ihre ungestüme Empfindlichkeit durch die mit Muschelsand bestreuten Alleen spazierentrug und die Verehrung allen entgegennahm, die es sich nicht leisten konnten, den Vizekönig zu ärgern. Doña Maria zeichnet ein Bild dieses stolzen und müden Herrschers, der die Nächte durch um Summen spielte, mit welchen man einen zweiten Escorial hätte erbauen können. Und neben ihn stellt sie das Porträt seines Sohnes, des kleinen Don Jaime der Perichole. Don Jaime war im Alter von sieben Jahren ein rachitisches kleines Geschöpf, das nicht nur seiner Mutter Stirn und Augen geerbt zu haben schien, sondern auch seines Vaters Neigung zur Epilepsie. Er ertrug sein Leiden mit der stummen Verwunderung eines Tiers, und gleich einem Tier schämte er sich tödlich, wenn sich die Anfälle in der Öffentlichkeit ereigneten. Er war so schön, daß die abgedroschenen Mitleidsphrasen in seiner Gegenwart verstummten, und langes Nachdenken über sein Ungemach hatte seinem Gesicht eine geduldige und befremdende Würde verliehen. Seine Mutter kleidete ihn in granatroten Samt, und wenn er es imstande war, folgte er ihr überallhin in einer Entfernung von einigen Schritten und entzog sich mit ernstem Gesicht den Damen, die ihn plaudernd zurückzuhalten suchten. Camila war niemals streng mit Don Jaime und niemals besonders herzlich. Wenn die Sonne schien, konnte man die beiden auf den künstlichen Terrassen schweigend promenieren sehn, Camila in Gedanken darüber, wann jene Glückseligkeit beginnen werde, die sie stets mit dem Begriff einer gesellschaftlichen Stellung verbunden hatte, und Don Jaime schon selig über den bloßen Sonnenschein und ängstlich das Herannahen einer Wolke abschätzend. Sie sahen wie Gestalten aus, welche sich aus einem fernen Land oder aus einer alten Ballade hierher verirrt und noch nicht die neue Sprache erlernt, noch keine Freunde gefunden hatten.

Camila war ungefähr dreißig, als sie die Bühne verließ, und es kostete sie fünf Jahre, sich ihren Platz in der Gesellschaft zu erobern. Sie wurde allmählich fast beleibt; ihr Kopf allerdings schien mit jedem Jahr schöner zu werden. Sie nahm die Gewohnheit an, sich überladen zu kleiden, und das Parkett der Salons spiegelte einen wahren Turm von Juwelen und Schals und Federn. Ihr Gesicht und ihre Hände waren mit einem bläulichen Puder bedeckt, wovon sich ein reizbarer Mund in Scharlach- und Orangerot abzeichnete. Die fast wahnsinnige Heftigkeit ihres Temperaments wich in Gegenwart der adeligen Witwen einer unnatürlichen Sanftheit des Benehmens. In den Anfängen ihres gesellschaftlichen Aufstiegs hatte sie Onkel Pio zu verstehn gegeben, er habe sich in der Öffentlichkeit nicht mit ihr blicken zu lassen; zuletzt aber wollte sie auch seine heimlicheren Besuche nicht mehr dulden. Sie führte solche Unterredungen förmlich und ausweichend; ihre Augen trafen nie die seinen, und sie angelte nach Vorwänden, mit ihm zu streiten. Doch immer noch wagte er sich jeden Monat einmal hinaus in ihre Villa; es war eine harte Probe für ihre Geduld, und wenn der Besuch unmögliche Formen anzunehmen begann, stieg er die Treppe hinauf und verbrachte den Rest der Stunde bei ihren Kindern.

Eines Tags erschien er wiederum und ließ sie durch ihre Zofe um Gelegenheit zu einer Unterredung bitten. Es wurde ihm mitgeteilt, daß sie ihn kurz vor Sonnenuntergang im Französischen Garten empfangen wolle. Er war aus einem seltsamen, sentimentalen Antrieb von Lima heraufgekommen. Gleich allen einsamen Menschen hatte er den Begriff der Freundschaft mit einem göttlichen Glanz umkleidet: er bildete sich ein, daß die Leute, denen er auf der Straße begegnete, die miteinander lachten und einander beim Abschied umarmten, die Leute, die so liebenswürdig lächelnd miteinander speisten – es ist kaum zu glauben, aber er bildete sich ein, daß sie diesem freundschaftlichen Umgang ein großes Maß an Befriedigung abgewännen. So war er nun plötzlich von dem Gedanken erregt, Camila wiederzusehn, wieder ›Onkel Pio‹ genannt zu werden und für einen Augenblick all die

Vertraulichkeit und Stimmung ihres langen Vagabundendaseins wieder aufleben zu lassen.

Der Französische Garten lag am Südende der Stadt. Hinter ihm stiegen die höheren Gipfel der Anden auf, und vorne war eine Brustwehr, von der man ein tiefes Tal und Welle auf Welle von Bergen überblickte, die sich bis ans Meer erstreckten. Es war um die Stunde, wann die Fledermäuse niedrig fliegen und das kleinere Getier sorglos auf dem Erdboden spielt. Ein paar einsame Gestalten verweilten noch im Garten und starrten verträumt in den Himmel, aus dem nach und nach alle Farbe entschwand, oder lehnten an der Balustrade und blickten ins Tal hinab und lauschten, in welchem Dorf die Hunde anschlugen. Es war die Stunde, wann der Vater vom Feld heimkehrt und für einen Augenblick mit dem Hofhund, der an ihm emporspringt, spielt und ihm die Schnauze zuhält oder ihn auf den Rücken wirft. Die jungen Mädchen spähen nach dem ersten Stern, um einen Wunsch an ihn zu knüpfen, und die Burschen warten ungeduldig auf das Abendessen. Sogar die geschäftigste Mutter bleibt für einen Augenblick mit müßigen Händen in der Tür stehn und lächelt ihren lieben Plagegeistern zu.

Onkel Pio lehnte an einer der Marmorbänke und sah Camila auf sich zukommen.

»Ich habe mich verspätet«, sagte sie. »Es tut mir leid. Was habt Ihr mir zu sagen?«

»Camila . . .«, begann er.

»Mein Name ist Doña Micaela.«

»Ich möchte Euch nicht beleidigen, Doña Micaela, aber wenn Ihr Euch seit zwanzig Jahren habt Camila nennen lassen von mir, sollte ich meinen . . .«

»Oh, wie du willst. Wie du willst.«

»Camila, versprich mir, daß du mich anhören wirst. Versprich mir, daß du nicht bei meinen ersten Worten davonlaufen wirst.«

Sogleich brach sie mit unerwarteter Leidenschaftlichkeit los: »Höre, Onkel Pio, du bist wahnsinnig, wenn du glaubst, du kannst mich zur Rückkehr zum Theater bewegen. Ich blicke mit

Abscheu auf das Theater zurück, verstehst du? Das Theater! Wahrhaftig, das Theater! Der tägliche Lohn von Beleidigungen in diesem ekelhaften Getriebe! Merk dir, du verschwendest deine Zeit.«

Er antwortete sanft: »Ich möchte nicht haben, daß du zurückkehrst, wenn du glücklich bist mit diesen neuen Freunden.«

»Also du magst meine neuen Freunde nicht?« erwiderte sie schnell. »Wen bietest du mir an ihrer Stelle?«

»Camila, ich erinnere mich bloß –«

»Ich will nicht kritisiert werden. Ich brauche keinen Rat. Es wird gleich kühl werden, und ich muß in mein Haus zurück. Gib mich einfach auf, das ist das einzige. Schlag dir die Gedanken an mich aus dem Kopf!«

»Liebe Camila, du mußt nicht gleich zornig werden. Laß mich zu dir sprechen. Dulde mich wenigstens für zehn Minuten.«

Er begriff nicht, warum sie weinte. Er wußte nicht, was sagen. Er sprach drauflos:

»Du kommst nicht einmal mehr, dir eine Aufführung anzusehn, und alle bemerken es. Und das Publikum bleibt jetzt auch weg. Man setzt die Alte Comedia nur noch zweimal in der Woche an, und alle andern Abende gibt man diese neuen Possen in Prosa. Es ist langweilig und kindisch und unanständig. Kein Mensch kann mehr Spanisch sprechen, ja nicht einmal richtig stehn und gehn. Am Fronleichnamstag gab man *Belsazars Fest*, darin du so wundervoll warst. Jetzt war es schändlich.«

Eine Pause folgte. Ein lieblicher Zug Wolken kam gleich einer Herde Schafe vom Meere her und glitt aufwärts in die Täler zwischen den Bergen. Camila berührte plötzlich Onkel Pios Knie, und ihr Gesicht war wie ihr Gesicht vor zwanzig Jahren: »Verzeih mir, Onkel Pio, daß ich so schlecht bin. Jaime hatte wieder einen Anfall heute nachmittag. Man kann nichts dagegen tun. Er liegt da, so blaß und ... so verwundert. Man muß einfach an andre Dinge denken. Onkel Pio, es hätte keinen Sinn, wenn ich zum Theater zurückkehrte. Das Publikum kommt der Prosapossen wegen. Wir waren Narren, daß wir versuchten, die Alte Co-

media lebendig zu erhalten. Mögen die Leute die alten Stücke in Büchern lesen, wenn sie Lust haben. Es lohnt nicht die Mühe, gegen die Menge anzukämpfen.«

»Herrliche Camila, ich war nicht gerecht gegen dich, solange du beim Theater warst. Es war irgendein törichter Stolz in mir. Ich gönnte dir das Lob nicht, das du verdientest. Verzeih mir! Du bist stets eine sehr große Künstlerin gewesen. Wenn du dich unter den Leuten hier nicht glücklich fühlst, magst du vielleicht erwägen, nach Madrid zu gehn. Du würdest dort große Triumphe feiern. Du bist noch immer jung und schön. Es wird auch später noch Zeit sein, sich Doña Micaela nennen zu lassen. Es dauert nicht mehr lange, bis wir alt sind. Und bald werden wir tot sein.«

»Nein. Ich werde Spanien nie sehn. Die ganze Welt ist gleich, ob Madrid oder Lima.«

»Oh, wenn wir weg könnten auf irgendeine Insel, wo die Menschen dich kennen würden als die, die du bist; und dich lieben würden.«

»Du bist fünfzig, und du träumst noch immer von solchen Inseln, Onkel Pio!«

Er neigte den Kopf und murmelte: »Ich liebe dich doch Camila, wie ich dich stets lieben muß, und mehr, als ich sagen kann. Dich gekannt zu haben, ist genug für ein ganzes Leben. Du bist jetzt eine große Dame. Und du bist reich. Ich wüßte nicht mehr, wie ich dir helfen könnte. Aber ich bin stets bereit.«

»Wie sonderbar du bist«, sagte sie lächelnd. »Du sagtest das wie ein Knabe. Du scheinst nicht zu lernen mit den Jahren, Onkel Pio. Es gibt solche Dinge nicht: diese Liebe und diese Insel. Nur auf dem Theater sind sie zu finden.«

Er blickte beschämt, aber unüberzeugt drein.

Endlich erhob sie sich und sagte traurig: »Was reden wir da! Es wird kühl. Ich muß nach Hause. Du mußt dich zufrieden geben. Ich habe kein Herz mehr fürs Theater.« Eine Pause folgte »Und für das andre? . . . Ach, ich verstehe es nicht. Es ist einmal so. Ich muß das sein, was ich bin. Versuch weder das eine noch

das andre zu verstehn. Denk nicht nach über mich, Onkel Pio. Verzeih mir bloß, weiter nichts. Versuch bloß, mir zu verzeihn!«

Sie stand einen Augenblick schweigend und tastete nach etwas tief Empfundenem, um es ihm zu sagen. Die erste Wolke erreichte die Terrasse. Es wurde dunkel. Die letzten Nachzügler verließen den Garten. Sie dachte an Don Jaime und an Don Andrés und auch an ihn. Sie konnte die Worte nicht finden. Plötzlich beugte sie sich nieder und küßte seine Finger und schritt schnell hinweg. Er aber saß lange Zeit unter den heranziehenden Wolken, zitternd vor Glück, und versuchte, den Sinn von alledem zu ergründen.

Auf einmal verbreitete sich in ganz Lima die Kunde, Doña Micaela Villegas, die Dame, die einst Camila, die Perichole, gewesen, habe die Blattern. Hunderte andre Leute hatten ebenfalls die Blattern, aber das Interesse der Menge und ihre Schadenfreude richteten sich auf die Schauspielerin. Eine tolle Hoffnung durchlief die Stadt, daß ihre Schönheit, welche sie in den Stand versetzt hatte, die Klasse, der sie entstammte, zu verachten, Schaden nehmen werde. Aus dem Krankenzimmer drang die Neuigkeit, daß Camila lächerlich geworden sei, so weit gehe ihre Entstellung, und der Freudenbecher der Neidigen floß über. Sobald sie dazu fähig war, ließ sie sich aus der Stadt in ihre Villa im Gebirge tragen; sie ordnete den Verkauf ihres eleganten kleinen Stadtpalais an. Sie sandte ihre Schmuckstücke den Gebern zurück und verkaufte ihre feinen Kleider. Der Vizekönig, der Erzbischof und die wenigen Männer vom Hof, die ihre aufrichtigen Bewunderer gewesen waren, belagerten ihre Tür noch immer mit Botschaften und Geschenken; die Botschaften blieben unbeachtet, und die Geschenke wurden ohne eine Erklärung zurückgesandt. Niemand außer ihrer Pflegerin und ihren Dienerinnen war es seit dem Beginn ihrer Krankheit gestattet gewesen, sie zu sehn. Als Antwort auf seine wiederholten Versuche erhielt Don Andrés eine große Summe Geldes von ihr, und dazu einen Brief, der sich aus allem zusammensetzte, was an Bitterkeit und Stolz möglich war.

Wie alle schönen Frauen, welche unter unaufhörlichen Huldi-

gungen für ihre Schönheit aufgewachsen sind, nahm sie ohne Zynismus an, ihre Schönheit müsse notwendigerweise die Grundlage einer jeden Zuneigung zu ihr sein; hinfort müsse jede ihr gezollte Aufmerksamkeit mitleidsvoller Herablassung entspringen, welche ein wenig mit Befriedigung über solch völligen Umschwung getränkt sei. Diese Annahme, daß sie nun, da es mit ihrer Schönheit vorbei war, nicht mehr auf Ergebenheit zählen dürfe, rührte daher, daß sie sich Liebe niemals anders denn als Leidenschaft vorgestellt hatte. Solche Liebe mag sich wohl in Großmut und Rücksicht verschwenden, mag Visionen und große Dichtungen hervorbringen, bleibt aber eine der schärfsten Ausdrucksformen der Selbstsucht. Erst nach einer Läuterung durch Verspottung und große Zweifel kann sie ihren Platz unter den Tugenden einnehmen. Viele, die ihr ganzes Leben an die Liebe wendeten, können uns weniger über sie sagen als ein Kind, das gestern seinen Hund verloren hat. Als Camilas Freunde ihre Bemühungen fortsetzten, sie wieder in die Gesellschaft zu ziehn, wurde sie immer verbitterter und sandte beleidigende Antworten in die Stadt. Eine Zeitlang erzählte man sich, daß sie sich in den Schoß der Religion zurückziehe. Aber neue Gerüchte, daß auf dem kleinen Landgut alles Wut und Verzweiflung sei, widersprachen dem. Für die in ihrer Nähe Weilenden war die Verzweiflung schrecklich mitanzusehn. Camila war überzeugt, daß es mit ihrer Existenz vorbei sei, mit ihrer und der ihrer Kinder. In ihrem hysterischen Stolz hatte sie mehr zurückgezahlt, als sie schuldete, und zu der Verlassenheit und Düsternis ihrer Zukunft kam nun auch herannahende Armut. Es gab für sie nichts anders mehr, als ihre Tage in eifersüchtig bewahrter Einsamkeit hinzubringen, inmitten des kleinen, verfallenden Anwesens. Sie brütete stundenlang über der Schadenfreude ihrer Feinde, und man konnte hören, wie sie unter sonderbaren Schreien in ihrem Zimmer auf und ab schritt.

Onkel Pio ließ sich nicht entmutigen. Dadurch, daß er sich den Kindern nützlich machte, in die Bewirtschaftung des Gutes eingriff und heimlich mit Geld aushalf, verschaffte er sich Zutritt

zum Haus und bei der verschleierten Herrin. Camila aber, die in ihrem Stolz überzeugt war, daß er sie bedauere, schlug ihn auch dann noch mit der scharfen Klinge ihrer Zunge und fand seltsamen Trost darin, ihn mit Hohn zu überhäufen. Er liebte sie nur desto mehr, denn er verstand besser als sie selbst alle Stadien der Genesung ihrer gedemütigten Seele. Eines Tages jedoch ereignete sich ein Zufall, der ihn seinen Anteil an dieser Besserung kostete. Er stieß eine Tür auf.

Sie hatte gedacht, sie hätte sie verschlossen. Eine kurze Stunde lang war sie von einer törichten heimlichen Hoffnung erfüllt worden; sie hatte sich gefragt, ob sie nicht eine Paste aus Kreide und Milch bereiten könnte, um sie auf ihr Gesicht zu streichen. Sie, die so oft über die mehlbestäubten Großmütter am Hof gespottet hatte, fragte sich einige kurze Augenblicke, ob sie nicht beim Theater etwas gelernt habe, das ihr nun helfen könnte. Sie glaubte die Tür verschlossen zu haben, und mit hastigen Händen und klopfendem Herzen legte sie die Paste auf, diese groteske Blässe, und als sie in den Spiegel spähte und die Vergeblichkeit ihres Versuchs erkannte, erhaschte sie plötzlich das Bild Onkel Pios, der verwundert in der Tür stand. Mit einem Schrei sprang sie auf und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

»Geh! Geh! Verlaß mein Haus auf immer!« schrie sie. »Ich will dich nie mehr sehn!« In ihrer Beschämung trieb sie ihn mit haßerfüllten Schmähungen hinaus, verfolgte ihn durch den Gang und schleuderte ihm, was ihr in die Hände kam, über die Treppe nach. Sie schärfte ihrem Wirtschaftspächter ein, daß es Onkel Pio verboten sei, den Besitz zu betreten. Aber eine Woche lang setzte er seine Versuche, sie wiederzusehn, fort. Endlich kehrte er nach Lima zurück; er füllte die Zeit aus, so gut er konnte, aber er sehnte sich wie ein Achtzehnjähriger, bei ihr zu sein. Zuletzt ersann er eine List und ging wieder hinauf ins Gebirge, um sie auszuführen.

Eines Morgens stand er vor Tagesanbruch auf und legte sich unter ihrem Fenster auf die Erde. In der Dunkelheit ahmte er ein Weinen nach, und zwar, so täuschend er es vermochte, das Wei-

nen eines jungen Mädchens. Er fuhr darin eine volle Viertelstunde fort. Er ließ seine Stimme nicht über das Maß anschwellen, daß man in der Musik mit *piano* bezeichnen würde, aber er unterbrach sich häufig, weil er darauf vertraute, der Klang werde sich, falls Camila schlafe, wie durch wechselnde Stärke so durch wechselnde Dauer in ihr Bewußtsein einschleichen. Die Luft war kühl und angenehm. Der erste blasse Streifen von Saphir erschien über den Bergen, und im Osten flimmerte der Morgenstern mit jedem Augenblick in zarterem Feuer. Eine tiefe Stille umhüllte das Gehöft, nur ab und zu ließ ein Windhauch die Gräser aufseufzen. Plötzlich wurde in ihrem Zimmer eine Lampe angezündet, und einen Augenblick später wurde der Fensterladen zurückgeschlagen, und ein in Schleier gehüllter Kopf beugte sich weit heraus.

»Wer ist da?« fragte die wundervolle Stimme.

Onkel Pio schwieg.

Abermals fragte Camila, aber in einem von Ungeduld geschärften Ton: »Wer ist da? Wer weint da?«

»Doña Micaela, ich bitte Euer Gnaden, kommt heraus zu mir!«

»Wer bist du und was willst du?«

»Ich bin ein armes Mädchen. Ich bin Estrella. Ich bitte Euch, kommt und helft mir. Ruft nicht nach Eurer Zofe. Ich bitte Euch, Doña Micaela, kommt selbst!«

Camila schwieg einen Augenblick, dann sagte sie unvermittelt: »Gut, ich komme« und schloß den Fensterladen. Alsbald erschien sie um die Ecke des Hauses. Sie trug einen dicken Umhang, der im Tau nachschleifte. In einiger Entfernung blieb sie stehn und sagte: »Komm hierher, zu mir! – Wer bist du?«

Onkel Pio erhob sich. »Camila, ich bin es – Onkel Pio. Vergib mir, aber ich muß mit dir sprechen.«

»Heilige Mutter Gottes, wann werde ich befreit werden von diesem schrecklichen Menschen! Begreife doch endlich: Ich will niemand sehn. Ich will zu keiner Menschenseele reden. Mein Leben ist vorbei. Und damit gut.«

»Camila, bei unserm langen gemeinsamen Leben bitte ich dich,

gewähre mir Eines! Dann will ich gehn und dich nie wieder belästigen.«

»Ich gewähre dir nichts – nichts. Bleib mir vom Hals!«

»Ich verspreche dir, ich werde dich nie wieder belästigen, wenn du mich dieses eine Mal anhörst.« Sie eilte um das Haus herum zur Tür, und Onkel Pio war gezwungen, neben ihr herzulaufen, um sicher zu sein, daß sie hörte, was er ihr sagte. Sie blieb stehn:

»Was willst du also? Beeile dich! Es ist kalt. Mir ist nicht wohl. Ich muß in mein Zimmer zurück.«

»Camila, laß mich Don Jaime für ein Jahr mit mir nach Lima nehmen. Laß mich sein Lehrer sein. Laß mich ihn das Kastilische lehren. Hier ist er der Dienerschaft überlassen und lernt nichts.«

»Nein.«

»Camila, was soll aus ihm werden? Er hat einen guten Kopf und lernt gern.«

»Er ist leidend. Er ist schwächlich. Dein Haus ist ein Schweinekoben. Nur der Aufenthalt auf dem Land ist gut für ihn.«

»Aber in den letzten Monaten ging es ihm viel besser. Ich verspreche dir, ich werde mein Haus gründlich reinigen. Ich werde mich um eine Haushälterin an Madre Maria del Pilar wenden. Hier steckt er den ganzen Tag in den Stallungen. Ich werde ihn alles lehren, was ein Edelmann können soll: Fechten und Latein und Musik. Wir werden alles lesen, was –«

»Man kann eine Mutter nicht so von ihrem Kind trennen. Es ist unmöglich. Du bist verrückt, überhaupt daran gedacht zu haben. Gib es auf, an mich zu denken und an alles, was mich betrifft. Ich bin nicht mehr da. Ich und meine Kinder, wir werden uns fortbringen, so gut es geht. Versuch nicht mehr, mich zu stören. Ich will keinen Menschen sehn.«

Nun fühlte sich Onkel Pio gezwungen, ein hartes Mittel anzuwenden. »Dann zahl mir das Geld zurück, das ich ehemals für dich ausgegeben habe!« sagte er.

Camila stand regungslos, betroffen. Zu sich selbst sprach sie: »Das Leben ist zu furchtbar, um es zu ertragen. Wann werde ich sterben dürfen?« Nach einigen Augenblicken antwortete sie ihm

mit heiserer Stimme: »Ich habe sehr wenig Geld. Ich will dir zahlen, was ich kann. Ich werde es dir gleich zahlen. Ich habe ein paar Schmuckstücke hier. Dann brauchen wir einander nie wiederzusehn.« Sie schämte sich ihrer Armut. Sie tat ein paar Schritte, wandte sich dann um und sagte: »Jetzt sehe ich, daß du ein sehr harter Mensch bist. Aber es ist nur recht, daß ich dir zahle, was ich dir schulde.«

»Nein, Camila, ich habe das bloß gesagt, um meine Bitte zu erzwingen. Ich werde kein Geld von dir nehmen. Aber leihe mir Don Jaime für ein Jahr. Ich werde ihn lieb haben und ihm jede Sorgfalt widmen. Habe ich je dir geschadet? War ich dir ein schlechter Lehrer in allen jenen Jahren?«

»Es ist grausam von dir, immer wieder Dankbarkeit zu verlangen, Dankbarkeit, Dankbarkeit! Ich war dankbar – gut, gut! Aber nun, da ich nicht mehr dieselbe Frau bin, gibt es nichts, wofür ich dankbar zu sein hätte.« Ein Schweigen folgte. Ihre Augen ruhten auf dem Stern, der den ganzen Himmel in sein Wunder zu reißen schien. Ein großes Weh umklammerte ihr Herz, das Weh einer Welt, die sinnlos war. Endlich sagte sie: »Wenn Jaime mit dir gehn will, gut. Ich werde mit ihm sprechen. Wenn er mit dir gehn will, wirst du ihn zu Mittag im Gasthof finden. Gute Nacht. Geh mit Gott.«

»Geh mit Gott, Camila!«

Sie ging ins Haus. Zu Mittag erschien dann der ernste kleine Knabe im Gasthof. Seine feinen Kleider waren jetzt voller Flecke und zerrissen, und er trug nur ein kleines Bündel mit Wäsche. Seine Mutter hatte ihm ein Goldstück als Taschengeld gegeben und einen kleinen, im Dunkeln leuchtenden Stein, damit er ihn in seinen schlaflosen Nächten anblicken könne. Sie traten ihre Reise in einem Wagen an, aber Onkel Pio gewahrte bald, daß das Rütteln dem Knaben nicht bekam. Er trug ihn darum auf der Schulter. Als sie sich der Brücke von San Luis Rey näherten, bemühte sich Jaime, seine Schande zu verbergen, denn er fühlte einen dieser Augenblicke herannahen, die ihn von andern Menschen schieden. Er schämte sich ganz besonders, weil Onkel Pio

soeben einen seiner Freunde, einen Schiffskapitän, eingeholt hatte und, just als sie an die Brücke kamen, zu einer alten Dame sprach, die mit einem jungen Mädchen reiste. Onkel Pio sagte, sobald sie über die Brücke wären, wollten sie niedersitzen und rasten; aber wie es sich ergab, war das nicht mehr nötig.

Fünfter Teil

VIELLEICHT EINE FÜGUNG

Eine neue Brücke aus Stein ist an Stelle der alten erbaut worden, doch das Ereignis ist nicht in Vergessenheit geraten. Es wurde sprichwörtlich: »Vielleicht sehe ich dich Dienstag«, sagt ein Limaner, »wenn die Brücke nicht reißt.« »Mein Vetter lebt auf der Brücke von San Luis Rey«, sagt ein andrer, und ein Lächeln macht die Runde in der Gesellschaft, denn das bedeutet: unter dem Schwert des Damokles. Es gibt einige Gedichte auf den Unglücksfall, klassische Schöpfungen, welche in jeder peruanischen Anthologie zu finden sind, aber das eigentliche literarische Denkmal ist Bruder Junipers Buch.

Man kann Zufälle auf hunderterlei Arten zu erklären suchen. Bruder Juniper wäre nie auf seine Methode verfallen, wenn er nicht mit einem Magister der Universität von San Martin befreundet gewesen wäre. Die Ehefrau dieses Gelehrten hatte sich eines Morgens auf einem Schiff nach Spanien davongemacht, hinter einem Soldaten her, und hatte ihrem Mann die Sorge für zwei Töchter überlassen, die noch in der Wiege lagen. Er war von all der Bitterkeit besessen, die Bruder Juniper fremd war, und gewann eine Art Freude aus der Überzeugung, daß alles in der Welt schlecht sei. Er flüsterte dem Franziskaner Gedanken und Anekdoten ins Ohr, welche die Vorstellung von einem Weltenlenker Lügen straften. Da erschien dann ein Ausdruck des Kummers, beinahe des Besiegtseins, in des Franziskaners Augen; aber sogleich begann er geduldig zu erklären, warum solche Geschich-

ten für einen Gläubigen keine Schwierigkeit enthielten. »Es lebte einmal eine Königin von Neapel und Sizilien«, erzählte der Gelehrte etwa, »die entdeckte, daß sie ein böses Geschwür in der Seite trug. In großer Verzagtheit befahl sie ihren Untertanen, für sie zu beten, und ordnete an, daß alle Gewänder in Sizilien und Neapel mit Votivkreuzen zu besticken seien. Sie wurde sehr geliebt von ihrem Volk, und all dieses Beten und Sticken war aufrichtig, aber unwirksam. Nun liegt sie in der Pracht von Monreale, und ein paar Zoll über ihrem Herzen kann man die Worte lesen: *»Ich will nichts Böses fürchten.«*

Weil er eine lange Reihe solcher Verhöhnungen des Glaubens anhören mußte, fühlte Bruder Juniper, es sei an der Zeit, der Welt den Beweis zu liefern, den mathematisch erbrachten Beweis für die Überzeugung, die so hell und erregend in ihm glühte. Als die Pest sein liebes Dörfchen Puerto heimsuchte und eine große Zahl der Bauern dahinraffte, entwarf er heimlich eine Tabelle der Charaktereigenschaften von fünfzehn Opfern und fünfzehn Überlebenden, sozusagen eine Statistik ihres Werts *sub specie aeternitatis*. Jede Seele wurde auf Grund von zehn Punkten nach ihrer Sittenreinheit, ihrer Beflissenheit in der Befolgung der Religionsgebote und nach ihrer Wichtigkeit für ihre Familienangehörigen eingeschätzt. Hier ist ein Stück dieser anspruchsvollen Tabelle:

	Sittenreinheit	Frömmigkeit	Nützlichkeit
Alfonso G.	4	4	10
Nina	2	5	10
Manuel B.	10	10	0
Alfonso V.	−8	−10	10
Vera N.	0	10	10

Die Sache war schwieriger, als er vorhergesehn hatte. Fast jede Seele in solch einer abgelegenen Grenzgemeinde erwies sich als wirtschaftlich unentbehrlich, und die dritte Kolumne war daher so gut wie unnütz. Der Prüfer war genötigt, negative Werte einzusetzen, als er den Charakter des Alfonso V. untersuchte, der

nicht, wie Vera N., bloß einfach schlecht war: Alfonso war ein Prophet der Schlechtigkeit und mied nicht nur selber die Kirche, sondern verleitete andre, ihr fernzubleiben. Vera N. war in der Tat schlecht, aber sie war das Muster einer Andächtigen und die Hauptstütze einer vollen Hütte. Aus allen diesen betrüblichen Daten wußte Bruder Juniper für jeden Dorfbewohner eine Indexzahl zu errechnen. Er zog deren Summe für die fünfzehn Opfer und verglich sie mit der Summe für die fünfzehn Überlebenden, um schließlich zu entdecken, daß die Toten fünfmal mehr wert gewesen waren, gerettet zu werden. Es sah beinahe so aus, als wäre die Pest gegen die wirklich wertvollen Einwohner des Dorfes Puerto gerichtet gewesen. Und am Nachmittag unternahm Bruder Juniper einen Spaziergang am Ufer des Stillen Ozeans. Er zerriß seine Resultate und warf sie in die Wogen; er starrte wohl eine Stunde lang auf die großen perlfarbenen Wolken, die ewiglich am Himmelsrand über jenem Meer hängen, und gewann aus ihrer Schönheit eine Resignation, die zu untersuchen er seiner Vernunft nicht gestattete. Glaube und Tatsachen widersprechen einander mehr, als gemeinhin angenommen wird. Aber da war noch eine andre Geschichte (eine nicht so aufrührerische), die der Magister von San Martín zu erzählen wußte, und vermutlich gab sie Bruder Juniper den Wink für sein Verfahren nach dem Einsturz der Brücke von San Luis Rey.

Der Magister schritt eines Tags durch die Kathedrale von Lima und blieb stehn, um die Grabschrift einer adeligen Dame zu lesen. Er las mit immer weiter vorgeschobener Unterlippe, daß sie zwanzig Jahre lang der Mittelpunkt und die Freude ihres Heims und das Entzücken ihrer Freunde gewesen sei; daß von einer Begegnung mit ihr alle voll Staunens über ihre Tugend und Schönheit hinweggingen, und daß sie nun hier liege und auf die Wiederkehr des HERRN warte. Dem Magister aber war an diesem Tag vieles widerfahren, was ihn ärgerte, und von der Grabplatte aufblickend rief er in seiner Erbitterung: »Wie schamlos! Welche Aufdringlichkeit! Jedermann weiß, daß wir in dieser Welt nichts andres tun, als unserm Willen frönen. Warum diese Legende von

Selbstverleugnung verewigen? Warum dies lebendig erhalten, dieses Gerücht von Selbstlosigkeit?«

Und er beschloß, diese Verschwörung der Steinmetzen vor der Welt zu enthüllen. Die Frau war erst zwölf Jahre tot. Er machte ihre Dienerschaft, ihre Kinder und ihre Freundinnen ausfindig. Und überall, wohin er ging, hatten die teuren Züge ihres Wesens gleich einem zarten Duft sie überlebt, und wo immer ihrer erwähnt wurde, tauchte ein leidvolles Lächeln auf und die Beteuerung, daß Worte ihre holde Art nicht zu beschreiben vermöchten. Sogar ihren Enkelkindern wurde der Ungestüm der Jugend durch die Überlieferung erschwert, daß es möglich sei, so gut zu sein, wie sie es gewesen. Und unser Magister stand betroffen; nur daß er endlich murmelte: »Dennoch ist, was ich sagte, wahr. Diese Frau war eine Ausnahme, war vielleicht eine Ausnahme.«

Bei der Zusammenstellung seines Buchs über jene fünf Menschen scheint Bruder Juniper von der Furcht verfolgt gewesen zu sein, er könnte durch Weglassen der geringsten Kleinigkeit sich einen wichtigen Hinweis entgehn lassen. Je länger er arbeitete, je mehr fühlte er, daß er zwischen großen dunkeln Ahnungen herumtappe. Immer wieder trogen ihn Einzelheiten, welche aussahn, als wären sie bedeutungsvoll, wenn er sie nur richtig anzureihn wüßte. So schrieb er denn alles nieder, vielleicht mit dem Gedanken, es würden, wenn er (oder ein schärferer Verstand) das Buch zwanzigmal durchläse, die unzähligen Tatsachen plötzlich in Bewegung geraten, sich ordnen und ihr Geheimnis preisgeben. Der Koch der Marquesa de Montemayor erzählte ihm, daß Ihre Gnaden beinahe ausschließlich von Reis, Fischen und ein wenig Obst gelebt habe, und Bruder Juniper schrieb es auf, für den Fall, daß sich daraus eines Tags ein seelischer Zug enthüllen könnte. Don Rubío sagte von ihr, sie pflegte, ohne eingeladen zu sein, bei seinen Empfängen zu erscheinen, um die Silberlöffel zu stehlen. Eine Hebamme am Rande der Stadt behauptete, daß Doña Maria sie mit krankhaften Fragen aufgesucht habe, bis sie gezwungen gewesen sei, sie wie eine Bettlerin von der Tür zu

weisen. Der Buchhändler der Stadt beschrieb sie als eine der drei gebildetsten Personen in Lima. Die Frau ihres Pächters wußte zu berichten, sie sei sehr zerstreut, aber die Güte selbst gewesen. Die Kunst der Lebensbeschreibung ist schwerer, als gemeinhin angenommen wird.

Bruder Juniper fand, daß sich am wenigsten von denjenigen in Erfahrung bringen ließ, die am engsten mit den Objekten seiner Untersuchung verbunden gewesen waren. Madre Maria del Pilar sprach zu ihm des langen von Pepita, aber sie sagte ihm nichts von ihren eigenen ehrgeizigen Plänen für das Mädchen. Die Perichole war anfangs schwer zugänglich gewesen, bald aber mochte sie den Franziskaner sogar gut leiden. Ihre Schilderung Onkel Pios widersprach völlig den Bergen anwidernder Zeugnisse, die er anderswo gesammelt hatte. Der Andeutungen über ihren Sohn waren wenige, und sie wurden nur mit Pein zugestanden; sie brachten die Unterredung jäh zu Ende. Der Kapitän Alvarado erzählte, was er konnte, von Esteban und Onkel Pio. Die das meiste wissen von solchen Dingen, geben das wenigste preis.

Ich will euch mit Bruder Junipers Verallgemeinerungen verschonen. Wir bekommen sie allezeit zu hören. Er meinte, er sehe durch ein und dasselbe Ereignis die Bösen von Vernichtung heimgesucht und die Guten frühzeitig in den Himmel berufen. Er meinte, er sehe Stolz und Reichtum zuschanden geworden, als ein warnendes Beispiel für die Welt; er sehe Demut gekrönt und belohnt zur Erbauung der ganzen Stadt. Aber Bruder Juniper war nicht befriedigt von seinen Schlußfolgerungen. Es war just möglich, daß die Marquesa de Montemayor kein Ungeheuer an Geiz und Onkel Pio kein Ausbund von Zügellosigkeit gewesen war.

Das beendigte Buch kam einigen Richtern unter die Augen und wurde plötzlich für ketzerisch erklärt. Es wurde samt seinem Verfasser dazu verurteilt, auf dem großen Platz verbrannt zu werden. Bruder Juniper fügte sich der Entscheidung, daß der Teufel sich seiner bedient habe, um einen glänzenden Feldzug in Peru ins Werk zu setzen. Er saß in jener letzten Nacht in seiner Zelle

und versuchte, in seinem eigenen Leben den Plan zu entdecken, der ihm in fünf andern entgangen war. Er fühlte keine Auflehnung. Er war bereit, sein Leben hinzugeben für die Reinheit der Kirche, aber er sehnte sich danach, daß irgendwo eine Stimme Zeugnis ablege für ihn, es habe wenigstens seine Absicht dem wahren Glauben gegolten; er dachte, es gebe niemand auf der ganzen Welt, der ihm glaubte. Am nächsten Morgen aber, im Sonnenlicht, waren viele unter all dem Volk, die ihm glaubten, denn er wurde sehr geliebt.

Eine kleine Abordnung war aus dem Dorf Puerto gekommen, und Nina (Sittenreinheit 2, Frömmigkeit 5, Nützlichkeit 10) und andere standen mit verzerrten, verwirrten Gesichtern und sahen, wie ihr kleiner Franziskanerbruder den ihm verwandten Flammen übergeben wurde. Auch dann noch, auch dann noch verblieb in seinem Herzen eine widerspenstige Regung, die dabei beharrte, daß zumindest sein Schutzpatron ihn nicht völlig verdammt hätte, und er rief (weil er nicht wagte, einen größeren Namen anzurufen, da er in diesen Dingen so leicht einem Irrtum ausgesetzt zu sein schien) zweimal zum hl. Franziskus, und an eine Flamme gelehnt, lächelte er und starb.

Der Tag des Trauergottesdienstes war klar und heiß. Die Limaner, ihre schwarzen Augen von scheuem Entsetzen geweitet, strömten durch die Straßen in die Kathedrale und starrten dort auf den Hügel von schwarzem Samt und Silber. Der Erzbischof, in seine wundervollen und holzsteifen Gewänder eingeschlossen, schwitzte auf seinem Thron und lieh bisweilen sein Kennerohr den Feinheiten von Vittorias Kontrapunkt. Der Chor hatte die Seiten neu einstudiert, die Tomás Luis für seine Freundin und Gönnerin, die Kaiserin in Wien, als seinen Abschied an die Musik komponiert hatte, und all dieser Kummer und diese Süße, all dieser durch einen italienischen Filter quellende Realismus stiegen und sanken über einem Meer von Mantillas. Don Andrés kniete krank und verstört unter dem fahnen- und federngeschmückten Baldachin seiner Amtswürde. Er wußte, die Menge

blickte verstohlen nach ihm und erwartete, daß er den Vater spiele, der seinen einzigen Sohn verloren hat. Er fragte sich, ob die Perichole wohl anwesend sei. Er war niemals gezwungen gewesen, so lange auszuharren, ohne zu rauchen. Der Kapitän Alvarado schob sich für einen Augenblick von dem sonnigen Domplatz herein. Er blickte über die Felder schwarzer Haare und schwarzer Spitzen, auf die Parade der Kerzen und die Taue von Weihrauch. »Wie falsch, wie unwirklich!« sagte er und schob sich wieder hinaus. Er ging ans Meer hinab und setzte sich auf den Bordrand seines Schiffs und blickte hinunter in das klare Wasser.

»Glücklich sind die Ertrunkenen, Esteban«, sagte er.

Hinter dem Chorgitter saß die Äbtissin inmitten ihrer Mädchen. In der vergangenen Nacht hatte sie sich ein Idol aus dem Herzen gerissen, und das Erlebnis hatte sie bleich, aber nicht wankend gemacht. Sie hatte die Tatsache hingenommen, daß es nicht von Bedeutung war, ob ihr Werk fortbestünde oder nicht; es genügte, an dem Werk zu arbeiten. Sie war die Pflegerin, die die Kranken wartet, welche nie genesen; sie war der Priester, der stets von neuem die heilige Handlung vor einem Altar vollzieht, zu welchem keine Andächtigen kommen. Und keine Pepita würde dasein, ihr Werk zu vergrößern; es sänke zurück in die Trägheit und Gleichgültigkeit ihrer Ordensschwestern. Dem Himmel schien es zu genügen, daß für ein Weilchen in Peru eine selbstlose Liebe geblüht hatte und welkte. Sie stützte die Stirn in die Hand und folgte dem langen zärtlichen Bogen, den die Soprane im Kyrie aufrichteten. »Meine Zuneigung hätte mehr von dieser Tönung haben sollen, Pepita. Mein ganzes Leben hätte mehr von dieser Eigenschaft haben sollen. Ich bin zu geschäftig gewesen«, fügte sie reuevoll hinzu, und ihre Gedanken verloren sich im Gebet.

Camila war von ihrem Landgut aufgebrochen, um der Trauerfeier beizuwohnen. Ihr Herz war von Bestürzung und Verwunderung erfüllt. Hier war wieder eine Mahnung vom Himmel; dies war das dritte Mal, daß er zu ihr gesprochen hatte. Ihre

Blattern, Jaimes Krankheit und nun der Einsturz der Brücke – oh, das waren keine Zufälle! Sie schämte sich so sehr, als wären Schriftzeichen auf ihrer Stirn erschienen. Eine Verfügung aus dem Palast gab bekannt, daß der Vizekönig ihre beiden Töchter in eine Klosterschule nach Spanien sende. Das war recht so. Sie war allein. Achtlos raffte sie ein paar Sachen zusammen und machte sich zu der Trauerfeier auf den Weg in die Stadt. Aber sie mußte plötzlich an die ungeheure Volksmenge denken, die ihren Onkel Pio und ihren Sohn bestarren würde; an die große kirchliche Feier, die ihr als ein Abgrund erschien, der den geliebten Menschen verschlang, und an den Sturm des *dies irae*, worin der einzelne sich unter den Millionen der Toten verlor, Umrisse verschwammen und Züge verblaßten. Auf etwas mehr als dem halbem Weg bei dem Lehmkirchlein, das San Luis Rey geweiht war, angelangt, schlüpfte sie hinein und kniete an einen Pfeiler hin, um zu rasten. Sie durchforschte ihr Gedächtnis und suchte nach den Gesichtern jener beiden. Sie wartete auf das Auftauchen einer Empfindung. »Aber ich fühle nichts«, flüsterte sie. »Ich habe kein Herz. Sieh, ich will's nicht weiter versuchen, an etwas zu denken; laß mich nur eben rasten hier!« Und kaum hatte sie das gesagt, als wiederum dieser fürchterliche, unaussprechliche Schmerz sie durchdrang, diese Qual, daß sie nie zu Onkel Pio zu sprechen und ihm von ihrer Liebe zu sagen und nicht ein einziges Mal dem kleinen Jaime in seinen Leiden Ermutigung darzubieten vermocht hatte. Verstört erhob sie sich. »Alle lasse ich sie im Stich«, schrie sie auf. »Sie lieben mich, und ich lasse sie im Stich!« Sie kehrte auf ihr Landgut zurück und schleppte sich ein Jahr lang in diesem An-sich-selbst-Verzweifeln hin. Eines Tags erfuhr sie durch Zufall, daß auch die wundervolle Äbtissin bei dem nämlichen Unglück zwei Menschen, die sie liebte, verloren hatte. Ihre Näharbeit fiel ihr aus der Hand: dann würde *sie* wissen, sie würde es erklären können. »Aber nein, was könnte sie zu mir sagen! Sie würde nicht einmal glauben, daß solch ein Wesen wie ich jemand lieben oder verlieren kann.« Camila beschloß, nach Lima zu gehn und die Äbtissin von fern zu betrach-

ten. »Wenn ihr Gesicht mir sagt, daß sie mich nicht verachten würde, will ich zu ihr sprechen«, dachte sie.

Camila schlich sich in die Klosterkirche, und hinter einem Pfeiler verborgen, verliebte sie sich demütig in das schlichte alte Gesicht, obgleich es ihr ein wenig Furcht einflößte. Endlich suchte sie die Äbtissin auf.

»Mutter«, sagte sie, »ich . . . ich . . .«

»Kenne ich Euch, meine Tochter?«

»Ich war die Schauspielerin, die Perichole.«

»Ach ja. Oh, ich habe mir schon lange gewünscht, Euch kennen zu lernen, aber man sagte mir, Ihr wollt nicht gesehn werden. Auch Ihr, ich weiß es, habt jemand . . . habt zwei verloren beim Einsturz der Brücke von San . . .«

Camila hatte sich halb aufgerichtet und taumelte. Da! Wiederum dieser Anfall von Qual: die Hände der Toten, die sie nicht erreichen konnte. Ihre Lippen waren bleich. Ihr Kopf streifte der Äbtissin Knie: »Mutter, was soll ich tun? Ich bin ganz allein. Ich habe nichts auf der Welt. Ich liebe sie. Was soll ich tun?«

Die Äbtissin blickte sie aufmerksam an. »Meine Tochter, es ist heiß hier. Kommt in den Garten. Ihr könnt ausruhen dort.« Sie bedeutete einem Waisenmädchen, ein Glas Wasser zu bringen. Unterdessen sprach sie weiter zu Camila. »Ich habe schon lange gewünscht, Euch kennenzulernen, Señora. Schon vor dem Unglück habe ich das sehr gewünscht. Man sagte mir, bei den *autos sacramentales* seid Ihr eine sehr große und wundervolle Schauspielerin in *Belsazars Fest* gewesen.«

»Oh, das dürft Ihr nicht sagen, Mutter. Ich bin eine Sünderin. So dürft Ihr nicht sprechen.«

»Hier trinkt das, mein Kind! Wir haben einen schönen Garten, findet Ihr nicht auch? Ihr werdet oft kommen und uns besuchen und dann werdet Ihr auch Schwester Juana kennenlernen, unsre Obergärtnerin. Bevor sie ins Kloster eintrat, hatte sie, man kann sagen, noch nie einen Garten gesehn, denn sie arbeitete in den Bergwerken hoch droben im Gebirge. Nun blüht und gedeiht alles unter ihren Händen. – Ein Jahr ist vergangen,

Señora, seit unserm Unglück. Ich verlor zwei, die Kinder gewesen waren in meinem Waisenhaus, aber Ihr, Ihr habt ein leibliches Kind verloren?«

»Ja, Mutter.«

»Und einen lieben Freund?«

»Ja, Mutter.«

»Erzählt mir . . .«

Und dann kam, inmitten von Schwester Juanas Springbrunnen und Rosen, die ganze Flut von Camilas langer Verzweiflung, ihrer einsamen, starrsinnigen Verzweiflung seit ihrer Mädchenzeit, auf diesem dunkeln, freundlichen Schoß zur Ruhe.

Aber wo gäbe es Bücher genug, alle diese Ereignisse aufzunehmen, die nicht dieselben gewesen wären ohne den Einsturz der Brücke? Aus solch einer Unzahl wähle ich noch eines.

»Die Condesa d'Abuirre wünscht Euch zu sprechen«, sagte eine Laienschwester in der Tür zur Schreibstube der Äbtissin.

»Ja«, sagte die Äbtissin und legte die Feder hin, »wer ist das?«

»Sie ist soeben aus Spanien gekommen. Mehr weiß ich nicht.«

»Oh, das bedeutet Geld, Inez, Geld für mein Blindenhaus. Schnell, heiße sie eintreten!«

Mit modischer Lässigkeit betrat die schlanke Schöne den Raum. Doña Clara, die sich gewöhnlich so angemessen zu benehmen wußte, schien diesmal befangen zu sein. »Seid Ihr beschäftigt, teure Mutter, oder darf ich eine Weile mit Euch sprechen?«

»Ich bin vollkommen frei, meine Tochter. Ihr werdet das Gedächtnis einer alten Frau entschuldigen; kenne ich Euch von früher?«

»Meine Mutter war die Marquesa de Montemayor . . .« Doña Clara argwöhnte, die Äbtissin habe ihre Mutter nicht sehr bewundert, und wollte die ältere Frau nicht sprechen lassen, ehe sie selbst nicht eine lange, leidenschaftliche Verteidigung Doña Marias vorgebracht hätte. Die modische Lässigkeit verschwand bei ihren Selbstanklagen. Dann erzählte ihr die Äbtissin von Pepita und Esteban und von Camilas Besuch. »Wir alle, wir alle haben

gefehlt. Man wünscht sich, dafür bestraft zu werden. Man ist bereit, jede Art von Buße hinzunehmen, aber wißt Ihr, meine Tochter, wenn wir lieben – ich wage es kaum zu sagen – wenn wir lieben, scheinen sogar unsre Verfehlungen nicht lange zu währen.«

Die Condesa zeigte der Äbtissin Doña Marias letzten Brief. Madre Maria wagte nicht laut zu sagen, wie groß ihr Erstaunen war, daß solche Worte (Worte, die seither von der ganzen Welt in begeistertem Entzücken nachgemurmelt wurden) dem Herzen von Pepitas Herrin entspringen konnten. »Nun lerne«, gebot sie sich selbst, »lerne endlich, daß du überall der Gnade gewärtig sein magst!« Und wie ein Mädchen wurde sie von Glückseligkeit erfüllt bei diesem neuen Beweis, daß sich die Zeichen dessen, wofür sie lebte, allüberall fanden; daß die Welt bereit war. »Wollt Ihr mir etwas zuliebe tun, meine Tochter? Wollt Ihr Euch von mir mein Werk zeigen lassen?«

Die Sonne war untergegangen, aber die Äbtissin wies mit einer Laterne den Weg durch die vielen Gänge. Doña Clara sah die Alten und die Jungen, die Kranken und die Blinden, am meisten aber sah sie die müde, unverzagte alte Frau, die sie führte. Mitunter blieb die Äbtissin in einem der Klostergänge stehn und sagte plötzlich: »Ich muß immer denken, daß sich irgend etwas für die Taubstummen tun ließe. Es scheint mir, ein geduldiger Mensch könnte . . . könnte eine Sprache für sie ersinnen. Ihr wißt, es gibt ihrer Hunderte und aber Hunderte in Peru. Erinnert Ihr Euch, ob irgendwer in Spanien eine Möglichkeit für sie gefunden hat? Nein? Nun, eines Tags wird sie gefunden werden.« Oder ein wenig später: »Wißt Ihr, ich glaube immer, es ließe sich etwas für die Irren tun. Ich bin alt, müßt Ihr wissen, und ich kann nicht dahin gehn, wo solche Dinge besprochen werden aber ich beobachte diese Armen bisweilen, und es scheint mir . . . In Spanien behandelt man sie jetzt mit Güte, nicht wahr? Mir scheint es, als wäre da ein Geheimnis verborgen, uns eben noch verborgen, nur hinter der nächsten Ecke. Wenn Ihr wieder in Spanien seid und eines Tags von etwas hört, was uns da helfen

könnte, werdet Ihr es mir schreiben ... wenn Ihr nicht zu sehr beschäftigt seid, nicht wahr?«

Zuletzt, als Doña Clara auch noch die Küchen gesehn hatte, sagte die Äbtissin: »Nun werdet Ihr mich entschuldigen, denn ich muß zu den Schwerkranken gehn und ihnen ein paar Worte sagen, über die sie nachdenken können, wenn sie keinen Schlaf finden. Ich will Euch nicht auffordern, mit mir zu kommen, denn Ihr seid nicht gewöhnt an solche ... solche Laute und Anblicke. Und überdies spreche ich zu ihnen bloß, wie man zu Kindern spricht.« Sie blickte mit ihrem bescheidenen, wehmütigen Lächeln zu der Condesa auf. Plötzlich eilte sie weg und kam gleich darauf mit einer ihrer Helferinnen zurück, einer, die gleichfalls in die Geschichte von der Brücke verwickelt und früher einmal Schauspielerin gewesen war. »Sie muß bald gehn«, sagte die Äbtissin, »denn es gibt Arbeit für sie drüben am andern Ende der Stadt, und sobald ich hier gesprochen habe, muß auch ich Euch verlassen, denn der Mehlhändler wird nicht länger auf mich warten wollen und unsre Auseinandersetzung wird lange dauern.«

Aber Doña Clara stand in der Tür, als die Äbtissin, die Laterne neben sich auf dem Boden, zu den Kranken sprach. Madre Maria lehnte mit dem Rücken an einem Pfosten; die Kranken lagen in Reihen da, sahen zur Decke hinauf und versuchten, den Atem anzuhalten. Sie sprach an diesem Abend von all den Vielen draußen im Dunkel (sie dachte an Esteban in seiner Einsamkeit, an Pepita in ihrer Einsamkeit), die niemand hatten, an den sie sich wenden konnten; von den Vielen, für die die Welt vielleicht mehr als schwer war, für die sie sinnlos zu sein schien. Und diese hier, die in ihren Betten lagen, fühlten, daß sie von einer Mauer beschützt waren, welche die Äbtissin für sie gebaut hatte; hier innen war alles Licht und Wärme, und draußen war die Finsternis, welche sie nicht einmal für Befreiung von ihren Schmerzen und vom Sterben eingetauscht hätten. Doch noch während sie sprach, gingen der Äbtissin andere Gedanken durch den Sinn. »Schon jetzt«, so dachte sie, »erinnert sich fast niemand

mehr Estebans und Pepitas, als nur ich. Camila allein gedenkt ihres Onkels Pio und ihres Sohns; diese Frau ihrer Mutter. Bald aber werden wir alle sterben, und alles Angedenken jener fünf wird dann von der Erde geschwunden sein, und wir selbst werden für eine kleine Weile geliebt und dann vergessen werden. Doch die Liebe wird genug gewesen sein; alle diese Regungen von Liebe kehren zurück zu der einen, die sie entstehen ließ. Nicht einmal eines Erinnerns bedarf die Liebe. Da ist ein Land der Lebenden und ein Land der Toten, und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe – das einzige Bleibende, der einzige Sinn.«

Die Iden des März

Dieses Werk
ist zwei Freunden gewidmet:
LAURO DE BOSIS
dem römischen Dichter,
der sein Leben verlor beim Versuch,
einen Widerstand
gegen die absolute Macht Mussolinis zu sammeln:
von den Flugzeugen des Duce verfolgt,
stürzte das seine ins
Tyrrhenische Meer;
und
EDWARD SHELDON
der, unbeweglich und blind,
gleichwohl mehr als zwanzig Jahre lang
vielen Menschen Weisheit, Lebensmut
und Heiterkeit spendete.

»Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure, . . .«
Goethe: Faust, II.

Glosse: In Furcht und Schaudern zu erkennen, daß es ein Unerkennbares gibt, daraus entspringt alles Beste für den Menschen bei den Erkundungsflügen seines Geistes – wenngleich diese Erkenntnis ihn oft zu Aberglauben, sklavischer Abhängigkeit und übermäßiger Zuversicht verleitet.

Historische Rekonstruktion ist nicht eine der Hauptabsichten dieses Werks. Man könnte es vielleicht eine Phantasie über gewisse Ereignisse und Personen aus den letzten Tagen der Römischen Republik nennen.

Die größte Freiheit, die sich der Verfasser nahm, besteht in der Verlegung eines Ereignisses des Jahres 62 v. Chr. – der Entweihung der Mysterien der Bona Dea durch Clodia Pulcher und ihren Bruder – auf die Feier dieser Riten siebzehn Jahre später, am 11. Dezember 45.

Im Jahre 45 wären manche der vorkommenden Personen nicht mehr am Leben gewesen: Clodius, den gedungene Mörder auf einer Landstraße getötet hatten; Catull, wenngleich wir nur das Wort des hl. Hieronymus dafür haben, daß er schon im Alter von dreißig Jahren starb; der Jüngere Cato, der sich einige Monate früher in ebendiesem Jahr, nach vergeblichem Widerstand gegen Caesars absolute Macht, in Afrika selber den Tod gab; und Caesars Tante, die Witwe des großen Marius, die sogar schon vor 62 gestorben war. Und lange vor dem Jahre 45 hatte sich Caesar von seiner zweiten Frau, Pompeia, scheiden lassen und seine dritte, Calpurnia, geheiratet.

Einiges in diesem Werk, was am meisten den Anschein erwecken könnte, vom Verfasser erfunden zu sein, ist dagegen geschichtliche Tatsache: Cleopatra traf im Jahre 46 in Rom ein und wurde von Caesar in seiner Villa jenseits des Tibers untergebracht; sie blieb da bis zu seiner Ermordung, nach der sie fluchtartig in ihr Land zurückkehrte. Ob Marcus Junius Brutus der Sohn Caesars war, wird fast von jedem Geschichtsforscher, der sich mit Caesars Privatleben befaßte, erwogen und allgemein verneint. Daß Caesar eine Perle von unvergleichlichem Wert Servilia zum Geschenk machte, ist geschichtlich. Den Gedanken der verschwörerischen Schneeballenbriefe legten Ereignisse unserer Tage sehr nahe.

Solche Briefe wurden in Italien von Lauro de Bosis gegen die faschistische Herrschaft in Umlauf gesetzt, wie es heißt, auf den Rat Bernard Shaws.

Die Aufmerksamkeit des Lesers sei auf die Form gelenkt, in welcher der Stoff dargeboten ist:

Innerhalb eines jeden der vier Bücher sind die Dokumente in annähernd zeitlicher Folge wiedergegeben. Im ersten umfassen sie den September 45 v. Chr. Das zweite, das Material zu Caesars Untersuchung über das Wesen der Liebe enthält, beginnt früher und durchläuft den ganzen September und Oktober. Das dritte, vornehmlich von Religion handelnd, beginnt noch früher, durchläuft den ganzen Herbst und schließt mit den Zeremonien zu Ehren der Guten Göttin im Dezember. Und das vierte, das alle Untersuchungen Caesars zusammenfaßt, besonders über die Rolle, welche er selbst vielleicht als ein Werkzeug des »Schicksals« spielte, beginnt mit dem frühesten Dokument des ganzen Bandes und schließt mit Caesars Ermordung.

Alle Dokumente sind frei erfunden, mit Ausnahme der Gedichte Catulls und der letzten, aus Suetons »Leben der Caesaren« entnommenen Eintragung.

Quellenmaterial über Cicero ist im Überfluß vorhanden; über Cleopatra spärlich; über Caesar reichlich, aber es ist oft rätselhaft und von politischem Vorurteil verzerrt. Das Folgende ist eine durch die Ungleichheiten dieser Überlieferungen angeregte mutmaßliche Darstellung.

THORNTON WILDER

ERSTES BUCH

I Der Vorsteher des Augurncollegiums an Gaius Julius Caesar, Obersten Priester und Dictator des römischen Volks.

[1. September 45 v. Chr.]

(Abschriften an den Priester des Capitolinischen Jupiter etc.; an die Vorsteherin des Collegiums der Vestalinnen etc., etc.)

Dem ehrwürdigen Pontifex maximus:
Sechster Bericht unter diesem Datum.
Ablesungen aus dem Mittagsopfer:
Eine Gans: Flecke auf Herz und Leber. Bruch des Zwerchfells.
Zweite Gans und ein Hahn: Nichts Bemerkenswertes.
Eine Taube: Unheilbedeutender Zustand; Niere verlagert, Leber vergrößert und gelb verfärbt; Rosenquarz im Kropf. Weitere, eingehende Untersuchung wurde angeordnet.
Zweite Taube: Nichts Bemerkenswertes.
Beobachtete Flüge: Ein Adler von drei Meilen nördlich des Bergs Soracte bis zur Grenze des Gesichtsfelds über Tivoli. Der Vogel zeigte bei seiner Annäherung an die Stadt einige Unsicherheit in der Wahl der Richtung.
Donner: Keiner gehört seit dem zuletzt gemeldeten vor zwölf Tagen.
Dem ehrwürdigsten Pontifex maximus Gesundheit und langes Leben.

I-A Weisungen Caesars an seinen Sekretär für Kultusangelegenheiten. Vertraulich.

1. Verständige den Vorsteher des Collegiums, daß es unnötig ist, mir täglich fünfzehn dieser Berichte zu senden. Ein einziger, summarischer Bericht über die Beobachtungen des Vortags genügt.
2. Wähle aus den Berichten der letzten vier Tage drei bezeich-

nend günstige und drei ungünstige Auspizien. Ich werde sie vielleicht heute im Senat brauchen.
3. Verfasse und versende eine Kundmachung folgenden Inhalts: Mit der Einführung des neuen Kalenders wird die Gedenkfeier der Stadtgründung am siebzehnten Tag eines jeden Monats nunmehr zu einem Staatsakt von höchster Bedeutung erhoben. Der Pontifex maximus wird, wenn er in der Stadt weilt, jedesmal anwesend sein.

Das ganze Ritual ist mit den folgenden Zusätzen und Abänderungen einzuhalten:
Zweihundert Soldaten haben zur Stelle zu sein und die Anrufung des Mars zu sprechen, wie auf Militärstationen üblich.
Die Anbetung der Rhea wird durch die Vestalinnen erfolgen.
Die Vorsteherin des Collegiums ist persönlich verantwortlich für tadellose Durchführung, für vollzählige Anwesenheit und würdiges Benehmen der Teilnehmerinnen.
Die Übelstände, die sich in das Ritual eingeschlichen haben, sind sogleich abzustellen; diese Zelebrantinnen werden bis zur Schlußprozession unsichtbar bleiben, und von der mixolydischen Tonart ist kein Gebrauch zu machen.
Das Testament des Romulus ist gegen die der Aristokratie vorbehaltenen Sitze gerichtet zu verlesen.
Die Priester, welche in den Responsorien mit dem Pontifex maximus abwechseln, müssen ihren Text fehlerlos innehaben. Priester, die sich dabei auch nur die geringste Nachlässigkeit zuschulden kommen lassen, erhalten dreißig Tage Ausbildung und sind zum Dienst in den dortigen Tempeln nach Afrika und Britannien zu senden.

I-B Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[Eine Beschreibung dieses Tagebuchbriefs findet sich am Anfang des Dokuments III.]

968. *[Über religiöse Bräuche.]*

Dem Paket dieser Woche schließe ich ein halbes Dutzend der unzähligen Berichte bei, die ich als Pontifex maximus von den Augurn, Wahrsagern, Himmelsbeobachtern und Hühnerwärtern erhalte.

Ich lege auch die Weisungen bei, die ich für die allmonatliche Gedenkfeier der Stadtgründung gegeben habe.

Was ist zu tun?

Ich habe diese Last von Aberglauben und Unsinn geerbt. Ich regiere unzählige Menschen, muß aber erkennen, daß ich von Vögeln und Donnerschlägen regiert werde.

Das alles hemmt und hindert häufig die Staatsführung; es schließt tagelang und sogar wochenlang die Tore des Senats und der Gerichtshöfe; es hält mehrere tausend Personen beschäftigt. Jedermann, der etwas damit zu tun hat, einschließlich des Pontifex maximus, manipuliert damit zu seinem eigenen Vorteil.

Eines Nachmittags im Rheintal verboten mir die Augurn unsres Hauptquartiers, mich mit dem Feind in eine Schlacht einzulassen. Anscheinend waren unsre heiligen Hühner beim Fressen sehr wählerisch gewesen. Gevatterinnen Kratzefuß traten beim Gehn mit den Füßen übereinander. Sie spähten häufig zum Himmel auf und über die Schulter zurück, und das mit gutem Grund. Auch ich war beim Betreten des Tals durch die Wahrnehmung entmutigt worden, daß es ein Aufenthalt von Adlern war. Mit uns Feldherren ist es so weit gekommen, daß wir den Himmel mit den Augen einer Henne betrachten müssen. Ich gab für einen Tag nach, obgleich darin, daß ich den Feind hätte überraschen können, einer meiner wenigen Vorteile lag und ich befürchten mußte, am Morgen auf gleiche Weise gehindert zu werden. An diesem Abend jedoch machte ich mit Asinius Pollio einen Gang durch den Wald; wir sammelten zwei Dutzend Larven und Raupen; wir zerschnitten sie mit unseren Dolchmessern in kleine Stücke und streuten sie in das geheiligte Fütterungsgehege. Am nächsten Morgen wartete das ganze Heer in großer Spannung darauf, den Willen der Götter zu erfahren. Die Schicksalsvögel

wurden zum Fressen hinausgelassen. Sie überblickten zunächst den Himmel und stießen dieses Alarmgegacker aus, das genügt, zehntausend Mann zum Halten zu bringen; dann wandten sie den Blick ihrem Frühstück zu. Beim Hercules, die Augen sprangen ihnen fast aus dem Kopf! Sie ließen Schreie verzückter Gefräßigkeit ertönen; sie stürzten sich wie wild auf ihre Mahlzeit; und so war mir denn erlaubt, die Schlacht von *[Köln]* zu gewinnen.

Vor allem aber wird durch diese Observanzen der wahre Lebensgeist im Gemüt des Menschen angegriffen und untergraben. Sie gewähren unsern guten Römern, vom Kehrichtfeger bis zum Consul, ein unbestimmtes Gefühl der Zuversicht, wo es keine Zuversicht gibt, und flößen ihnen gleichzeitig eine Ängstlichkeit ein, die weder zum Handeln anspornt noch den Geist erfinderisch macht, sondern nur lähmt. Sie nehmen von den Schultern der Menschen die unerläßliche Verpflichtung, in jedem Augenblick ihr eignes Rom zu schaffen. Sie sind uns, durch den Brauch unsrer Vorfahren geheiligt, überkommen und atmen die Geborgenheit unsrer Kindheit; sie schmeicheln der Untätigkeit und trösten die Unzulänglichkeit.

Mit den andern Feinden der Ordnung läßt sich fertig werden: mit den planlosen Umtrieben und der Gewalttätigkeit eines Clodius; der grollenden Unzufriedenheit eines Cicero und eines Brutus, von Mißgunst geboren und vom feingesponnenen Klügeln altgriechischer Texte genährt; mit den Verbrechen und der Habgier meiner Proconsuln und Beauftragten. Aber was vermag ich gegen Teilnahmslosigkeit, die froh ist, sich in den Mantel der Frömmigkeit hüllen zu können; die mir erzählt, Rom werde durch über allem wachende Götter aus jeder Gefahr errettet werden, oder sich damit bescheidet, daß Rom untergehn werde, weil die Götter böswillig seien?

Ich neige nicht zu düsterem Hinbrüten, aber ich ertappe mich oft beim Nachsinnen über diese Dinge.

Was ist zu tun?

Manchmal, mitten in der Nacht, versuche ich mir vorzustellen, was geschähe, wenn ich das alles abschaffte; wenn ich, der Dic-

tator und Pontifex maximus, jede Beachtung von Glücks- und Unglückstagen abschaffte, alles Beschauen von Eingeweiden, Beobachten von Vogelflügen und von Donner und Blitz; wenn ich alle Tempel schlösse bis auf den des Capitolinischen Jupiter. Und was ist's mit Jupiter?

Davon sollst Du mehr hören.

Bereite Dich in Gedanken, mich zu leiten.

Am nächsten Abend.

[Der Brief ist auf griechisch fortgesetzt.]

Wieder ist es Mitternacht, mein lieber Freund. Ich sitze an meinem Fenster und wünsche mir, man sähe daraus auf die schlafende Stadt hinab und nicht auf die transtiberischen Gärten der Reichen. Die Motten tanzen um meine Lampe. Der Fluß spiegelt kaum ein verstreutes Licht der Sterne. Drüben auf dem andern Ufer streiten ein paar trunkene Bürger in einer Taverne, und mitunter trägt die Luft meinen Namen herüber. Ich bin von der Seite meiner schlafenden Frau aufgestanden und habe versucht, meine Gedanken durch Lesen im Lucretius zur Ruhe zu bringen.

Mit jedem Tag fühle ich einen größeren Druck auf mir, der von der Stellung kommt, die ich innehabe. Ich werde mir mehr und mehr bewußt, wieviel sie mir zu vollbringen ermöglicht, wieviel zu vollbringen sie mich aufruft.

Aber was sagt sie mir? Was fordert sie von mir?

Ich habe der Welt den Frieden gebracht; ich habe die Wohltaten des römischen Rechts auf unzählige Menschen ausgedehnt; gegen großen Widerstand erstrecke ich auf sie auch die Bürgerrechte. Ich habe den Kalender reformiert; unsre Tage sind durch eine brauchbare Anpassung an die Umläufe von Sonne und Mond geregelt. Ich sorge dafür, daß die Welt gleichmäßig ernährt werde; meine Gesetze und meine Schiffe werden Ausfall und Überschuß von Ernten dem allgemeinen Bedarf gemäß ausgleichen. Nächstens wird die Folter aus dem Strafgesetzbuch verschwinden.

Aber das alles ist nicht genug. Diese Maßnahmen waren bloß das Werk eines Feldherrn und Landesverwalters. Mit ihnen bin

ich für die Welt, was jeder Vorsteher für sein Dorf ist. Andres bleibt zu tun, aber was? Ich habe ein Gefühl, als wäre ich nun, nun erst bereit zu *beginnen*. Das Lied, das auf aller Lippen ist, nennt mich *›Vater‹*.

Zum erstenmal in meinem öffentlichen Leben bin ich unsicher. Meine Handlungen stimmten bisher mit einem Grundsatz überein, den ich einen Aberglauben nennen könnte: nichts versuchsweise zu tun. Ich beginne eine Handlung nicht, um durch ihre Ergebnisse belehrt zu werden. Weder in der Kriegführung noch in der Politik tue ich etwas ohne äußerst genau bestimmte Absichten. Taucht ein Hindernis auf, entwerfe ich sogleich einen neuen Plan, dessen jede mögliche Folge mir klar ist. Von dem Augenblick an, da ich sah, daß Pompeius einen kleinen Teil jedes Vorhabens dem *Zufall* überließ, wußte ich, daß ich Herr der Welt sein würde.

Die Unternehmen jedoch, die mir nun vorschweben, schließen Elemente ein, deren gewiß zu sein, ich nicht gewiß bin. Um sie in die Tat umzusetzen, muß ich mir klar sein, welches im Leben des Durchschnittsmenschen seine Ziele sind und wessen die menschliche Natur fähig ist.

Der Mensch – was ist das? Was wissen wir von ihm? Seine Götter, seine Freiheit, sein Geist, sein Lieben, sein Schicksal, sein Tod – was bedeuten sie? Du erinnerst Dich wohl, wie wir, noch halbe Knaben, in Athen und dann später, vor unserm Zelt in Gallien, diese Dinge im Gespräch endlos hin und her wendeten. Ich bin wieder ein Jüngling, der philosophiert. Wie Plato, dieser gefährliche Berücker, sagt: Die besten Philosophen der Welt sind Knaben, denen der erste Flaum am Kinn wächst. Ich bin wieder ein Knabe.

Aber sieh nun, was ich mittlerweile in dieser Sache der Staatsreligion getan habe! Ich habe sie gepölzt durch Wiedereinführung der allmonatlichen Gedenkfeier der Stadtgründung.

Ich tat das vielleicht, um in mir selbst zu erforschen, was ich an letzten Spuren von Gläubigkeit da zu entdecken vermag. Auch schmeichelt es mir, zu wissen, daß ich in religiösen Dingen von

allen Römern am kundigsten bin, wie meine Mutter das vor mir war. Ich gestehe, daß mich, während ich die ungefügen Gebete spreche und die Schritte und Gebärden des verwickelten Rituals ausführe, eine wirkliche Gemütsbewegung erfüllt; aber diese Gemütsbewegung steht in keiner Beziehung zur übernatürlichen Welt: Ich erinnere mich, wie ich mit neunzehn Jahren als Priester des Jupiter zum Capitol hinaufstieg, meine Cornelia mir zur Seite, die ungeborene Julia unter ihrem Gürtel. Welchen Augenblick, der jenem gleichkäme, hat das Leben seitdem geboten?
Still! Soeben ist die Wache vor meiner Tür abgelöst worden. Die Posten haben ihre Schwerter aneinandergeschlagen und das Losungswort getauscht. Das Losungswort für heute nacht lautet: CAESAR WACHT.

II Die Herrin Clodia Pulcher, aus ihrer Villa in Baiae an der Bucht von Neapel, dem Wirtschafter ihres Hauswesens in Rom.
[3. September 45 v. Chr.]

Mein Bruder und ich geben ein Gastmahl am letzten Tag des Monats. Wenn diesmal irgend etwas nicht klappt, werde ich einen andern an Deine Stelle setzen und Dich zum Kauf ausbieten.
Einladungen ergingen an den Dictator, seine Frau und seine Tante; an Cicero; an Asinius Pollio; und an Gaius Valerius Catullus. Das Ganze wird nach der alten Sitte gehalten sein, das heißt, die Frauen werden erst während der eigentlichen Mahlzeit anwesend und nicht gelagert sein.
Wenn der Dictator die Einladung annimmt, wird das strengste Zeremoniell einzuhalten sein. Fang schon jetzt mit der Dienerschaft zu proben an: den Empfang vor der Tür, das Tragen des Sessels, den Rundgang durchs Haus und den Abschied. Sorge dafür, zwölf Trompeter zu mieten. Verständige die Priester uns-

res Tempels, daß sie die dem Pontifex maximus beim Empfang gebührende Zeremonie zu vollziehn haben werden.
Nicht nur Du, auch mein Bruder wird die für den Dictator bestimmten Gerichte in seiner Gegenwart vorkosten, wie das in früheren Tagen geschah.
Die Speisenfolge wird von den neuen Zusatzanträgen zum Aufwandgesetz abhängen. Wenn sie bis zum Tag des Gastmahls angenommen sind, wird der ganzen Gesellschaft nur einerlei Hauptgericht gereicht werden. Und zwar das ägyptische Ragout von Meertieren, das Dir der Dictator einmal beschrieben hat. Ich weiß gar nichts darüber; geh sogleich zu seinem Küchenmeister und bring in Erfahrung, wie es zubereitet wird. Sobald Du Dich des Rezepts versichert hast, laß es mindestens dreimal machen, um Dich zu vergewissern, daß es an dem Abend tadellos gelingen wird.
Wenn die neuen Gesetze bis dahin nicht in Kraft sind, werden wir mehrerlei Gerichte haben.
Der Dictator, mein Bruder und ich werden das Ragout nehmen. Für Cicero junges Lamm am Spieß nach griechischer Art. Für des Dictators Frau den Lammskopf mit gebratenen Äpfeln, den sie so höchlich lobte. Hast Du ihr das Rezept gesandt, wie sie von Dir verlangte? Wenn ja, ändre die Zubereitung ein wenig; ich rate Dir, drei oder vier in Albanerbranntwein getränkte Pfirsiche hinzuzutun. Der Herrin Julia Marcia und Valerius Catullus wird die Wahl zwischen diesen Gerichten geboten werden. Asinius Pollio wird wahrscheinlich wie gewöhnlich nichts essen, aber hab ein wenig Ziegenmilch und Bergamasker Hafergrütze bereit. Die Zusammenstellung der Weine überlasse ich ganz Dir; beachte, was die neuen Gesetze darüber etwa sagen.
Ich lasse zwanzig bis dreißig Dutzend Austern in Schleppnetzen unter Wasser nach Ostia schaffen. Einige können am Tag des Gastmahls nach Rom gebracht werden.
Geh sogleich zu Eros, dem griechischen Mimen, und nimm ihn für den Abend auf. Er wird wahrscheinlich seine gewohnten Schwierigkeiten machen; Du kannst ihm den Rang der Gäste

andeuten, die ich erwarte. Wenn Du alles mit ihm vereinbart hast, kannst Du ihm sagen, daß ich ihm zu seinem üblichen Honorar Cleopatras Spiegel schenken werde. Sag ihm, ich wünsche, daß er mit seiner Truppe ›Aphrodite und Hephaistos‹ und des Herondas ›Osirisprozession‹ aufführe. Und ihn allein wünsche ich Sapphos Zyklus ›Die Girlandenflechterin‹ vortragen zu hören. Ich verlasse Neapel morgen und werde eine Woche bei der Familie des Quintus Lentulus Spinther in Capua bleiben. Ich erwarte, dort einen Brief von Dir zu erhalten, der mir sagt, wie mein Bruder sich beschäftigt. Du kannst damit rechnen, daß ich um den 10. in Rom eintreffe.

Ich wünsche von Dir einen Bericht, wie es mit dem Entfernen all dieses Geschmiers über unsre Familie von öffentlichen Orten steht. Ich will das sehr gründlich besorgt wissen.

[Was Clodia mit diesem letzten Absatz meinte, wird am besten durch eine Stelle aus einem Brief Ciceros und durch einige ausgewählte Sgraffitti veranschaulicht:]

II-A Cicero, aus Rom, an Atticus in Griechenland.
[Geschrieben im Frühling dieses Jahrs.]

. . . . . .

Gleich nach unser aller Herrn ist Clodia jetzt die meistbesprochene Person in Rom. Verse auf sie, von grenzenloser Zotigkeit, werden an die Wände und auf die Fliesen aller Bäder und Urinale in Rom gekritzelt. Man sagt mir, daß sich in der Abkühlungshalle der Bäder des Pompeius eine ihr gewidmete längere Satire finde, siebzehn Dichter sich bereits an ihr versucht haben und sie täglich Zusätze erhalte. Es soll sich darin großenteils um die Tatsache drehn, daß sie Witwe, Tochter, Nichte, Enkelin und Urenkelin von Consuln ist und ihr Vorfahr Appius die Straße bauen ließ, auf welcher sie nun tröstenden, wenngleich nicht lohnenden Anschluß sucht.

Die Dame, so sagt man mir, hat von diesen Huldigungen ge-

hört. Drei Putzer sind allnächtlich mit heimlichem Abkratzen beschäftigt. Sie sind überarbeitet; sie können nicht Schritt halten mit ihrer Aufgabe.

Unser Schulmeister *[Caesar]* braucht keine Arbeiter zum Reinwaschen aufzunehmen. Es gibt zotige Verse genug auf ihn; aber für jeden Lästerer hat er drei Lobredner. Seine Veteranen haben sich wieder bewaffnet – mit Schwämmen.

Das Dichten ist zu einem Fieber geworden in unsrer Stadt. Ich höre, daß die Verse dieses neuen Mannes Catullus – Verse, die gleichfalls an Clodia gerichtet sind, jedoch in einem andern Ton – sich ebenso an die Wände unsrer öffentlichen Gebäude gekritzelt finden. Die syrischen Pastetenverkäufer können sie auswendig. Was sagst Du zu so etwas? Unter der absoluten Macht eines einzigen Mannes werden uns unsre Berufe genommen oder verlieren ihren Reiz. Wir sind nicht Bürger, sondern Sklaven, und die Dichtkunst ist die Zuflucht eines erzwungenen Müßiggangs.

II-B Sgraffitti auf Mauern und Gehsteigen Roms.

. . . . . .

Clodius Pulcher sagt im Senat zu Cicero:
Meine Schwester, die will nicht nachgeben, keinen Fuß,
so sagt sie.
Oh, sagt Cicero, wir hielten sie für viel williger;
Wir dachten, daß sie dir nachgibt bis übers Knie,
so sagt er.

. . . . . .

Ihre Vorfahren pflasterten einst die Via Appia.
Caesar riß diese Appia auf und pflasterte sie anders.
Ho, ho, ho!

. . . . . .

Millionärin ist das Viersoldi-Mädel, doch nie
Hat sie genug, und sie geht nicht gern müßig;

Wie sie stolz ihre fünfzig Soldi heimbringt
am Morgen!

. . . . . .

Jeden Monat feiert Caesar die Gründung der Stadt –
Jede Stunde den Zerfall der Republik.

. . . . . .

[Das folgende Volkslied fand sich in dieser oder andrer Fassung auf der ganzen Welt an Mauern und Wänden.]

Rom gehört die Welt, und die Götter gaben es Caesar; Caesar stammt von den Göttern und selber ist er ein Gott. Er, der nie eine Schlacht verlor, ist jedem Soldaten ein Vater.
Er, der den Fuß auf den Mund des Reichen gesetzt hat,
Ist dem Armen ein Freund und dem Schwachen ein Tröster.
Daran magst du erkennen, daß Rom von den Göttern geliebt wird:
Caesar gaben sie es, ihrem Enkel, der selbst ein Gott.

. . . . . .

[Die folgenden Verse des Catull scheinen sogleich populär geworden zu sein; binnen Jahresfrist waren sie als ein anonymer Spruch bis in die fernsten Teile der Republik gedrungen:]

Sonnen gehn unter und gehn wieder auf;
Uns, wenn dahin unser kurzes Licht,
Bleibt eine ewige Nacht zu durchschlafen.

III Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[Wahrscheinlich 20. August bis 4. September.]
[Dieses Brieftagebuch läuft von der Zeit an, als der Empfänger im Jahre 51 von den Belgiern gefangengenommen und verstümmelt wurde, bis zum Tod des Dictators. Die Eintragungen erfolgten auf die verschiedenste Weise; manche sind auf die Rückseite erledigter Briefe und Aktenstücke geschrieben; einige wurden in Eile, andre mit großer Sorgfalt verfaßt; manche sind diktiert und in der Handschrift eines Sekretärs. Sie wurden zwar fortlaufend beziffert, weisen aber nur gelegentlich eine Datierung auf.]

958. *[Über die vermutliche Etymologie drei veralterter Wörter im Testament des Romulus.]*

959–963. *[Über etliche Strömungen und Ereignisse der Tagespolitik.]*

964. *[Begründung seiner geringen Meinung von Ciceros Verwendung metrischer Kunstgriffe in seinen Reden.]*

965–967. *[Über Politik.]*

968. *[Über römische Religion. Diese Eintragung findet sich bereits als Dokument I-B.]*

969. *[Über Clodia Pulcher und ihre Erziehung.]* Clodia und ihr Bruder haben uns zum Essen eingeladen. Ich scheine mich über diese beiden in meinen Briefen an Dich schon genügend verbreitet zu haben. Aber, wie das übrige Rom, mache ich die Entdeckung, immer wieder auf den Gegenstand zurückzukommen.
Ich bin nicht mehr sogleich von Mitleid erfüllt, wenn ich einem dieser unzähligen Menschen begegne, die ein gescheitertes Leben hinter sich her schleppen. Am allerwenigsten versuche ich Entschuldigungen für sie zu finden, wenn ich sehe, daß sie die schon selber gefunden haben; wenn ich sehe, wie sie auf ihrem eignen Urteil thronen, sich für entschuldigt, für freigesprochen halten und Anklagen gegen das geheimnisvolle Schicksal schleudern, das

ihnen unrecht getan hat, und sich als reine Opfer hinstellen. Ein solcher Mensch ist Clodia.

Es ist nicht die Rolle, welche sie vor ihrer zahlreichen Bekanntschaft spielt; vor der tut sie, als wäre sie die glücklichste aller Frauen. Es ist jedoch die Rolle, welche sie in ihren eignen Augen und vor mir spielt, denn ich bin, glaube ich, der einzige unter den Lebenden, der von einem gewissen Umstand weiß, dessen Opfer sie vielleicht war, worauf sie seit mehr als fünfundzwanzig Jahren ihren Anspruch gründet, mit jedem neuen Tag ein neues Opfer zu sein.

Es ließe sich noch eine Entschuldigung für sie und für andre Frauen ihrer Generation finden, welche ebenso durch Zügellosigkeit Aufsehen erregen. Sie wurden in die großen Häuser des Wohlstands und Vorrechts geboren und in jener Atmosphäre edler Gefühle und unablässigen Sittenpredigens auferzogen, die wir heute »die alte römische Art« nennen. Die Mütter vieler dieser Mädchen waren große Frauen, aber eine Reihe der von ihnen entwickelten Eigenschaften vermochten sie nicht zu übertragen. Mutterliebe, Familienstolz und Reichtum hatten sich verbündet, um Heuchlerinnen aus ihnen zu machen, und ihre Töchter wuchsen in einer umhegten Welt glatter Unwahrheiten und Ausflüchte auf. Gespräche in ihrem Heim füllten sich mit zu vielen lauten Pausen, das heißt, zu vielem, worüber man nicht spricht. Die Töchter, zumindest die gescheiteren unter ihnen, wurden sich, als sie heranwuchsen, dessen bewußt; sie fühlten, daß sie belogen worden waren, und sie stürzten sich unverzüglich in öffentliche Bekundungen ihrer Befreiung von solcher Heuchelei. Einkerkerung des Leibes ist bitter; Einkerkerung des Geistes ist schlimmer. Die Gedanken und Handlungen derer, die erkennen, daß sie getäuscht wurden, sind für sie selbst schmerzlich und für andre gefährlich. Clodia war die gescheiteste von ihnen, wie ihr Benehmen nun das schändlichste ist. Alle diese jungen Weiber erlagen einer Leidenschaft, oder legten sie sich bei, in niederer Gesellschaft gesehn zu werden, und das Prunken mit Gewöhnlichkeit ist ein politischer Faktor geworden, mit dem ich mich befassen muß.

Plebejertum selbst ist besserungsfähig, aber was kann ich mit einer plebejischen Aristokratie tun?

Sogar diejenigen jungen Frauen, deren Verhalten untadelig ist – wie Clodias Schwester, wie meine eigne Frau –, kehren den Groll aus Täuschung Erwachter hervor. Sie wurden dazu erzogen, die häuslichen Tugenden für selbstverständlich und allgemein verbreitet anzusehn; es wurde ihnen das eine Wissen vorenthalten, welches ein junges Gemüt am meisten anzieht: daß die Krone des Lebens die Ausübung freier Wahl ist.

Im Verhalten Clodias sehe ich auch etwas gespiegelt, das ich oft, vielleicht zu oft, mit Dir besprochen habe – die Tatsache nämlich, daß die Gebrauchsweise und schon der Bau unsrer Sprache den Glauben einpflanzen und ausbilden, wir seien dem Leben gegenüber passiv, gebunden, ausgeliefert und hilflos. Unsre Sprache sagt uns, daß uns bei unsrer Geburt dies und jenes mit*gegeben* wird. Das will besagen, es sei ein großer Geber da, der Clodia Schönheit, Gesundheit, Reichtum, hohe Geburt und hervorragenden Verstand gab, und einer andern Sklaverei, Siechtum und Dummheit. Sie hat oft sagen hören, sie sei mit Schönheit ausgestattet (von welchem Ausstatter?) und eine andre trage den Fluch etwa der Scharfzüngigkeit – hat die Gottheit geflucht? Auch wenn wir das Dasein eines Gottes annehmen, der, wie Homer sagt, aus seinen Urnen die guten und die bösen Gaben schüttet, muß ich staunen über die Frommen, welche die Gottheit beleidigen, indem sie nicht zu sehn vermögen, daß es, wie diese Welt nun einmal gelenkt wird, ein Bereich des Geschehens gibt, auf das sich göttliche Vorsehung nicht erstreckt, und daß die Gottheit das so beabsichtigt haben muß.

Aber um auf unsre Clodia zurückzukommen: Unter einer solchen Weltordnung erhalten die Clodias nie genug; sie sind vergiftet vom Groll gegen diesen knauserigen Geber, der ihnen außer Schönheit, Gesundheit, Reichtum, vornehmer Geburt und Verstand nichts gegeben hat und ihnen eine Million Gaben vorenthält, nämlich vollkommenes Glücklichsein in jedem Augenblick eines jeden Tags. Es gibt keine Habgier, die der von Bevorrech-

teten gleichkäme, welche fühlen, daß ihre Vorteile ihnen von irgendeinem höhern Verstand verliehen wurden, und keine Verbitterung wie die der Schlechtbedachten, welche fühlen, daß grade sie übergangen wurden.
O mein Freund, mein Freund, was könnte ich Besseres für Rom tun, als die Vögel zurückzuschicken in ihre Vogelwelt, den Donner unter die Phänomene der Atmosphäre und die Götter zurück in die Kindheitserinnerungen?
Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß wir an Clodias Gastmahl nicht teilnehmen werden.

IV Die Herrin Julia Marcia, Witwe des großen Marius, von ihrem Landgut in den Albanerbergen, an ihren Neffen Gaius Julius Caesar in Rom.

[*4. September*]

Clodius Pulcher und seine Schwester haben mich für den Letzten des Monats zum Abendessen gebeten; sie teilen mir mit, daß Du, mein lieber Junge, auch dort sein wirst. Ich hatte nicht beabsichtigt, vor Dezember in die Stadt zu kommen, wann meine Pflichten im Zusammenhang mit den Mysterien *[der Guten Göttin]* es nötig machen. Ich würde natürlich nicht daran denken, dieses Haus zu betreten, ohne die Versicherung, daß auch Du und Deine liebe Frau hingehen. Sende mir, bitte, durch diesen Boten ein Wort, ob Du wirklich anwesend sein wirst oder nicht.
Ich muß gestehen, daß ich – nach all den Jahren des Verbauerns – nicht wenig neugierig bin zu sehen, wie diese Palatin-Gesellschaft lebt. Die skandalisierten Briefe, die ich von Sempronia Metella, Servilia, Aemilia Cimber und Fulvia Manso erhalte, helfen mir da nicht viel. Die sind alle so eifrig bemüht, ihre eigene Tugend ins Licht zu rücken, daß ich nicht erkennen kann, ob das tägliche Leben auf dem Gipfel der Welt brillant oder trivial ist.
Ich habe auch noch einen anderen Grund, Clodia Pulcher wiederzusehen. Es könnte sein, daß ich früher oder später gezwungen

wäre, eine sehr ernste Unterredung mit ihr zu haben – um ihrer Mutter und Großmutter willen, lieber Freundinnen meiner Jugend und mittleren Jahre. Kannst Du erraten, was ich meine? *[Wie sich zeigen wird, verstand Caesar diese Andeutung nicht. Seine Tante war im Aufsichtsrat für die Mysterien der Guten Göttin. Falls ein Antrag gestellt werden würde, Clodia von der Teilnahme an den Mysterien auszuschließen, stünde die Entscheidung vor allem bei dem Laienausschuß und nicht bei den Vertreterinnen des Vestalinnencollegiums. Die endgültige Verantwortlichkeit fiele jedoch, als dem Obersten Priester des Staates, Julius Caesar selbst zu.]*

Wir Landpomeranzen sind bereit, Deine Gesetze gegen übermäßigen Aufwand genau zu befolgen. Unsere kleinen Gemeinden lieben Dich und danken den Göttern täglich dafür, daß Du unseren mächtigen Staat lenkst. Ich beschäftige sechs Deiner Veteranen auf meinem Gut. Ihr Fleiß, ihre freudige Arbeitswilligkeit und die Treue, die sie mir bezeigen, sind, das weiß ich, ein Abglanz ihrer Verehrung für Dich. Ich bemühe mich, sie nicht zu enttäuschen.

Versichere Pompeia meiner Liebe.

[Zweiter Brief in demselben Paket.]

Mein lieber Neffe, dies schreibe ich am nächsten Morgen. Verzeih meine Anmaßung, die Zeit des Herrn der Welt in Anspruch zu nehmen, aber darf ich Dich ein Zweites fragen und um Beantwortung durch denselbigen Boten bitten?

Ist Lucius Mamilius Turrinus noch am Leben? Kann er Briefe empfangen? Kannst Du mir eine Anschrift nennen, unter der sie ihn erreichen?

Ich habe diese Fragen an eine Anzahl meiner Freunde gerichtet, aber niemand scheint imstande zu sein, sie mit Sicherheit zu beantworten. Wir wissen, daß er schwer verwundet wurde, als er an Deiner Seite in Gallien kämpfte. Manche sagen, er lebe in völliger Zurückgezogenheit im Seengebiet oder auf Kreta oder auf Sizilien. Andere behaupten, daß er schon vor einer Reihe von Jahren gestorben sei.

Ich hatte unlängst in der Nacht – Du wirst Nachsicht haben mit

einer alten Frau – einen Traum, worin ich am Teich unserer Villa in Tarentum zu stehen schien, neben mir meinen lieben Räuberhauptmann von Gemahl. Zwei Knaben schwammen in dem Teich – Du selbst und Lucius. Dann kamt Ihr aus dem Wasser, und mein Mann legte Euch beiden die Hände auf die Schultern, sah dabei mir tief in die Augen und sagte lächelnd: »Schößlinge unserer großen römischen Eiche.«

Wie oft seid Ihr beiden zu uns gekommen! Den ganzen Tag verbrachtet Ihr auf der Jagd, und was für riesige Mahlzeiten Ihr dann verschlungen habt! Und erinnerst Du Dich, wie Du mit zwölf Jahren mir Homer vorzusprechen pflegtest? Wie Deine Augen dabei leuchteten! Und dann gingst Du mit Lucius nach Griechenland, um zu studieren, und schriebst mir lange Briefe über Philosophie und Poesie. Und Lucius, der keine Mutter mehr hatte, schrieb an Deine Mutter.

Oh, die Vergangenheit, die Vergangenheit, Gaius!

Ich erwachte weinend aus meinem Traum, weinend um jene entschwundenen Wesen, um meinen Mann, Deine Mutter, Clodias Eltern und Lucius.

Du meine Güte, ich stehle Dir Deine Zeit!

Zwei Worte der Antwort: Clodias Gastmahl; und des Lucius Aufenthalt, falls er lebt.

IV-A Caesars Antwort an Julia Marcia; mit wendendem Boten. *[Die ersten zwei Absätze von der Hand eines Sekretärs.]*

Ich habe nicht die Absicht, meine liebe Tante, zu Clodias Gastmahl zu gehn. Wenn ich glaubte, es gebe dort etwas von wirklichem Interesse für Dich, ginge ich selbstverständlich Dir zuliebe hin. Pompeia vereinigt jedoch ihre dringende Bitte mit der meinen, Du mögest an diesem Abend zu uns kommen. Es ist denkbar, daß Clodia die Keckheit hatte, auch Cicero einzuladen, und er schwach genug war, die Einladung anzunehmen. Ist dem so,

werde ich ihn von ihrer Tischgesellschaft stehlen und ihn Dir darbieten. Ich glaube, Du wirst ihn gern wiedersehn; er ist noch witziger, als er schon immer war, und er kann Dir alles über diesen Klüngel auf dem Palatin erzählen. Übrigens, mach Dir nicht die Mühe, Dein Haus zu öffnen; unser Gartenhaus steht Dir zur Verfügung, und Al-Nara wird entzückt sein, Dich zu bedienen. Für so lange, als Du da wohnen wirst, meine Liebe, werde ich Befehl geben, daß während der Nacht die Wachtposten es unterlassen, ihre Schwerter aneinanderzuschlagen; sie sollen das Losungswort nur flüsternd tauschen.

Du wirst Clodia ganz genug sehn, sobald Du zu den Zeremonien in die Stadt kommst. Wenn ich mir Clodia betrachte, finde ich in meinem Herzen kaum einen Tropfen des Mitgefühls, welches wir, wie Epikuros uns einschärft, den Irregegangenen entgegenbringen sollen. Ich hoffe, Du wirst mit ihr diese ernsten Unterredungen haben, von denen Du sprichst, und ich hoffe, Du wirst mir zeigen, wie ich einen Weg zu etwas Mitgefühl mit ihr finden kann. Ich bin beunruhigt durch die Dürre in meinem Herzen gegenüber einer, mit der ich durch eine solche Vielfalt von Beziehungen verbunden bin.

[Hier setzt Caesar den Brief eigenhändig fort.]

Du sprichst von der Vergangenheit.

Ich lasse meine Gedanken nicht lange bei ihr verweilen. Alles in ihr, alles scheint von einer Schönheit zu sein, die ich nie wiedersehn werde. Jene Wesen, wie vermöchte ich an sie zu denken? Bei der Erinnerung an ein einziges geflüstertes Wort, an ein Augenpaar, fällt mir die Feder aus der Hand, die Unterredung, die ich grade führe, wird zu Stein. Rom und seine Angelegenheiten werden zur Aufgabe eines Kanzlisten, zu einem trockenen und reizlosen Geschäft, mit dem ich meine Tage fülle, bis der Tod mich davon erlöst. Bin ich darin sonderbar? Ich weiß es nicht. Können andre Menschen vergangenes Glück in ihre gegenwärtigen Gedanken verweben und in ihre Pläne für die Zukunft? Vielleicht können das nur die Dichter; sie nur nutzen alles von sich in jedem Augenblick ihres Schaffens. Ich glaube, daß so einer

unter uns gekommen ist, um unsern Lucretius zu ersetzen. Ich lege ein Bündel seiner Gedichte bei. Ich möchte, daß Du mir sagst, was Du von ihnen hältst. Diese Herrschaft über die Welt, die Du mir zuschreibst, ist es mehr wert, verwaltet zu werden, seit ich solche Proben dessen gesehn habe, was unsre lateinische Sprache vermag. Die Verse, welche sich auf mich selbst beziehn, lege ich nicht bei; dieser Catullus ist so beredsam im Haß wie in der Liebe.

Ein Geschenk erwartet Dich hier in Rom – allerdings wird mein Anteil daran mich einiges von der geflissentlichen Erfüllung meiner gegenwärtigen Pflichten kosten, welche, das sagte ich schon, auf jede Rückkehr zur Vergangenheit folgt, die ich wage. *[In die monatliche Gedenkfeier der Stadtgründung führte Caesar eine Huldigung ein, die Rom den Manen ihres Mannes, Marius, darbrachte.]*

Was Deine zweite Frage angeht, meine liebe Tante, bin ich nicht in der Lage, sie zu beantworten.

Pompeia erwidert liebevoll Deinen Gruß. Wir erwarten Dein Kommen mit großer Freude.

V · Die Herrin Sempronia Metella, aus Rom, an die Herrin Julia Marcia auf ihrem Landgut in den Albanerbergen.

[6. September.]

Ich kann Dir gar nicht sagen, meine liebste Julia, wie entzückt ich bin, zu hören, daß Du in die Stadt kommst. Mach Dir nicht die Mühe, Dein Haus zu öffnen. Du mußt bei mir wohnen. Zosima, die den Boden anbetet, den Dein Fuß beschreitet, wird Dir aufwarten; ich kann sehr gut mit Rhodope mein Auslangen finden, die sich zu einer wahren Perle entwickelt.

Nun mach es Dir behaglich, meine Liebe, denn ich fürchte, dies wird ein sehr langes Geplauder werden.

Zunächst einmal höre auf den Rat einer alten, alten Freundin:

Betritt das Haus dieser Person nicht. Man mag sich jahrelang immerzu sagen, daß man nicht auf Klatsch hören soll, daß Abwesende sich nicht gegen Anwürfe verteidigen können, etc., etc. – aber ist schließlich die Herausforderung von so viel Klatsch nicht selbst schon ein Vergehen? Ich persönlich glaube nicht, daß sie ihren Mann vergiftete oder unerlaubte Beziehungen zu ihren Brüdern hatte, aber Tausende glauben es. Mein Enkel sagt mir, daß Lieder darüber in allen Garnisonen und Tavernen gesungen werden und Verse auf sie sich an die Wände aller Bäder gekritzelt finden. Ein Spitzname für sie, den ich lieber nicht hierhersetzen möchte, ist in aller Mund.

Tatsächlich ist das Schlimmste, was man über sie *weiß*, der Einfluß, den sie auf diese ganze Palatinclique hat. Sie war es, die diesen Unfug begann, sich als jemand aus dem Volke zu kleiden und sich unter die niedersten Elemente der Stadt zu mischen. Sie führt ihre Freunde und Freundinnen in die Tavernen der Gladiatoren und trinkt mit denen die Nächte durch und tanzt für sie – ich überlasse den Rest Deiner Vorstellungsgabe. Sie veranstaltet Picknickausflüge, Julia, und geht in die Wirtshäuser draußen auf dem Lande und mischt sich unter die Hirten und die Soldaten von den Militärposten dort. Das sind Tatsachen. Eines der Ergebnisse kann jedermann sehen: die Wirkung, die es auf die Sprache hat; es gilt nun als »fesch«, reinstes Pleb zu reden. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie, und sie allein, daran schuld ist. Ihre Stellung, ihre Geburt, ihr Reichtum, ihre Schönheit und – man muß es gestehen – ihr fesselnder Reiz und ihr sprühender Geist haben die tonangebende Gesellschaft tief in einen Sumpf geführt.

Aber endlich hat sie Angst bekommen, und sie hat Dich zum Essen gebeten, weil ihr Unheil schwant.

Denn hör zu: Etwas sehr Ernstes bereitet sich vor, und zwar etwas, worüber die Entscheidung zuletzt Dir aufgebürdet werden wird.

[Im Folgenden wird eine Anzahl von Decknamen verwendet. »Die Kuhäugige« (auf griechisch) ist Clodia; »der Keiler« ist ihr Bruder, Clodius Pul-

cher; »die Wachtel« (ein Spitzname, den die Damen der Gesellschaft ihr schon lange vor ihrer Heirat gegeben hatten) ist Pompeia, Caesars Frau; »die Thessalierin« (Abkürzung für »die Hexe von Thessalien«) ist Servilia, die Mutter des Marcus Junius Brutus; und »die Bildwirkerschule« sind die Mysterien der Guten Göttin und auch der Arbeitsausschuß für diese Feier. »Der Wettermacher« ist selbstverständlich Caesar.]

So ehrvergessen dieses Weib ist, bin ich doch nicht dafür, sie von *gewissen Zusammenkünften* auszuschließen; aber es besteht kein Zweifel, daß ihr Ausschluß beantragt werden wird. Sie und die Wachtel waren bei der letzten Bildwirkerschule anwesend, kurz bevor sie nach dem Süden, nach Baiae, ging. Beide baten die Vorsitzende – die Thessalierin saß auf Deinem Platz – sie zu entschuldigen, und verließen uns vorzeitig; und kaum waren sie gegangen, als sich überall im Saal Gruppen zu bilden und über die Kuhäugige zu reden begannen. Aemilia Cimber sagte, wenn die sich in der Bildwirkerschule in ihre Nähe wagen sollte, werde sie sie ohrfeigen. Fulvia Manso sagte, sie würde sie während der Feier zwar nicht schlagen, aber sogleich weggehen und sich beim Pontifex maximus beschweren. Und die Thessalierin, die als Vorsitzende gar keine Meinung hätte äußern sollen, sagte, das erste sei, die Sache Dir und der Vorsteherin der Vestalinnen vorzulegen. Ihr entrüsteter Ton wirkte auf mich, ich muß schon sagen, ein wenig komisch, denn wir alle wissen, daß sie nicht immer so würdevoll war, wie sie nun tut.

So, nun weißt Du's! Ich glaube nicht, daß Du oder Dein Neffe je ihrem Ausschluß zustimmen würden, aber schon die Idee! Und was für ein Skandal! Weißt Du, ich glaube, daß nicht einmal diese älteren Frauen noch eine Vorstellung davon haben, was ein richtiger Skandal ist. Gestern nacht wurde mir plötzlich bewußt, daß es, seit ich mich erinnern kann, nur dreimal zu Ausschließungen kam, und in jedem Falle hat sich die Betreffende sogleich getötet.

Und doch ist es andererseits etwas Entsetzliches, sich vorzustellen, daß in der Bildwirkerschule, die das Allerschönste und Heiligste und Wundervollste ist, ein Geschöpf wie die Kuhäugige sein sollte. Julia, ich habe nie vergessen, was Dein großer Mann darüber sagte: »Diese zwanzig Stunden, während deren sich unsere Frauen zusammenfinden, sind wie eine Säule, die Rom aufrecht hält.«

Es ist uns allen ein großes Rätsel: Warum erlaubt der Wettermacher (das soll keine Mißachtung bedeuten, meine Liebe, wie Du weißt) der Wachtel, so viel mit ihr beisammen zu sein? Wir alle sind darüber erstaunt. Denn die Kuhäugige zu besuchen, bringt es unvermeidlich mit sich, den Keiler zu Gesicht zu bekommen, und keine Frau von Grundsätzen kann jemals wünschen, dem Keiler zu begegnen.

Aber genug davon.

Gestern wurde mir eine besondere Ehre zuteil, von der ich Dir erzählen muß. *Er* zog mich eigens ins Gespräch.

Ich ging natürlich, mit ganz Rom, Cato einen Besuch machen, weil es der Tag war, der dem Angedenken an seinen großen Ahnen gewidmet ist. Tausende füllten die Straßen um sein Haus, dazu Trompeter, Flötenspieler, Priester. Innen im Haus war der Sessel des Dictators aufgestellt worden, und selbstverständlich fieberte alles vor Erwartung. Endlich kam er. Und Du weißt, meine Liebe, wie unberechenbar er ist! Wie mein Neffe sagt: Er ist förmlich, wenn man erwartet, er werde ungezwungen sein, und ungezwungen, wenn man Förmlichkeit von ihm erwartet. Er kam über das Forum und den Hügel herauf, ohne Anzeichen eines Gefolges, kam einfach zwischen Marcus Antonius und Octavius einhergegangen. Ich zittere für ihn, denn es ist wirklich gefährlich; aber das ist eins der Dinge, derentwegen das Volk ihn wirklich verehrt; es ist echt Alt-Rom, und Du mußt wohl bis zu Deinem Landgut hinaus gehört haben, wie sie ihm alle zujubelten! Er lächelte und grüßte nach allen Seiten, und so betrat er das Haus und ging geradenwegs auf Cato und seine Familie zu. Jetzt hättest Du eine Ameise krabbeln hören können. Also es ist Dir ja

nichts Neues, daß dein Neffe die Vollkommenheit selbst ist. Wir konnten jedes Wort hören, das er sprach. Erst war er ganz Ernst und Ehrfurcht; sogar Cato weinte und hielt den Kopf tief gesenkt. Dann wurde er allmählich weniger förmlich; er bezog die Familie ein, und dann begann er zu spaßen und wurde wirklich sehr drollig, und alsbald lachte das ganze Atrium.

Cato antwortete wohlgesetzt, aber kurz. Alle die peinlichen politischen Zwistigkeiten scheinen vergessen zu sein. Caesar nahm von den Kuchen, die herumgereicht wurden, und begann dann, einen der Zunächststehenden anzusprechen und danach andere. Er lehnte es ab, sich auf den Dictatorsessel zu setzen, aber alles, was er tut, geschieht so bezaubernd, daß es nicht als eine Mißachtung des Hauses erschien. Und dann, meine Liebe, erblickte er mich, ließ sich von einem Diener einen Sessel bringen und setzte sich zu mir. Du kannst Dir meinen Zustand vorstellen!

Hat er je eine Tatsache oder einen Namen vergessen? Er erinnerte sich, vier Tage bei uns in Antium verbracht zu haben, vor zwanzig Jahren, und aller meiner Verwandten und aller Gäste. Dabei ließ er sehr taktvoll eine Warnung wegen der politischen Betätigung meines Enkels einfließen (aber was kann ich da tun, meine Liebe?). Dann begann er mich um meine Meinung über die allmonatliche Gedenkfeier der Stadtgründung zu fragen. Offenbar hatte er meine Anwesenheit bei ihr bemerkt – stelle Dir das nur vor! – auf eine Entfernung von einer halben Meile und während er sich nach diesem komplizierten Ritual umherbewegte! Welche Teile fände ich am eindrucksvollsten, welche Stellen seien zu lang oder zu unklar für das Volk? Dann kam er auf die Religion selbst zu sprechen, auf Vorzeichen und glückbringende und unglückbringende Tage. Meine Liebe, er ist der bezauberndste Mann der Welt, aber ist er nicht auch – ich muß es einfach heraussagen –, ist er nicht auch recht einschüchternd? Er hört mit so völliger Aufmerksamkeit jeder Nichtigkeit zu, die man endlich über die Lippen bringt, und diese großen Augen schmeicheln einem so, schmeicheln einem und beängstigen einen. Sie scheinen zu sagen: ›Du und ich, wir sind die einzigen wirklichen Aufrichtigen hier;

wir sagen, was wir meinen; wir sprechen die Wahrheit.‹ Ich hoffe, ich war nicht ganz und gar eine Gans; aber ich wollte, es hätte mir jemand gesagt, daß der Pontifex maximus mich fragen werde, wie und was und wo und wann ich über Religion denke; denn darauf lief es schließlich hinaus. Endlich verabschiedete er sich, und wir konnten alle heimgehn, ich sogleich auch zu Bett. Ich frage Dich im Flüsterton, Julia: Wie muß das sein, wenn man seine Frau ist?

Du erkundigst Dich nach Lucius Mamilius Turrinus.

So wie Dir, wurde auch mir plötzlich bewußt, nicht das geringste über ihn zu wissen. Ich nahm an, daß er gestorben sei oder sich genügend erholt habe, um ein Amt in einem der entlegeneren Teile der Republik zu bekleiden. Nun habe ich aber stets gefunden, daß es, wenn man solche Auskünfte sucht, das beste ist, einen unserer alten, vertrauten Diener zu fragen. Sie bilden eine Art von Geheimbund; sie wissen alles über uns; und sie sind stolz auf alles, was sie wissen. Also befragte ich unseren alten Freigelassenen Rufus Tela, und wahrhaftig – hier sind die Tatsachen: In der zweiten Schlacht gegen die Belgier, in der Caesar selbst beinahe in Gefangenschaft geriet, nahm der Feind Turrinus gefangen. Erst dreißig Stunden später erfuhr Caesar, daß er vermißt wurde. Dann, meine Liebe, warf Dein Neffe eine ganze Legion gegen die Verschanzung des Feindes. Die Legion wurde fast vernichtet, aber sie brachte Turrinus zurück, in einem jammervollen Zustand. Um ihm abzupressen, was sie wissen wollten, waren diese Barbaren daran gegangen, ihm Stück für Stück die Gliedmaßen abzuhacken und ihn nacheinander der Sinne zu berauben. Sie hatten ihm bereits einen Arm und ein Bein abgehauen, vielleicht mehr, ihm die Augen ausgestochen, ihm die Ohrmuscheln abgeschnitten und wollten ihm gerade die Trommelfelle sprengen. Caesar sorgte dafür, daß er jede mögliche Pflege erhielt, und seither ist er auf seinen eigenen Wunsch von der denkbar größten Geheimhaltung umgeben. Rufus scheint jedoch zu wissen, daß er in einer schönen Villa auf Capri lebt, gleichsam völlig eingemauert. Natürlich ist er noch immer sehr reich und hat

einen großen Hausstand von Schreibern, Vorlesern, Aufwärtern und solchen mehr.
Ist das nicht einfach herzzerreißend? Kann das Leben nicht manchmal grauenhaft sein? Ich erinnere mich seiner so gut – stattlich, reich, tüchtig, offenbar für die höchsten Stellen im Staate bestimmt und von so liebenswürdigem Wesen. Er hätte beinahe meine Aurunculeia geheiratet, aber sein Vater und diese ganze Mamiliussippe waren mir zu konservativ, von meinem Mann gar nicht zu reden. Anscheinend interessiert er sich noch immer für Politik und Geschichte und Literatur. Er hat einen Vertrauensmann hier in Rom, der ihm die neuesten Nachrichten und Bücher und Klatschgeschichten sendet, aber niemand weiß, wer das ist. Es scheint, daß er von allen vergessen zu sein wünscht, außer ein paar vertrauten Freunden. Natürlich habe ich Rufus gefragt, wer ihn besuchen geht. Rufus sagt, daß er fast niemand empfängt; daß die Schauspielerin Cytheris gelegentlich hinkommt und ihm vorliest; und daß einmal des Jahres, im Frühling, der Dictator ihn besucht und einige Tage bleibt, diese Besuche aber offenbar niemand gegenüber erwähnt.
Rufus, der lauterstes Gold ist, bat mich, nichts von alledem jemand weiterzusagen außer Dir. Er ist ein höchst bemerkenswerter alter Afrikaner und scheint in dem Wunsche des Invaliden, vergessen zu bleiben, etwas Besonderes zu achten. Ich werde mich an diesen Wunsch halten, und ich weiß, auch Du wirst das tun. Ich bin entsetzt über die Länge dieses Briefes.
Komme, sobald Du nur kannst!

VI Clodia, aus Capua, an ihren Bruder Publius Clodius Pulcher in Rom.

[8. September]
[Aus der Villa des Quintus Lentulus Spinther und seiner Gemahlin Cassia.]

Hirnloser!
S. T. E. Q. V. M. E. [*Clodia verwendet ironisch eine damals übliche Briefffloskel, die bedeutet: »Wenn Du und Dein Heer wohlauf sind, ist es gut«; indem sie zwei Buchstaben verändert, sagt sie: »Wenn Du und Dein Gesindel wohlauf sind, ist es schlecht.«*]
Wiederum die Gerupften! [*Caesars Geheimpolizei hatte sich abermals Einblick in einen der zwischen den beiden gewechselten Briefe verschafft. Die Geschwister hatten es jedoch so eingerichtet, daß auch harmlose Briefe, nur oberflächlich verborgen, von den Boten mitgenommen wurden, als Ablenkung von den wirklichen, die gründlicher versteckt waren.*]
Dein Brief war wahnwitziger Unsinn. Du schreibst: »Sie werden nicht ewig leben.« Wie weißt Du das? Weder er selbst noch Du, noch irgendwer weiß, wie lange er leben wird. Du solltest Deine Pläne so anlegen, als könnte er morgen sterben oder noch dreißig Jahre leben. Nur Kinder, politische Redner und Dichter sprechen von der Zukunft, als wäre sie etwas, das man wissen kann. Zum Glück für uns wissen wir nichts von ihr. Du schreibst, es habe jede Woche Krämpfe gegeben. [*Caesars epileptische Anfälle.*] Ich sage Dir, Du irrst Dich, und Du weißt, wer meine Nachrichtenquelle ist. [*Die Kammerfrau der Gemahlin Caesars, Abra, war von Clodia für diese Stelle empfohlen worden und wurde von ihr dafür bezahlt, sie über alles unterrichtet zu halten, was in Caesars Haus vorging.*] Du schreibst: »Unter diesem Zyklopen gibt es nichts, was wir tun können.« Höre, Du bist kein Knabe mehr! Du bist vierzig. Wann wirst Du lernen, nicht auf einen glücklichen Zufall zu warten, sondern darauf zu bauen, was Du hast, und jeden Tag dazu zu verwenden, Deine Stellung zu befestigen? Warum warst Du niemals mehr als ein Tribun? Weil Deine Pläne immer mit dem nächsten Monat beginnen. Die Kluft zwischen heute und dem nächsten Monat versuchst Du immer zu überspringen, durch Verwendung von Gewalt und Deiner Rotte von Raufbolden. Schiffsschnabel [*dies auf griechisch; es bedeutet Caesar*] regiert die Welt und wird sie weiter regieren, ob für einen Tag oder dreißig Jahre. Du hast keine Laufbahn, Du hast

nichts, wenn Du diese Tatsache nicht anerkennst und Dich nicht innerhalb ihrer vorwärts arbeitest oder um sie herum. Und ich sage Dir im heiligsten Ernst, jeder Versuch, ihr entgegenzuarbeiten, würde zu Deinem Untergang führen.

Du mußt seine alte Gunst wiedergewinnen. Laß ihn nie vergessen, daß Du einst eine mächtige Unterstützung für ihn warst. Ich weiß, Du haßt ihn. Das ist nicht von Bedeutung. Haß und Liebe haben mit gar nichts etwas zu tun, wie er sehr gut weiß. Wohin wäre es mit ihm gekommen, wenn er Pompeius gehaßt hätte?

Beobachte ihn, Hirnloser! Du könntest sehr viel von ihm lernen. Du kennst seine schwache Seite: diese Gleichgültigkeit, diese Entrücktheit, die von den Leuten seine Großmut genannt wird. Ich will wetten, daß er Dich wirklich gern hat – denn er hat alles gern, was spontan und unkompliziert ist – und daß er so gut wie vergessen hat, daß Du ein läppischer Krawallmacher warst. Und ich will wetten, insgeheim belustigt es ihn, daß Du Cicero zwanzig Jahre lang zittern machtest wie eine Feldmaus.

Beobachte ihn! Du könntest damit beginnen, seinen Fleiß nachzuahmen. Ich glaube es gern, wenn man mir erzählt, daß er täglich an die siebzig Briefe und Aktenstücke schreibt. Sie fallen wie Schnee auf Italien herab, jeden Tag – was sage ich, sie fallen auf die ganze Welt, von Britannien bis zum Libanon. Sogar im Senat, sogar bei Gastmählern steht ein Schreiber hinter ihm; kaum daß ihm der Gedanke zu einem Brief kommt, wendet er sich auch schon um und diktiert ihn im Flüsterton. Den einen Augenblick läßt er eine Ortschaft in Belgien wissen, daß sie ihren Namen in den seinen umwandeln darf, und schickt ihr eine Flöte für ihre Musikkapelle, und im nächsten hat er sich eine Möglichkeit ausgedacht, die jüdischen Mitgiftbräuche mit dem römischen Recht in Einklang zu bringen. Er spendete einer Stadt in Mauretanien eine Wasseruhr und schrieb einen fesselnden Begleitbrief im *dort üblichen Stil*. Arbeite, Publius, arbeite! Und vergiß nicht: Dies ist das Jahr, in welchem wir uns anpassen.

Ich verlange nicht mehr von Dir als ein Jahr.

Ich werde die konservativste Frau in Rom sein. Wenn der nächste Sommer kommt, gedenke ich Ehrenvestalin und auch im Aufsichtsrat für die Mysterien der Guten Göttin zu sein.
Du kannst eine Provinz bekommen!
Von nun an schreiben wir unsern Namen Claudius. Der Großvater gewann ein paar Stimmen, indem er die plebejische Schreibweise annahm. Lästige Sache!
Unser Gastmahl ist ein Mißerfolg. Schiffsschnabel und das Linserl *[ebenfalls auf griechisch: Caesars Frau]* haben abgelehnt. Hecuba hat nicht geantwortet. Wenn Cicero das hört, wird er wahrscheinlich in letzter Minute eine Absage senden. Asinius Pollio wird kommen, und ich werde die übrigen Plätze irgendwie füllen.
Catullus. Ich will, daß Du nett zu ihm bist. Ich schaffe mir das allmählich vom Hals. Aber auf meine Weise. Du würdest es nicht glauben, was vorgeht! Ich habe eine mindestens ebenso gute Meinung von mir, wie jede andre Frau von sich hat, aber ich habe nie behauptet, alle Göttinnen in einer Person zu sein und obendrein noch Penelope. Ich fürchte mich vor gar nichts, Publius, ausgenommen diese gräßlichen Epigramme. Sieh Dir nur die an, die er gegen Caesar schleudert! Alle Welt zitiert sie; sie haften ihm an wie körperliche Entstellungen. Ich will keine solchen abkriegen, also laß mich das auf meine Weise machen.
Begreifst Du nun, daß unser Gastmahl schon jetzt ein Mißerfolg ist? Geht das endlich in Deinen Kopf? Niemand will zu uns ins Haus kommen, als nur Deine »grünen Schnurrbärte« und die Brut des Catilina. Und doch sind wir, die wir sind. Unsre Familie gab dieser Stadt das Straßenpflaster, und ich habe nicht die Absicht, das irgend jemand vergessen zu lassen.

Noch etwas, Hirnloser:
Das Linserl ist nichts für Dich. Ich verbiete es. Schlag es Dir aus dem Sinn. Ich verbiete es! Darin haben Du und ich immer unsre größten Fehler gemacht. Denk an meine Worte! *[Clodia spielt auf die Verführung einer vestalischen Jungfrau durch ihren Bruder an; und vielleicht auch darauf, wie unziemlich sie den blendend*

begabten Caelius durch alle Gerichtsinstanzen verfolgte, einen früheren Liebhaber, den sie beschuldigte, ihren Schmuck gestohlen zu haben. Er wurde mit Erfolg von Cicero verteidigt, in einer Rede, die in jeden Winkel des Lebens der Geschwister leuchtete und sie in den Augen des römischen Volkes notorisch und lächerlich machte.]

Also sag Dir immer wieder: Achtbar auf ein Jahr!

Ich, Deine Kuhäugige, bete Dich an. Laß mich mit wendendem Boten wissen, wie Du über das alles denkst. Ich bleibe hier vier oder fünf Tage, obzwar ich bei meiner Ankunft heute nachmittag nach einem einzigen Blick auf Quintus und Cassia am liebsten sogleich nach Norden geeilt wäre. Ich werde die Selbstgefälligkeit der beiden ein wenig erschüttern, sei unbesorgt. Verus und Mela haben mich begleitet. Catullus trifft übermorgen hier mit mir zusammen.

Sende mir durch diesen Boten Antwort.

VI-A Clodius an Clodia

[Als Antwort wurde dem Boten sorgfältig eine unflätige Verwünschung eingedrillt.]

VII Clodia, aus Capua, an Caesars Frau in Rom.

[8. September]

Liebste,

Dein Gemahl ist ein sehr großer Mann, aber er ist auch ein sehr grober Mann. Er hat mir eine ganz kurze Mitteilung gesandt, daß er nicht zu meinem Gastmahl kommen kann. Ich weiß, daß Du ihn dazu überreden kannst, doch zu kommen. Laß Dich nicht entmutigen, wenn er es die ersten drei oder vier Male abschlägt.

Asinius Pollio wird kommen, und auch dieser auf einmal be-

rühmt gewordene Dichter, Gaius Valerius Catullus. Erinnere den Dictator daran, daß ich ihm jedes Versfetzchen sandte, das ich von dem jungen Mann hatte, und er mir weder die Originale zurückgeschickt noch Abschriften gesandt hat.

Du fragst mich, Liebste, was ich von dem Isis-und-Osiris-Kult halte. Das werde ich Dir alles sagen, sobald wir uns sehn. Er ist natürlich sehr schön fürs Auge, aber in Wirklichkeit ist's alles Unsinn. Etwas für Dienstmädchen und Lastträger. Es tut mir schon leid, daß ich begann, Leute von unsrer Art dahin mitzunehmen. Baiae ist ein so langweiliger Ort, daß zu den ägyptischen Kulten zu gehn eben eins von den Dingen war, die man tat, um sich die Zeit zu vertreiben. An Deiner Stelle würde ich Deinen Mann nicht drängen, Dich an ihnen teilnehmen zu lassen. Es wird ihn nur ärgern, und beide würdet Ihr Euch dann unglücklich fühlen.

Ich habe ein Geschenk für Dich. In Surrentum entdeckte ich den wundervollsten Weber, den man sich denken kann. Er macht einen so leichten Musselin, daß man viele Ellen davon zur Zimmerdecke hinaufblasen und dann alt werden kann, bis sie wieder herunterschweben. Und er ist nicht aus Fischkiemen gemacht wie das glitzernde Zeug, das die Tänzerinnen tragen. Du und ich, wir werden ihn beide bei meiner Abendgesellschaft tragen. Wir wollen uns wie Zwillinge kleiden. Ich habe einen Entwurf gemacht, und Mopsa kann im Augenblick, wo ich in die Stadt zurückkomme, mit der Arbeit beginnen.

Antworte mir, bitte, eine Zeile durch diesen Boten.

Und tu Dein möglichstes, diesen ungnädigen Mann zu meinem Gastmahl zu schleppen.

Einen Kuß genau auf die Winkel jedes Deiner schönen Augen. Mein Zwilling! Auch wenn Du um so viel jünger bist als ich!

VII-A Caesars Frau an Clodia; mit wendendem Boten.

Liebste Mausi,
ich kann es nicht erwarten, Dich zu sehn. Mir ist elend zumut. Ich kann so nicht weiterleben. Du mußt mir raten. Er sagt, wir können nicht zu Deinem Gastmahl gehn. Jede Bitte, mit der ich zu ihm komme, schlägt er mir ab. Ich darf nicht nach Baiae. Ich darf nicht ins Theater. Ich darf nicht in den Isis-und-Osiris-Tempel.
Ich muß mich gründlich mit Dir aussprechen. Wie kann ich mir ein bißchen mehr Freiheit verschaffen? Jeden Morgen streiten wir, und jeden Abend entschuldigt er sich; aber ich komm keinen Schritt weiter, und ich krieg nie, was ich will.
Selbstverständlich liebe ich ihn sehr, weil er mein Mann ist, aber, Du meine Güte, ich wollte, ich könnte manchmal ein bißchen Vergnügen vom Leben haben! Ich weine so viel, daß ich sehr häßlich geworden bin und Du mich nicht mehr mögen wirst.
Selbstverständlich werde ich ihn weiter bitten, zu Deinem Gastmahl zu gehn – aber ich kenne ihn! Der Musselin klingt wundervoll. Komm bald!

VIII Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus.
[Wahrscheinlich 4. bis 20. September]

970. *[Über das Erbrecht Erstgeborener und eine Stelle bei Herodot.]*
971. *[Über die Gedichte Catulls.]* Vielen Dank für die sechs Komödien des Menander. Ich hatte noch nicht Zeit, sie zu lesen. Ich lasse sie abschreiben und werde Dir die Originale, vielleicht mit einigen Bemerkungen dazu, in nicht allzu ferner Zeit zurückschicken.
Du mußt wirklich eine reichhaltige Bibliothek besitzen. Aber gibt es nicht doch irgendwelche Lücken, die ich füllen helfen kann?

Ich lasse gegenwärtig die Welt nach einem unverderbten Text der ›Lykurgeia‹ des Aeschylos durchstöbern. Es hat sechs Jahre gebraucht, um ›Die Schmausenden‹ und ›Die Babylonier‹ des Aristophanes, die ich Dir im Frühjahr sandte, in die Hand zu bekommen. Das zweite war, wie Du bemerkt haben wirst, ein schlecht erhaltenes Exemplar; ein paar Zollbeamte in Alexandria hatten begonnen, darauf Verzeichnisse von Schiffsfrachten anzulegen.

Dem Briefpaket dieser Woche schließe ich ein Bündel Gedichte bei. Alte Meisterwerke verschwinden; neue erscheinen im Zeichen Apollos, um ihren Platz einzunehmen. Diese hier sind von einem jungen Mann namens Gaius Valerius Catullus, dem Sohn eines alten Freundes, der in der Nähe von Verona lebt. Als ich im Jahre *[50]* nach dem Norden unterwegs war, verbrachte ich eine Nacht im Haus der Familie, und ich erinnere mich der Söhne und Töchter. Tatsächlich erinnere ich mich, daß ich den Bruder des Dichters – er ist seitdem gestorben – höher einschätzte!

Du wirst erstaunt sein zu erfahren, daß die Frau, die in den Gedichten unter dem Namen Lesbia angesprochen wird, niemand anders ist als Clodia Pulcher, an die Du und ich zu unsrer Zeit Gedichte geschrieben haben. Clodia Pulcher! Durch welche seltsame Verkettung von Umständen ist es dahin gekommen, daß diese Frau, deren Dasein für sie selbst jede verständliche Bedeutung verloren hat, – die nur lebt, um das Chaos ihrer Seele in ihrer ganzen Umgebung hervorzurufen, nun im Geist eines Dichters als Gegenstand seiner Anbetung lebt und ihm solch strahlende Lieder entlockt? Ich sage Dir allen Ernstes, daß eins der Dinge dieser Welt, die mich am meisten mit Neid erfüllen, die Begabung ist, welcher große Dichtung entspringt. Den großen Dichtern schreibe ich dieses Vermögen zu, das Leben in seiner Gesamtheit mit unbeirrbarem Blick zu betrachten und das, was in ihnen, mit dem, was außerhalb ihrer ist, in Harmonie zu bringen. Dieser Catullus könnte wohl einer von ihnen sein. Sind denn also diese selbstherrlichen Wesen denselben Täuschungen unterworfen wie geringere Menschen? Was mich gegenwärtig beunruhigt, ist nicht sein Haß gegen mich, sondern seine Liebe zu

Clodia. Ich kann nicht glauben, daß er sich bloß an ihre Schönheit wendet und daß Schönheit des Leibes genügt, um solche Triumphe im Ordnen von Wörtern und Gedanken hervorzurufen. Ist er imstande, Vorzüge in ihr zu sehn, die uns verborgen sind? Oder sieht er in ihr die Größe, die unbezweifelbar in ihr vorhanden war, bevor sie diese Selbstzerstörung begann, die jetzt in der ganzen Stadt Abscheu und Gelächter erregt?

Für mich hängen diese Fragen mit den vornehmlichsten zusammen, die man an das Leben selbst stellt. Ich werde sie weiter zu erforschen trachten und, was ich finde, Dir mitteilen.

972. *[Über Politik und Ernennungen.]*

973. *[Über gewisse in die Mysterien der Guten Göttin eingeführte Reformen. Siehe Dokument XLII-B.]*

974. *[Über einige Schläuche griechischen Weins, die Caesar als Geschenk sendet.]*

975. *[Über Cleopatras Ersuchen, sobald sie in Rom wäre, zu den Mysterien der Guten Göttin zugelassen zu werden. Siehe Dokument XLIII-A.]*

976. *[Empfehlung eines Dieners.]*

977. *[Über die Feindseligkeit, die Cato, Brutus und Catull gegen ihn fühlen.]* Ich stattete Cato einen Besuch ab, am Gedächtnistag für die Verdienste seines großen Ahnen.

Wie ich Dir schon oft sagte, hat es eine seltsame Wirkung auf mich, Dir zu schreiben. Da überrasche ich mich dabei, wie ich Dinge untersuche, über die ich sonst nicht weiter nachdenke. Ein Gedanke, der mir in diesem Augenblick in die Feder kam, und den ich schon abweisen wollte, ist dieser:

Von den vier Männern in Rom, die ich am meisten achte, betrachten mich drei mit tödlicher Feindschaft. Ich meine Marcus Junius Brutus, Cato und Catullus. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch Cicero mich nicht ungern missen würde. An alledem ist nicht zu zweifeln; es kommen mir viele Briefe unter, die nicht für meine Augen bestimmt waren.

Ich bin es gewohnt, gehaßt zu werden. Schon in früher Jugend entdeckte ich, daß ich der Zustimmung andrer, auch der Besten,

nicht bedarf, um mich in meinen Handlungen bestärkt zu fühlen. Ich glaube, es gibt nur eine einzige Einsamkeit, die größer ist als die des militärischen Befehlshabers und des Staatsoberhauptes, und das ist die des Dichters – denn wer vermag ihm zu raten bei dieser ununterbrochenen Folge von Entscheidungen, die ein Gedicht ist? Nur in diesem Sinn ist Verantwortlichkeit Freiheit; je mehr Entscheidungen man allein treffen muß, je mehr ist man sich der Freiheit der Wahl bewußt. Ich bin sogar der Meinung, daß wir nicht behaupten können, uns unsres Geistes voll bewußt zu sein, es sei denn unter Verantwortlichkeit; und daß den meinen keine größere Gefahr befallen könnte, als daß er ein Bemühn spiegelte, sich den Beifall irgendeines Mannes, und sei er ein Brutus oder ein Cato, zu erwerben. Ich muß zu meinen Entscheidungen gelangen, als wären sie nicht der Kritik andrer unterworfen – als sähe niemand zu.

Ich bin aber auch Politiker. Ich muß diese Komödie spielen: der Meinung andrer gegenüber von äußerster Fügsamkeit zu sein. Ein Politiker ist ein Mensch, der so tut, als wäre er der allgemeinen Gier nach Anerkennung unterworfen; aber er kann das nicht mit Erfolg vorgeben, wenn er nicht frei davon ist. Das ist die aller Politik zugrunde liegende Heuchelei, und der endgültige Triumph eines Führers kommt mit der scheuen Ehrfurcht, die in Menschen erweckt wird, wenn sie den Verdacht hegen, aber nie sicher wissen, ob ihr Führer gegen ihren Beifall nicht gleichgültig ist, gleichgültig und ein Heuchler. Wie? – fragen sie sich – wie? Ist es möglich, daß es in diesem Mann kein solches Schlangennest gibt, wie wir alle es in uns tragen, wie es unser aller Qual und zugleich unsre Wonne ist, dieses Lechzen nach Lob, diese Sucht der Selbstrechtfertigung und Geltungsdrang und Grausamkeit und Neid? Ich verbringe meine Tage und Nächte inmitten des Gezisches dieser Schlangen. Ich hörte sie einst in meinem eignen Innern. Wie ich sie da zum Schweigen brachte, weiß ich nicht, obgleich die Antwort auf die Frage, einem Sokrates gestellt, alle andern Fragen an Interesse überträfe.

Nicht solche Schlangennester sind, glaube ich, der Grund, daß

ich von einem Marcus Brutus, einem Cato gehaßt werde und von diesem Dichter. Tatsächlich entspringt ihr Haß gegen mich ihrem Hirn und ihren Anschauungen von Herrschaft und Freiheit. Auch wenn ich sie heraufholte auf den Platz, den ich selbst innehabe, und ihnen die Welt ausgebreitet zeigte, wie man sie nur von hier sehen kann; auch wenn ich meinen Schädel aufspalten und ihnen die Erfahrung meines ganzen Lebens bloßlegen könnte, die den Menschen und dem Herrschen so vielhundertfach näherkam, als die ihre; auch wenn ich mit ihnen Zeile für Zeile die Texte der Philosophen läse, an die sie sich klammern, und die Geschichte der Völker, aus der sie ihre Beispiele ziehn – auch dann könnte ich nicht hoffen, ihren Blick zu klären. Der erste und letzte Lehrmeister des Lebens ist das Leben selbst, und es lernt sich am besten, indem man sich ihm vorbehaltlos und alle Gefahren auf sich nehmend hingibt. Den Menschen, welche das wissen, haben ein Aristoteles und ein Plato viel zu sagen; diejenigen aber, die sich Vorsichtsmaßregeln auferlegt und sich in einem System von Ideen versteinert haben, werden auch von den Meistern nur in die Irre geführt. Brutus und Cato wiederholen immerzu das Wort Freiheit, Freiheit und leben doch nur dafür, andern eine Freiheit aufzuzwingen, die sie sich selbst nicht zugestehn, – starre, freudlose Männer, die ihren Nachbarn zurufen: Seid freudvoll, wie wir freudvoll sind! Seid frei, wie wir frei sind!

Cato ist unbelehrbar. Brutus habe ich ins diesseitige Gallien als Statthalter zur Schule geschickt. Octavius ist an meiner Seite und sieht das ganze Getriebe der Staatsführung; ich werde ihn bald in die Arena hinaussenden.

Aber warum sollte Catullus mich hassen? Können große Dichter Entrüstung aus Gefühlen erzeugen, die sie sich aus alten Lehrbüchern geholt haben? Sind große Dichter unverständig in allem außer der Poesie? Können sie sich ihre Meinungen nach den Tischgesprächen im Aemilianischen Spiel- und Schwimmklub bilden?

Ich gestehe, mein lieber Freund, daß ich über eine Schwäche erstaunt bin, die ich in mir erwachen fühle, eine betörende Schwä-

che. Oh, von einem Menschen wie Catullus verstanden zu werden! Gefeiert zu werden von ihm in Versen, die nicht so bald vergessen wären!

978. *[Über ein Grundprinzip des Bankwesens.]*

979. *[Über einige verschwörerische Umtriebe in Italien, die auf seine Ermordung abzielen. Siehe Dokument LXI.]*

980. Erinnerst Du Dich, wohin mit ihm jagen zu gehn, der Rotkopf Scaevola uns aufforderte, in jenem Sommer, als wir aus Griechenland zurückkamen? Die zweite Weizenernte dort verspricht sehr gut zu werden. *[Dies ist ein Börsentip, versteckt gegeben, um die Sekretäre der beiden nicht aufmerksam zu machen.]*

981. *[Über die Armut des Griechischen an Adjektiven zur Unterscheidung der Farben.]*

982. *[Über die Möglichkeit einer Abschaffung aller religiösen Bräuche.]* Gestern abend, mein edler Freund, tat ich etwas, das ich seit vielen Jahren nicht mehr getan habe. Ich schrieb ein Edikt; überlas es; und zerriß es. Ich leistete mir eine Unentschlossenheit.

In den letzten Tagen habe ich so widersinnige Berichte wie noch nie von den Vogeldarmbeschauern und den Donnerbehorchern erhalten; überdies blieben die Gerichtshöfe und der Senat zwei Tage geschlossen, weil einen Pfeilschuß weit vom Capitol ein Adler eine unappetitliche Bescherung fallen ließ. Meine Geduld war fast zu Ende. Ich weigerte mich, das Sühnezeremoniell selber zu vollziehn, diese furchtsame Selbsterniedrigung zu mimen. Meine Frau und sogar meine Dienerschaft sahn mich scheel an. Cicero geruhte, mir den Rat zu geben, ich solle den Erwartungen volkstümlichen Aberglaubens Genüge tun.

Gestern abend setzte ich mich hin und schrieb das Edikt zur Abschaffung des Augurncollegiums und verfügte, daß hinfort kein Tag als unglückbringend zu gelten habe. Ich schrieb weiter und gab meinem Volk die Gründe dafür an. Wann war ich je glücklicher? Welche Freuden sind größer als die der Ehrlichkeit? Ich schrieb drauflos, und die Sternbilder glitten vor meinem Fenster

vorbei. Ich löste das Collegium der Vestalinnen auf; ich verheiratete diese Blüten unsrer ersten Häuser, und sie gebaren Rom Söhne und Töchter. Ich schloß die Türen der Tempel, aller unsrer Tempel, ausgenommen den des Jupiter. Ich schleuderte die Götter zurück in den Abgrund von Unwissenheit und Furcht, dem sie entstiegen, und in die trügerische Dämmerwelt, in der die Phantasie tröstende Lügen erfindet. Und zuletzt kam der Augenblick, wo ich beiseite schob, was ich getan, und von neuem begann, mit der Verkündigung, daß selbst Jupiter nie gewesen ist; daß der Mensch allein ist in einer Welt, in der keine Stimme außer der seinen vernehmbar wird; in einer Welt, die weder freundlich noch feindlich ist, es sei denn, daß er sie so oder so gestalte.

Und als ich überlesen hatte, was ich geschrieben, vernichtete ich es.

Ich vernichtete es nicht aus Ciceros Gründen – nicht, weil ohne eine Staatsreligion der Aberglaube zu geheimen Formen und noch schlimmeren Bräuchen getrieben würde (was bereits der Fall ist); nicht, weil eine so durchgreifende Maßregel die gesellschaftliche Ordnung zerrütten würde und das Volk verzagen und verzweifeln ließe wie Schafe in einem Schneesturm. Bei gewissen Arten von Reformen sind die durch allmähliche Änderungen bewirkten Umwälzungen fast ebenso groß wie die durch völlige und drastische Neuordnung hervorgerufenen. Nein, es waren nicht die möglichen Rückwirkungen eines solchen Zugs, die meiner Hand und meinem Willen Einhalt geboten; sondern etwas in mir selbst, ein Teil meines Ichs.

Im Innersten war ich nicht gewiß, gewiß zu sein.

Bin ich gewiß, daß es hinter unserm Dasein keinen Geist und nirgends im Weltall ein Geheimnis gibt? Ich glaube, ich bin es. Welche Freude, welche Erlösung, wenn wir das mit völliger Überzeugung behaupten könnten! Wäre es so, ich könnte wünschen, ewig zu leben. Wie erschrecklich und wie glorreich wäre die Rolle des Menschen, wenn er wahrhaftig, ohne Führung und Trost, aus seinem eignen Innern die Bedeutung seines Daseins erschaffen und die Regeln vorschreiben müßte, nach denen er lebt!

Wir beide, Du und ich, haben längst schon entschieden, daß es

keine Götter gibt. Erinnerst Du Dich des Tags, an dem wir uns endgültig über diese Entscheidung einig wurden und beschlossen, alle ihre Folgen zu erforschen – wie wir dort auf der Klippe in Kreta saßen, Kiesel ins Meer warfen und Delphine zählten? Wir gelobten uns, unserm Geist niemals zu gestatten, irgendeinem Zweifel darüber Einlaß zu gewähren. Mit welcher knabenhaften Unbeschwertheit zogen wir den Schluß, daß die Seele im Tod erlischt. [*Es ist unmöglich, in einer andern Sprache die Wucht wiederzugeben, die diese Worte in Caesars Latein haben, wo schon ihr Tonfall ein herzergreifendes Verzichten und Bedauern ausdrückt. Der Empfänger des Briefs verstand, daß Caesar auf den Tod seiner Tochter Julia, der Frau des Pompeius, anspielte, auf den überwältigendsten Verlust in seinem Leben. Mamilius Turrinus war bei ihm gewesen, als die Todesnachricht in Caesars Hauptquartier in der Bretagne eintraf.*]

Ich glaubte, aus der vollen Strenge dieser Behauptungen nicht rückfällig geworden zu sein. Es gibt jedoch nur einen einzigen Weg, um zu wissen, wessen man gewiß ist, und der besteht darin, seine Überzeugungen an eine Tat zu wagen, sie zu etwas zu Verantwortendem zu verpflichten. Als ich gestern abend dieses Edikt aufsetzte und als ich voraussah, welche Folgen daraus entstünden, wurde ich dazu getrieben, mich aufs genaueste zu prüfen. Allen Folgen würde ich, in der Gewißheit, daß die Wahrheit zu guter Letzt die Welt und alle, die in ihr leben, stärken müßte, mit größter Freude entgegensehn, aber nur, wenn ich gewiß wäre, gewiß zu sein.

Ein letztes Bedenken läßt meine Hand innehalten.

Ich muß gewiß sein, daß in keinem Winkel meines Wesens noch ein Anerkennen einer Möglichkeit verweilt, daß es in und hinter dem Weltall einen Geist gebe, der unser Denken beeinflußt und unsre Handlungen gestaltet. Wenn ich die Möglichkeit eines einzigen solchen Geheimnisses einräume, kommen alle die andern Geheimnisse zurückgeflutet: da sind die Götter wieder da, die uns gelehrt haben, was gut und schön ist, und die uns beobachten; da sind unsre Seelen wieder da, die uns bei der Geburt einge-

haucht würden und unsern Tod überleben; und die Belohnungen und Bestrafungen, die unsern geringsten Handlungen Bedeutung verleihen.

Ja, mein Freund, ich bin Unentschlossenheit nicht gewohnt, und ich bin unentschlossen. Du weißt, wie wenig ich zum Nachdenken neige; zu welchen Urteilen immer ich gelange, ich gelange zu ihnen, ich weiß nicht wie, aber augenblicklich; Vermutungen anzustellen liegt mir nicht, und seit meinem sechzehnten Lebensjahr habe ich die Philosophie mit Ungeduld betrachtet, als eine verlockende, aber fruchtlose Übung des Geistes und eine Ausflucht vor den Verpflichtungen unmittelbaren Lebens.

Es scheint mir, daß es vier Gebiete gibt, auf denen ich mit ahnender Scheu, in meinem und in dem Leben um mich her, die Möglichkeit dieses Geheimnisvollen sehe:

Das Reich des Eros. – Haben wir nicht allzu leichtfertig alles wegerklärt, was die Gluten begleitet, durch die unsre Welt bevölkert wird? Lucretius mag recht haben und unsre darüber scherzende Welt unrecht. Mir scheint, ich habe mein Leben lang gewußt, aber nicht anerkennen wollen, daß alle, alle Liebe eins ist und selbst der Geist, mit dem ich diese Fragen stelle, einzig von Liebe erweckt, genährt und belehrt wird.

Große Dichtung. – Die Poesie ist wahrhaftig der Hauptweg, auf dem alles, was den Menschen am meisten schwächt, in die Welt gekommen ist; hier findet er seine leichten Tröstungen und die Lügen, die ihn mit Unwissenheit und Trägheit sich bescheiden lassen; ich glaube, kein Mensch kann alle Poesie außer der besten mehr hassen als ich – aber große Dichtung, ist sie nur die höchste Leistung menschlichen Vermögens oder ist sie eine Stimme von jenseits des Menschen?

Drittens ein Augenblick, der bei meiner Krankheit eintritt. Die Ahnung eines höheren Wissens und Glücks, die er vermittelt, kann ich nicht vorschnell abweisen. *[Diese Worte sind ein Beweis für das unbegrenzte Vertrauen, das Caesar in den Empfänger setzte. Caesar gestattete nie eine Anspielung auf seine epileptischen Anfälle.]*

Und letztens kann ich nicht leugnen, mir bisweilen bewußt zu sein, daß mein Leben und meine Rom geleisteten Dienste von einer Macht außerhalb meiner selbst gestaltet worden seien. Es ist möglich, mein Freund, daß ich der Unverantwortlichste aller Unverantwortlichen bin und nur darum nicht schon längst alles Unheil, welches ein Staat erleiden kann, über Rom gebracht habe, daß ich das Werkzeug einer höhern Weisheit war, die mich meiner Beschränktheiten und nicht meiner Stärke wegen erwählte. Ich überlege nie, und es mag sein, daß diese meine augenblickliche Urteilsbildung nichts andres ist als die Gegenwart des *Daimon* in mir, etwas mir Fremdes, das die Liebe ist, welche die Götter für Rom hegen, und das, was meine Soldaten verehren und zu dem das Volk am Morgen betet.

Es ist erst wenige Tage her, da schrieb ich Dir in Überheblichkeit; ich sagte, daß ich mich um keines Menschen gute Meinung kümmere und mir an keines Menschen Rat gelegen sei. Ich komme zu Dir um Rat. Überdenke diese Dinge und laß mich alle Deine Gedanken wissen, wenn ich Dich im April besuche.

Inzwischen mustere ich alles, was in und außer mir vorgeht, und besonders Liebe, Poesie und Schicksal. Ich sehe jetzt, daß ich diese Fragen mein Leben lang stellte, aber man weiß nicht, was man weiß, oder auch nur, was man zu wissen wünscht, bevor man nicht herausgefordert wird und einen Einsatz leisten muß. Ich bin herausgefordert; Rom verlangt, daß ich mich irgendwie vergrößere, und mir bleibt nicht viel Zeit.

IX Cassia, die Frau des Quintus Lentulus Spinther, aus ihrer Villa bei Capua, an die ehrwürdige Jungfrau Domitilla Appia, Clodias Cousine, eine der Vestalinnen.

[10. September]

Um unserer langen Freundschaft willen, meine liebe Domitilla, muß ich Dir, so fühle ich, sogleich von einem Entschluß schrei-

ben, den ich gefaßt habe. Ich beabsichtige, die Ausschließung Claudillas *[Clodia Pulchers]* von den Mysterien der Guten Göttin zu verlangen.

Ich bin mir der ernsten Bedeutung meines Vorhabens voll bewußt.

Claudilla ist soeben auf ihrer Reise von Baiae nach Rom drei Tage Gast in meinem Hause gewesen, und es hat sich einiges ereignet, was ich Dir, wie ich fühle, im einzelnen berichten muß. Bei der Ankunft überschüttete sie uns mit Herzlichkeiten. Sie gab stets vor, mich und meinen Mann und meine Kinder zu lieben; sie nahm an, daß auch wir sie lieben; ich aber weiß längst, daß sie nie eine Frau lieb hatte, nicht einmal ihre Mutter, und auch nie einen Mann.

Claudilla als Wohngast zu empfangen, das ist, wie Du weißt, als empfinge man einen aus seiner Provinz zurückkehrenden Proconsul. Sie kommt mit drei Freunden an, zehn Dienern und einem Dutzend Vorreitern.

Nun wissen mein Mann und ich schon lange, daß Deiner Cousine jeder Anblick des Glückes anderer zuwider ist. In ihrer Gegenwart dürfen wir keine einverständigen Blicke wechseln; wir dürfen unsere Kinder nicht liebkosen; wir dürfen ihr keine Verbesserungen an der Villa zeigen; wir dürfen keine Freude verraten an den Kunstwerken, die mein Mann sammelt. Die Unsterblichen haben uns jedoch viel Glück beschert, und wir sind nicht sehr geschickt darin, uns zu verstellen, auch wenn die Gesetze der Gastlichkeit von uns fordern, streitsüchtig und unzufrieden zu erscheinen.

Aller Anfang zeigt Claudilla immer von der besten Seite. Am ersten Tag war sie liebenswürdig zu jedem von uns. Sogar mein Mann gestand zu, daß sie im Gespräch zu glänzen versteht. Nach dem Abendessen spielten wir »Kopieren«, und sie gab, so sagte er, ein einfach unübertreffliches Porträt des Dictators zum besten.

Also, was ich Dir nun erzählen werde, wird Dir vielleicht nicht so entscheidend vorkommen wie mir, und manches wirst Du vielleicht für lächerlich unwichtig halten.

Am zweiten Tag beschloß sie, Verheerung um sich zu verbreiten. Daß sie mich beleidigte, übergehe ich; daß sie meinen Mann schwer kränkte, erfüllt mich noch in diesem Augenblick mit Zorn. Mein Mann interessiert sich sehr für Ahnenforschung und ist sehr stolz auf die Leistungen der Familie der Lentulus-Spinther. Clodia begann sich über sie lustig zu machen: »Aber mein lieber Quintus, du kannst doch nicht im Ernst, etc. . . . ein paar Bürgermeister oben in Etrurien . . . aber tatsächlich glaubt doch kein Mensch, daß sie von Ancus Martius auch nur bemerkt wurden . . . eine achtbare Familie, selbstverständlich.« Ich verstehe gar nichts von solchen Dingen. Sie, natürlich, weiß genau Bescheid über jedermanns Verschwägerung bis zurück zum Trojanischen Krieg. Sie wußte, daß sie log, und sie tat es nur, weil sie wußte, daß es Gift wäre für meinen Mann, und das war es auch.

Ohne uns etwas davon zu sagen, hatte sie den armen Gaius Valerius Catullus hierher bestellt. Wir freuten uns, ihn bei uns zu sehen, besonders meine Kinder, obgleich wir es bei weitem vorgezogen hätten, ihn allein hier zu haben. Wenn sie in der Nähe ist, ist er entweder im Himmel oder in der Hölle. Diesmal war er in der Hölle, und bald waren wir's alle.

Also, Domitilla, ich bleibe nachts nicht eigens wach, um herauszufinden, wer von meinen Gästen wem in seinem Zimmer einen Besuch macht; aber ich habe nicht gern das Gefühl, daß mein Haus dazu ausersehen wurde, der Schauplatz einer grausamen Niedertracht zu sein. Da Deine Cousine Valerius Catullus aufgefordert hatte, hierher zu ihr zu kommen, war ich zu der Annahme bereit, daß sie einer Liebe geneigt sei, die durch seine Verse, die ich sehr schön finde, weit genug bekannt gemacht wurde. Aber das war sie offenbar nicht: sie suchte sich mein Heim nicht nur dazu aus, um ihre Tür zu verschließen, sondern sich mit einem anderen Mann einzuschließen – mit diesem jämmerlichen Dichterling Verus. Mein Mann wurde in der Nacht durch Lärm im Stalle geweckt und fand dort den Dichter, der sich ein Pferd lieh, um sogleich nach Rom zurückzukehren. Er war außer sich vor

Wut; er versuchte sich zu entschuldigen; er stammelte, er schluchzte. Zuletzt führte ihn mein Mann in unsere alte Villa über der Straße und wachte bei ihm bis zum Morgen. Sogar eine Vestalin, meine liebe Domitilla, wird wohl verstehen, wie schmählich, wie entwürdigend für unser ganzes Geschlecht ihr Benehmen war – wie verachtenswert. Am nächsten Morgen sprach ich mit ihr darüber. Sie sah mich kalt an und sagte: »Das ist ganz einfach, Cassia. Ich erlaube nun einmal keinem Manne, keinem, zu glauben, daß er irgendwelche Rechte über mich hat. Ich bin eine völlig freie Frau. Catullus behauptet, Ansprüche an mich zu haben. Ich mußte ihm schleunigst zeigen, daß ich keine solchen Ansprüche anerkenne. Das ist alles.«

Mir fiel damals keine Antwort ein, aber seither sind mir tausend eingefallen. Ich hätte meiner ersten Regung trauen und sie auffordern sollen, mein Haus sogleich zu verlassen.

Als wir an diesem Nachmittag mit dem Essen fertig waren, kamen meine Kinder mit ihrem Pädagogen in den Hof, um vor den Altären ihre Sonnenuntergangsgebete zu verrichten. Du weißt, wie fromm mein Mann und unser ganzer Haushalt ist. Claudilla begann, so daß sie es hörten, über die Salzzeremonie und die Libationen zu spötteln. Ich konnte es nicht länger ertragen. Ich stand auf und hieß alle andern den Hof verlassen. Als wir allein waren, sagte ich ihr, sie solle ihre Gesellschaft zusammennehmen und gehn. Vier Meilen weiter an der Straße sei ein Gasthof. Ich sagte ihr, daß ich ihren Ausschluß von den Mysterien beantragen werde.

Sie blickte mich lange schweigend an.

Ich sagte: »Ich sehe, Du merkst nicht einmal, wodurch du Anstoß erregt hast. Du magst am Morgen abreisen, wenn du das vorziehst«, und damit verließ ich sie.

Am Morgen benahm sie sich äußerst korrekt. Sie entschuldigte sich sogar bei meinem Mann für alles in ihrem Reden, was ihm etwa unpassend erschienen sei. Aber ich habe meinen Entschluß nicht geändert.

X Clodia, unterwegs nach Rom, an Caesar.

[Aus dem Gasthof beim 20. Meilenstein südlich Roms. Auf griechisch.]

[10. September]

Sohn des Romulus, Abkömmling der Aphrodite!

Ich habe den Ausdruck Deiner Verachtung erhalten und Deines tiefen Bedauerns, daß Du nicht beim Gastmahl meines Bruders anwesend sein kannst. Also Du bist an diesem Nachmittag mit der Abordnung aus Spanien beschäftigt? Das sagst Du mir, die weiß – und wer wüßte es besser? –, daß Caesar tut, was er will, und daß, was er will, ohne Murren von der Abordnung aus Spanien und den zitternden Proconsuln hingenommen wird.

Du hast es mir schon vor langem klargemacht, daß ich Dich nie allein sehn und nie in Dein Haus kommen darf.

Du verachtest mich.

Ich verstehe das.

Aber Du hast eine Verantwortung mir gegenüber. Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich bin Dein Geschöpf. Du, ein Ungeheuer, hast mich zu einem Ungeheuer gemacht.

Mein Anspruch hat nichts mit Liebe zu tun. Über alle Liebe hinaus, weit über alle Liebe hinaus bin ich Dein Geschöpf. Um Dich nicht mit dem, was die Menschen Liebe nennen, zu belästigen, habe ich getan, was ich getan habe, habe ich mich zu einem Tier gemacht. Du, der Du alles verstehst (trotz Deinem ganzen Vorgeben edler Einfalt), Du verstehst das. Oder verbietet Dir Deine in der Öffentlichkeit zur Schau getragene Blödigkeit, die Dinge zu wissen, die Du weißt?

Tiger! Ungeheuer! Hyrkanischer Tiger!

Du hast eine Verantwortung mir gegenüber.

Du warst es, der mich alles lehrte, was ich weiß; aber nicht alles, was *Du* weißt. Das Wesentliche hast Du mir vorenthalten. Du hast mich gelehrt, daß die Welt keinen Geist hat. Als ich sagte – und *dessen* erinnerst Du Dich wohl und, warum ich es sagte –, daß das Leben grauenhaft sei, da sagtest Du, nein, das Leben sei

weder grauenhaft noch schön; das Leben habe überhaupt keinen Charakter und keine Bedeutung. Du sagtest, *das Weltall wisse nicht, daß Menschen in ihm leben.*

Du glaubst das nicht. Ich weiß, ich weiß, daß es noch etwas gibt, das Du mir zu sagen hast. Jeder Mensch kann sehn, daß Du Dich benimmst, als gäbe es für Dich etwas, das Vernunft enthält, das Sinn hat. Was ist es?

Ich könnte mein Leben ertragen, wenn ich wüßte, daß auch Du elend bist; aber ich sehe, daß Du das nicht bist, und das heißt, daß Du mir noch eines zu sagen hast – daß Du es mir sagen *mußt.*

Warum lebst Du? Warum arbeitest Du? Warum lächelst Du? Ein Freund – wenn man von mir sagen kann, daß ich Freunde habe – hat mir Dein Benehmen in Catos Haus beschrieben. Es scheint, daß du huldvoll warst, daß Du die Gesellschaft bezaubertest, daß Du sie zum Lachen brachtest, daß Du Dich in ein endloses Gespräch mit – wer würde es glauben? – Sempronia Metella eingelassen hast. Ist es möglich, daß Du von Eitelkeit lebst? Genügt es Dir, Dich gegenwärtig von der Stadt und – über die Stadt hinaus – von Deinen künftigen Biographen als großmütig oder bezaubernd beschrieben zu hören? Dein Leben pflegte nicht eine Reihe von Posen vor einem Spiegel zu sein.

Gaius, Gaius, sag mir, was ich tun soll! Sag mir, was ich wissen muß! Ein einziges Mal nur laß mich mit Dir sprechen, laß mich Dir zuhören!

Später.

Nein, ich will nicht ungerecht sein gegen Dich, obwohl Du ungerecht bist gegen mich.

Du warst es nicht allein, der mich zu dem gemacht hat, was ich jetzt bin, aber Du hast das Werk vollendet.

Es war dieses Ungeheuerliche, das das Leben mir angetan hat. Du bist der einzige unter den Lebenden, der meine Geschichte kennt – das ist eine Verantwortung. Ein andres Solches hat das Leben auch Dir angetan.

X-A Caesar an Clodia.

[Nicht mit wendendem Boten, sondern etwa vier Tage später.]

Meine Frau, meine Tante und ich werden zu Deinem Gastmahl kommen; sprich nicht davon, bis Du meine förmliche Zusage erhältst.

Du schreibst mir von Dingen, die ich Dir gesagt haben soll. Entweder täuschst Du Dich oder mich, oder Dein Gedächtnis irrt. Ich hoffe, das Gespräch Deiner Gäste – unter denen, wie ich höre, Cicero und Catullus sein werden – wird dahin führen, daß einiges berührt werden wird, was Du gewußt, aber vergessen hast.

Der Grad meiner Bewunderung für das, was Du warst, ist Dir bekannt. Seine Wiederherstellung liegt, wie so vieles andre, in Deiner Macht. Es ist mir immer schwergefallen, nachsichtig gegen diejenigen zu sein, die sich selbst verachten oder verdammen.

XI Caesar an Pompeia.

[13. September. Aus seiner Kanzlei, um acht Uhr morgens.]

Ich hoffe, meine liebe Frau, Du hast darüber nachgedacht, wie ungerecht diese Beschuldigungen sind, die Du heute früh gegen mich erhoben hast. Verzeih, daß ich aus dem Haus ging, ohne Deine letzte Frage beantwortet zu haben.

Es macht mich sehr unglücklich, Dir irgend etwas zu verweigern. Es macht mich doppelt unglücklich, Dir dieselben Bitten immer wieder abzuschlagen und dafür Gründe anführen zu müssen, von denen Du mir bei frühern Gelegenheiten sagtest, daß Du sie verstehst, daß Du sie zugibst und sie gelten läßt. Da diese ewigen Wiederholungen meine Geduld erschöpfen und Deinen Verstand beleidigen, will ich einiges davon hier für Dich niederschreiben.

Ich kann nichts für Deinen Vetter tun. Es spricht sich von Tag zu

Tag weiter herum, mit welcher Grausamkeit und Bestechlichkeit er auf der Insel Corsica gewaltet hat. Daraus kann ein riesiger öffentlicher Skandal werden; meine Feinde werden mich am Ende dafür verantwortlich machen, und das würde mich sehr viel Zeit kosten, die ich andern Dingen widmen sollte. Wie ich Dir schon sagte, kann ich ihm, in vernünftigen Grenzen, jeden Posten im Heer geben; auf einen Verwaltungsposten werde ich ihn innerhalb der nächsten fünf Jahre nicht berufen.

Ich wiederhole, daß es höchst unpassend für Dich wäre, den Zeremonien im Tempel des Serapis beizuwohnen. Ich weiß, daß viel Seltsames dort vorgeht, für das sich nicht leicht eine Erklärung finden läßt, und ich weiß, daß die ägyptischen Riten starke Gemütsbewegung erregen und ihre Anhänger in einer Verfassung entlassen, die sie und Du als »glücklicher« und »besser« bezeichnen. Glaub mir, meine liebe Frau, ich habe mich eingehend mit ihnen befaßt. Diese ägyptischen Kulte sind unsrer römischen Veranlagung besonders gefährlich. Wir sind tätige Naturen; wir glauben, daß auch die kleinsten Entscheidungen des täglichen Lebens ein moralisches Gewicht besitzen; daß unsre Beziehungen zu den Göttern ganz genau unserm sittlichen Verhalten entsprechen. Ich habe in Ägypten Frauen Deiner gesellschaftlichen Stellung gekannt. Von Zeit zu Zeit besuchen sie ihre Tempel, um ihre Seelen für ein ewiges Leben nach dem Tode vorzubereiten; sie wälzen sich auf dem Boden und heulen; sie machen in der Einbildung lange Wanderungen, während welcher sie »ihre Seelen waschen« und von einer Stufe der Göttlichkeit zur andern aufsteigen. Tags darauf kehren sie in ihr Heim zurück und sind wiederum grausam gegen ihre Dienerschaft, falsch gegen ihre Männer, geizig, lärmend, streitsüchtig und genußgierig und völlig gleichgültig gegen das Elend, worin die große Masse des Volkes in ihrem Lande lebt. Wir Römer wissen, daß unsre Seelen es mit diesem Leben hier zu tun haben und daß ihre Wanderungen und die Waschungen, die wir mit ihnen vornehmen, nichts weiter sind als unsre Pflichten, unsre Freundschaften und unsre Leiden, wenn wir welche erdulden.

Was Clodias Gastmahl betrifft, so bitte ich Dich, meinem Urteil zu trauen. Für alles andre bin ich bereit, Beweisgründe vorzubringen; ich könnte das auch in diesem Fall, aber der Brief ist schon zu lang, und beide haben wir Ersprießlicheres zu tun, als die Geschichte dieses Paars wiederzukäuen. Sie und er hätten, wie ihre Vorfahren, hervorragende Freunde der Wohlfahrt Roms werden können, statt dem Volk zum Gelächter und den Patrioten zum Abscheu. Das wissen sie sehr gut. Sie erwarten von uns nicht, daß wir ihre Einladung annehmen.

Du sagst mir, daß die von mir Ernannten sich überall auf Staatskosten bereichern. Ich war heute morgen überrascht, Dich das sagen zu hören. Ich glaube nicht, meine liebe Pompeia, daß es Aufgabe einer Ehefrau ist, ihren Mann der Untüchtigkeit oder sträflicher Lässigkeit zu zeihen auf Grund von Gerüchten, die sie aus oberflächlichem Gerede aufgefischt hat. Es ist schicklicher, daß sie ihn bitte, ihr Anschuldigungen zu erklären, die ebensosehr an ihre wie an seine Ehre rühren. Wenn Du mir ein Beispiel solcher Profitmacherei nennst, werde ich Dir eine Antwort geben. Sie wird nicht kurz sein können, denn ich müßte Dir die Augen öffnen für die Schwierigkeiten, die der Verwaltung einer Welt innewohnen, und für das Ausmaß, bis zu dem man sich mit der Habgier tüchtiger Männer abfinden muß; für die Feindseligkeit, die in Untergebenen stets vorhanden ist; für den Unterschied zwischen neu eroberten Ländern und solchen, die schon lange der Republik einverleibt sind; und für die Methoden, die man anwendet, um Starrköpfen dabei zu helfen, ihren eignen Sturz zu beschleunigen.

Dein häufiger Vorwurf, daß ich Dich nicht liebe, läßt sich nicht wiederholt beantworten, ohne daß es uns beide erniedrigte. Noch so viele Beteuerungen könnten Dich meiner Liebe nicht versichern, wenn Du ihrer nicht in jedem Augenblick unsres Lebens bewußt wärst. Ich kehre täglich von liebevollster Erwartung erfüllt von meiner Arbeit zurück. Ich verbringe die ganze Zeit, die ich nicht meinen amtlichen Pflichten widmen muß, mit Dir; ja sogar daß ich Dir Bitten verweigere, ist ein Beweis dafür, wie sehr ich um

Deine Würde und Dein wahres Glück besorgt bin. Und schließlich fragst Du mich, meine liebe Pompeia: »Sollen wir denn keine Freude in unserm Leben haben?« Ich bitte Dich, mich das nicht leichtfertig zu fragen. Jede Ehefrau hat unvermeidlich auch die Lebenslage geheiratet, in der ihr Mann sich befindet. Die meine läßt das Ausmaß von Muße und Freiheit, dessen sich manche erfreuen, nicht zu; dennoch ist Deine Stellung eine solche, daß viele Frauen Dich darum beneiden. Ich werde tun, was ich kann, um Dir abwechslungsreichere Erholung zu bieten; aber an der Lage selbst läßt sich nicht leicht etwas ändern.

XII Aus dem Merkbuch des Cornelius Nepos.

[Offenbar als Material für ein beabsichtigtes Werk scheint der große Geschichtsschreiber und Biograph Aufzeichnungen über die Ereignisse seiner Zeit geführt und Nachrichten aus den verschiedensten Quellen gesammelt zu haben.]

Die Schwester des Gaius Oppius erzählte meiner Frau, daß Caesar unterm Essen mit Balbus, Hirtius und Oppius die Möglichkeit einer Verlegung der Regierung nach Byzanz oder Troja besprach. Rom: unzulänglicher Hafen, Überschwemmungen, äußerst große Gegensätze des Klimas, Seuchengefahr durch nun nicht mehr behebbare Übervölkerung. Möglichkeit eines Feldzugs nach Indien?

Abermals mit Catullus im Aemilianischen *[Brettspiel- und Schwimmklub]* gegessen. Sehr angenehme Gesellschaft, junge Aristokraten, Sprößlinge der erlauchtesten Häuser Roms. Ärgerte mich nur, als ich sie über ihre Vorfahren befragte, daß sie in dieser Hinsicht so unwissend sind und, muß ich hinzufügen, so gleichgültig.

Sie haben Catullus zu ihrem ehrenamtlichen Sekretär gewählt, mit taktvoller Rücksicht auf seine Armut, wie ich glaube. Auf

diese Weise ist er mit einer hübschen Wohnung versorgt, die auf den Fluß geht.

Er scheint der Berater und Vertraute dieser jungen Leute zu sein. Sie kommen zu ihm, wenn sie mit ihren Vätern, ihren Mätressen oder ihren Geldverleihern Streit gehabt haben. Dreimal während des Essens wurde die Tür aufgerissen, und wieder ein Klubmitglied stürzte verstört herein: »Wo ist Sirmio?« (Dieser Spitzname scheint von seinem Sommerhäuschen am Gardasee zu stammen.) Und jedesmal zogen sich dann beide zu einer geflüsterten Unterredung in einen Winkel zurück. Seine Beliebtheit scheint jedoch nicht auf irgendwelcher Nachsicht Ihnen gegenüber zu beruhn; er ist so strikt wie ihre Väter und, obgleich mehr als frei im Gespräch, beinahe überstreng in seiner Lebensführung und in seinem Bemühn, auch ihnen »die altrömische Art« einzupflanzen. Merkwürdig.

Er scheint sich seine besten Freunde unter den weniger gebildeten Mitgliedern oder, wie er sie ihnen ins Gesicht nennt, den Barbaren gewählt zu haben. Eins dieser Mitglieder sagte mir, er spreche nie von Literatur oder nur, wenn er zuviel getrunken habe.

Er scheint kräftiger und doch auch schwächlicher zu sein, als er aussieht. Einerseits vermag er jeden Klubbruder bei diesen Kraft- und Gleichgewichtsproben zu übertrumpfen, zu denen es so natürlich gegen Ende eines Trinkgelages kommt – etwa, die Saaldecke zu queren durch Forthanteln von einem Sparren zum andern oder über den Tiber zu schwimmen mit einer Katze in der einen, hocherhobenen Hand, so daß die Katze zwar schreit, aber trocken bleibt. Er war es auch, der vom Dach des Tiburtinischen Ruderklubs den goldenen Delphin herabholte, von dem so viel in dem Lied die Rede ist, das er für seinen eignen Klub schrieb. Andrerseits ist er zweifellos von zarter Gesundheit. Er scheint an irgendeiner Schwäche der Milz oder des Gedärms zu leiden.

Seine Liebschaft mit Clodia Pulcher. Eine Überraschung für alle. Muß näheres herausfinden.

Marina, eine Schwester unseres zweiten Kochs, ist im Haus des Dictators bedienstet. Sie sprach ohne Zurückhaltung mit mir. Es kamen seit einiger Zeit keine Anfälle der heiligen Krankheit vor. Der Dictator verbringt jeden Abend daheim mit seiner Frau. Er steht oft mitten in der Nacht auf und geht in sein Arbeitszimmer, das auf den Abhang hinausgebaut ist, und arbeitet. Er hat einen Militärstrohsack dort und schläft oft in der Loggia ein.
Marina verneint, daß er Temperamentsausbrüche hat. »Jeder Mensch sagt, er hat Wutanfälle, Herr, aber das muß im Senat sein oder in den Gerichtshöfen. Ich hab ihn die ganzen fünf Jahre nur dreimal in Zorn gesehn, und nie gegen wen von der Dienerschaft, auch wenn etwas ganz fürchterlich falsch gemacht wird. Unsre Gnädige, die wird oft zornig und will uns peitschen lassen, aber er lacht nur. Wir zittern alle wie die Mäuse vor ihm, Herr, aber ich weiß nicht warum, denn er ist der gütigste Herr auf der Welt. Ich glaub, das ist, weil er uns die ganze Zeit zuschaut und uns wirklich sieht. Meistens lächelt er nur so mit den Augen, als wüßt er, was ein Dienstbot für ein Leben hat und wovon wir in der Küche reden. Wir alle verstehn sehr gut, daß dieser Koch sich damals umgebracht hat, wie wir den Herdbrand gehabt haben. Es waren sehr hohe Herrschaften bei uns zu Gast, und der Haushofmeister hat's dem Herrn nicht sagen wollen, und so hat er den Koch gezwungen, hineinzugehn und es ihm zu sagen. Also ist der Koch hinein und hat ihm gesagt, daß das Essen verbrannt ist, und der Herr hat bloß gelacht und gefragt: ›Haben wir nicht ein paar Datteln und Salat im Haus?‹ Und der Koch ist in den Garten und hat sich mit dem Gemüsemesser umgebracht. Aber einmal, da war er zornig, oh, da war er furchtbar zornig, wie er entdeckt hat, daß der Philemon, der sein Lieblingssekretär gewesen ist und schon viele Jahre bei ihm war, daß der versucht hat, ihn zu vergiften. Es war gar nicht wie Zorn, es war wie ein Gewicht, einfach wie ein schweres Gewicht. Du erinnerst Dich, Herr, er hat ihn nicht foltern lassen wollen, sondern hat befohlen, daß er schnell getötet wird. Und der Polizeipräsident hat sich sehr gefuchst, weil er ihn hat foltern wollen, um herauszukriegen, wer

dahintersteckt. Aber was *er* mit ihm getan hat, das war ärger als foltern, glaub ich. Er hat uns alle hineingerufen, unser dreißig etwa, und lange Zeit hat er ihn nur angeschaut, den Philemon, und man hätt eine Ameise krabbeln hören können. Und dann hat er davon gesprochen, daß wir alle miteinander auf der einen Welt sind, und, wie Stückchen von Vertrauen zwischen Menschen zu wachsen beginnen, zwischen einem Mann und seiner Frau und zwischen dem General und dem Soldaten und zwischen Herrn und Diener; und ich glaub, das war die ärgste Zurechtweisung, die je ein Mensch auf der Welt gekriegt hat. Und während alledem sind zwei von den Mädeln ohnmächtig geworden. Es war so, als wär ein Gott im Zimmer, und nachher hat sich unsre Gnädige erbrochen.

Octavius ist von der Schule in Apollonia heimgekommen. Er ist ein sehr schweigsamer junger Herr und redet nie mit wem.

Der Sekretär aus Kreta ist gehört worden, wie er zu dem andern aus Ariminum gesagt hat, daß vielleicht die Königin von Ägypten nach Rom kommt. Das ist die Cleopatra, die Hexe.

Unsre Gnädige kann mit ihm machen, was sie will. Sooft sie weint, wird er wie jemand, der nicht bei Trost ist. Wir können das nicht verstehn, denn er ist immer im Recht und sie ist immer im Unrecht.«

Cicero zum Abendessen. Viel kokettes Selbstbedauern: Sein Leben ist vorbei; die Undankbarkeit des Publikums et cetera. Über Caesar: »Caesar ist kein philosophisch veranlagter Mensch. Sein Leben ist eine einzige lange Flucht vor Überlegung. Er ist wenigstens gescheit genug, die Armseligkeit seiner allgemeinen Ideen nicht bloßzustellen; er duldet es nie, daß das Gespräch sich philosophischen Prinzipien nähere. Männer von seinem Schlag scheuen jeden wohlüberlegten Entschluß so sehr, daß sie sich großartig vorkommen, wenn sie sich augenblickliches Entscheiden zur Gewohnheit machen. Sie glauben, sie schützen sich so vor Unentschlossenheit; in Wirklichkeit wollen sie sich die Betrachtung aller Folgen ihrer Handlungen sparen. Überdies können sie auf diese Weise in der Illusion schwelgen, nie einen Feh-

ler gemacht zu haben; denn die eine Handlung folgt so schnell auf die andre, daß es unmöglich ist, die Vergangenheit zu rekonstruieren und zu sagen, daß eine andre Entscheidung besser gewesen wäre. Sie können vorgeben, daß ihnen jede Handlung durch eine Notlage abgezwungen wurde und jede Entscheidung die Notwendigkeit zur Mutter hatte. Das ist das Laster der militärischen Führer; für sie ist jede Niederlage ein Triumph und jeder Triumph fast eine Niederlage.

Caesar hat sich die Pflege dieser Unmittelbarkeit in allem, was er tut, angelegen sein lassen. Er trachtet jedes Zwischenstadium zwischen Antrieb und Ausführung auszuschalten. Er nimmt überallhin einen Schreiber mit und diktiert Briefe, Erlässe, Gesetze im selben Augenblick, wo sie ihm einfallen. Ebenso gehorcht er jedem natürlichen Trieb, sobald er sich seiner bewußt wird. Er ißt, wann er hungrig wird, und schläft, wann er schläfrig wird. Ein über das andre Mal während wichtigster Beratungen und in Anwesenheit von Consuln und Proconsuln, die die Welt durchquerten, um sich mit ihm zu besprechen, hat er die Sitzung mit einer lächelnd hingeworfenen Entschuldigung verlassen und sich für kurze Zeit in ein andres Zimmer zurückgezogen. Aber welcher der natürlichen Triebe es war, konnten wir nie erfahren; vielleicht geschah es, um ein Schläfchen zu machen oder eine Kleinigkeit zu essen, oder um eine der drei blutjungen Mätressen zu genießen, die er stets in seiner Nähe hält. Ich muß allerdings sagen, daß er diese Freiheiten andern ebenso zugesteht, wie sich selbst. Ich werde nie seine Bestürzung bei einer solchen Gelegenheit vergessen, als er hörte, daß ein Gesandter seine Hauptmahlzeit übergangen hatte und hungrig war. Und doch hat er – denn dieses Mannes ist kein Ende – während der Belagerung von Dyrrhachium zusammen mit seinen Soldaten gehungert und die Rationen zurückgewiesen, welche für die Kommandanten aufgespart wurden. Seine ungewöhnliche Grausamkeit gegen die Gefangenen, als er die Belagerung aufheben mußte, war, glaube ich, nur der Ausbruch der durch dieses Hungern hervorgerufenen und lange aufgestauten Gereiztheit. Er erhebt diese Gepflogenheiten

zu einer Theorie und erklärt, man verringere sich zu einem halben Menschen, wenn man leugne, ein Tier zu sein.«

Cicero findet nicht viel Freude daran, lange in einem fort über Caesar zu reden; aber er ist nicht abgeneigt, ein Porträt seiner selbst mit Material von dem Caesars nachzubessern. Es gelang mir, ihn nochmals auf den Gegenstand zu bringen.

»Jeder Mensch braucht ein Publikum. Unsre Vorfahren hatten das Gefühl, daß die Götter ihnen zusahn; unsre Väter lebten dafür, von Menschen bewundert zu werden; für Caesar gibt es keine Götter, und er ist gleichgültig gegen die Meinung seiner Mitmenschen: er lebt für die Meinung der Nachwelt. Ihr Lebensbeschreiber, Cornelius, ihr seid sein Publikum. Ihr seid die Triebfeder seines Handelns. Caesar versucht, ein großes Buch zu leben; er hat nicht einmal genug vom Künstler in sich, um zu sehn, daß ein Leben zu leben und ein Werk der Literatur zu verfassen einander keine Analogien bieten können.« Hier begann sich Cicero vor Lachen zu schütteln. »Er ist so weit gegangen, ins Leben eine von der Kunst untrennbare Gepflogenheit einzuführen, nämlich das Übermalen. Er hat seine Jugend übermalt. O ja, das hat er! Seine Jugend, wie er glaubt, daß sie war, wie jedermann glaubt, daß sie war, ist eine bloße Schöpfung seiner spätern Jahre. Und nun beginnt er, den Gallischen Krieg und den Bürgerkrieg zu übermalen. Ich ging einmal fünf Seiten der ›Commentare‹ aufs genaueste mit meinem Bruder Quintus durch, der sich während der da beschriebenen Ereignisse in Caesars nächster Umgebung aufhielt. Es findet sich keine einzige Unwahrheit, nein – aber nach zehn Zeilen kreischt die Wahrheit auf, sie läuft verstört und zerzaust durch die Gänge ihres Tempels und kennt sich selbst nicht mehr. ›Ich kann Lügen ertragen‹, schreit sie, ›aber diese erstickende Wahrheitsähnlichkeit kann ich nicht überleben.‹«

[Hier folgt die Stelle, an der Cicero die Möglichkeit erörtert, daß Marcus Junius Brutus der Sohn Caesars sei. Sie ist in einem der Dokumente enthalten, mit welchen das vierte Buch beginnt.]

. . . . . .

»... Man darf nie vergessen, daß Caesar während der zwanzig kritischsten Jahre seines Lebens völlig mittellos war. Caesar und das Geld! Caesar und das Geld! Wer wird je diese Geschichte schreiben? Unter all den Mythen der Griechen ist kein einziger, der ihr gleichkäme, so phantastisch er auch sein mag –, Verschwender ohne Einkommen und grenzenlos freigebig mit andrer Leute Gold. Es ist nicht Zeit, auf das alles näher einzugehn und mehr als ein paar Worte einzuschalten. Caesar vermochte Geld nie als Geld aufzufassen, wenn es sich in *Ruhe* befand. Er konnte es sich nie als Sicherung gegen die Zukunft denken oder als etwas, womit man protzt, als Beweis für die eigne Würde oder Macht oder den Einfluß, den man besitzt. Für Caesar ist Geld nur dann Geld, wenn es sich in Tätigkeit befindet. Caesar fühlt, daß Geld etwas für diejenigen ist, die wissen, was damit tun. Es ist aber offenkundig, daß Multimillionäre nicht wissen, was tun mit ihrem Geld, außer es ans Herz zu drücken oder damit um sich zu werfen. Caesar, der gleichgültig gegen Geld ist – und diese Haltung ist natürlich sehr eindrucksvoll und verwirrend und sogar beängstigend für die Reichen –, wußte immer eine Menge mit Geld anzufangen. Er wußte immer das Gold eines andern in Tätigkeit zu setzen. Er wußte das Gold aus den eisernen Truhen seiner Freunde förmlich hervorzusingen.

Aber wurzelt seine Haltung nicht tiefer als in Gleichgültigkeit? Bedeutet sie nicht, daß er sich nicht fürchtet, daß er keine Furcht hat vor unsrer Umwelt, vor der Zukunft, keine Furcht vor der möglichen Notlage, in deren drohendem Schatten so viele Menschen leben? Ist nicht aber ein großer Teil jeder Furcht nur Erinnerung an vergangene Furcht und vergangene Not? Einem kleinen Kind, das nie seine Behüter sich vor Donner und Blitz fürchten sah, fällt es nicht ein, sich vor diesen zu fürchten. Caesars Mutter und Tante waren sehr bemerkenswerte Frauen. Auch größere Schrecken als Donner und Blitz vermochten ihre Züge nicht aus der Fassung zu bringen. Ich kann mir vorstellen, daß sie während aller jener Schrecken der Proscriptionen und Blutbäder – als sie bei Nacht durch eine brennende Gegend fliehn und sich bei

Tag in Höhlen verstecken mußten – den heranwachsenden Knaben nie etwas andres sehn ließen, als zuversichtlichen Gleichmut. Kann es das sein, oder geht es noch weiter und tiefer? Hält er sich für einen Gott, einen Nachkommen der Julier, die von Venus stammen? Und glaubt er sich daher außer Reichweite der Übel dieser Welt, wie er darüber hinaus ist, Befriedigung an den Freuden dieser Welt zu finden?

Jedenfalls lebte er während aller jener Jahre ohne eignes Vermögen in diesem Häuschen dort unten, mitten unter dem Arbeitervolk, mit Cornelia und seiner kleinen Tochter; und war doch der Patrizier aller Patrizier, der einen so breiten Purpurstreif trug wie Lucullus und gegen einen Crassus auftrat und gegen mich – oh, dieses Mannes ist kein Ende!

Aber – und das ist von einer feinen Bedeutung – Caesar freut sich stets, andre zu bereichern. Die Hauptbeschuldigung, die jetzt von seinen Gegnern wider ihn erhoben wird, ist die, daß er seinen Vertrauten gestatte, unvorstellbare Reichtümer zusammenzuraffen, und daß die meisten seiner Vertrauten Schurken seien. Aber ist das nicht ein Zeichen, daß er sie verachtet? Denn er hält den Besitz und die Anhäufung von Geld für Schwäche – was sage ich? – für Furcht.«

Asinius Pollio zu Gast. Er sprach von Catullus und seinen bittern Epigrammen auf den Dictator. »Die sonderbarste Sache von der Welt. Im Gespräch verteidigt er ihn gegen die beständige Verachtung seitens seiner Klubbrüder; aber in seinem Werk entlädt er diese schrankenlose Giftigkeit. Was man beachten muß: Catullus, der sich in seinen Versen so viel Unzüchtiges erlaubt, ist erstaunlich streng in seinem Urteil über das Leben andrer. Er betrachtet offenbar seine Beziehungen zu Clodia Pulcher – Beziehungen, die er im Gespräch nie erwähnt –, als eine reine und hohe Liebe, die niemand mit den Eintagsliebschaften verwechseln könnte, in die seine Freunde unaufhörlich verwickelt sind. Seine Epigramme gegen den Dictator sind oberflächlich politisch, aber eins wie das andre in Zotigkeit gekleidet. Sein Haß gegen Caesar scheint zwei Quellen zu entspringen: seiner Mißbilligung der

notorischen Unzüchtigkeit des Dictators und seiner Mißbilligung des Schlags von Männern, mit denen sich der Dictator umgibt, und denen er gestattet, sich auf öffentliche Kosten zu bereichern. Hinwieder ist es möglich, daß er den Dictator als einen Rivalen um die Zuneigung Clodias fürchtet oder sozusagen nachträglich auf ihn eifersüchtig ist.«

XIII Catull an Clodia.

[14. September]

[Catull schrieb am 11. und 12. zwei Entwürfe für diesen Brief. Sie wurden nicht an Clodia gesandt, aber von Caesar samt andern Papieren gelesen, die seine Geheimpolizei in Catulls Wohnung gefunden und für ihn abgeschrieben hatte. Diese Entwürfe sind im zweiten Buch als Dokument XXVIII enthalten.]

Ich wünsche gar nicht, daß mir irgendeine Erkenntnis davon erspart bleibe, was für ein Ort der Nacht und des Grauens diese Welt ist.

Die Tür, die Du in Capua mir verschlossen hast, hatte das zu besagen.

Du und Dein Caesar, Ihr seid in diese Welt gekommen, um uns dies zu lehren: Du, daß Liebe und Schönheit der Gestalt Täuschung sind; er, daß auch in den äußersten Reichweiten des Geistes nur die Lust am Ich zu finden ist. Ich habe immer gewußt, daß Du eine Ertrinkende bist. Du selbst hast es mir gesagt. Deine Arme und Dein Gesicht versuchen noch immer, sich über Wasser zu halten. Ich kann nicht mir Dir untergehn. Sogar die Tür, die Du vor mir verschlossen hast, war nur eine letzte Aufforderung dazu, denn Grausamkeit ist der einzige Aufschrei, den Du noch zu tun vermagst.

Ich kann nicht mit Dir untergehn, weil mir noch eins zu tun bleibt. Ich kann noch immer dieses Weltall schmähen, das uns

schmäht. Ich kann es schmähen, indem ich etwas Schönes schaffe. Das werde ich tun; und dann der langen Kreuzigung des Geistes ein Ende machen.
Claudilla, Claudilla, Du bist am Ertrinken. Oh, daß ich blind und taub wäre! Oh, daß ich nicht hier wäre, diesen Todeskampf mit anzusehn, diese Schreie zu hören!

XIII-A Clodia an Catull.

[Vom selben Tag; mit wendendem Boten.]
[Auf griechisch.]

Hirschlein – wahr, alles wahr –, wie kann ich anders als grausam zu Dir sein? – Ertrag es, erduld es, aber verlaß mich nicht.
Ich will Dir alles sagen – es ist mein letztes Mittel – mach Dich auf diesen Greuel gefaßt: Mein Onkel vergewaltigte mich, als ich zwölf Jahre alt war – an wem, an was kann ich mich dafür rächen? *Dafür?* In einem Obstgarten, am Mittag. Unter einer strahlenden Sonne. Nun hab ich Dir alles gesagt.
Nichts kann mir helfen, ich verlange keine Hilfe. Ich verlange einen Gefährten im Haß. Daß *Dein* Haß nicht stark genug wäre, das könnte ich nicht ertragen.
Komm zu mir. Komm zu mir, Hirschlein!
Aber was gibt es da zu sagen?
Komm!

XIII-B Catull.

Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.
»Hassen und lieben, warum ich es tue, das magst du wohl fragen.
Weiß ich's doch nicht, nur wie's tut, fühl ich und hänge am Kreuz.«

XIV Asinius Pollio, aus Neapel, an Caesar in Rom.

[18. September]

[Asinius Pollio, als Caesars Vertrauensmann auf einer Reise unterwegs, beantwortet zwanzig Fragen, die ihm der Dictator gesandt hat.]

Mein Feldherr!

[Hier folgen mehrere tausend Wörter einer sehr ins Finanztechnische gehenden Ausführung über gewisse Gebarungen der großen, in der Gegend des heutigen Neapel gelegenen Bankhäuser; eine ebenso lange Antwort über einige Verwaltungsprobleme in Mauretanien; sodann Angaben über die wilden Tiere, die in Afrika für die festtäglichen Spiele nach Rom verschifft wurden.]

Frage 20: Gründe für den Groll des Gaius Valerius Catullus gegen den Dictator, nebst Bericht über des Dichters Liebe zu der Herrin Clodia Pulcher.

Ich habe vielmals versucht, mein Feldherr, von dem Dichter eine klare Begründung seiner Feindseligkeit gegen Dich zu erlangen. Meinem Feldherrn zu wissen, daß Valerius eine äußerst komplizierte und widerspruchsvolle Natur ist. Meist ist er bedächtig, geduldig und ausgeglichen. Zwar wenig älter als die Mehrzahl der Mitglieder unsres *[Aemilianischen Brettspiel- und Schwimm-]* Klubs, hat er seit langem die Stellung eines Ratgebers und Friedensstifters. Er ist, wie wir sagen, »Tischältester«. Dennoch gibt es drei Gegenstände, über die er nicht sprechen oder sie besprochen hören kann, ohne in heftigen Zorn zu geraten; er wechselt die Farbe, seine Stimme verändert sich, und seine Augen blitzen; ich habe häufig beobachtet, daß er dabei zittert. Diese drei sind: schlechte Dichter, sittenloses Benehmen von Frauen und Du selbst und gewisse Deiner Gefährten. Ich hatte schon einmal Gelegenheit, meinem Feldherrn zu sagen, daß die mehreren Klubmitglieder sich als Republikaner gebärden. Es trifft in sogar noch höherem Maß auf die zwei andern Klubs zu, deren Mitglied-

schaft ebenso auf junge Patrizier beschränkt ist: den ›Tiburtinischen Ruderklub‹ und die ›Roten Segel‹. Es gilt nicht vom ›Klub der Vierzig Stufen‹, der nach wie vor äußerst stoz darauf ist, von meinem Feldherrn gegründet worden zu sein. Die republikanische Gesinnung der erstgenannten Klubs übersteigt jedoch nicht den Grad von Tischgesprächen. Diese jungen Herren sind über Staatsangelegenheiten ungemein schlecht unterrichtet und interessieren sich nicht genug für sie, um einer längeren Erörterung zuhören zu wollen; das will auch Valerius nicht. Seine Nörgeleien wechseln unaufhörlich den Standpunkt; den einen Augenblick zieht er über den Charakter gewisser hoher Beamter los, den nächsten beruft er sich auf gewisse Grundsätze der Staatslehre, und dann wieder macht er Dich verantwortlich für einige Einbrüche, die aus den Vorstädten gemeldet wurden.

Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß seine unvernünftige Reizbarkeit in den drei Punkten ein Widerschein der unglücklichen Lage ist, in der er sich Clodia Pulcher gegenüber befindet. Es ist ein außerordentliches Mißgeschick, daß er sich unter allen Frauen Roms grade in sie verliebt hat. Als er vor acht Jahren in die Stadt kam, war sie bereits ein Gegenstand des Gelächters in den Klubs, obwohl zu jener Zeit ihr Mann noch lebte. Und sie war und ist das nicht der Zahl ihrer Liebhaber wegen, sondern weil jede ihrer Liebschaften denselben unabänderlichen Verlauf nimmt. Sie bestrickt einen Mann mit ihrer fesselnden Persönlichkeit, um seine Schwächen herauszufinden und ihn zuletzt mit der größtmöglichen Gründlichkeit und Treffsicherheit zu beleidigen. Zum Unglück für sie macht sie das nicht sehr gut. Sie ist in solcher Hast, zu der Phase zu gelangen, wo sie ihren Liebhaber demütigen kann, daß ihr Zauber sich sehr bald verliert. Gewisse Mitglieder des Klubs, die sich zum wenigsten sechs Monate Verzauberung versprochen hatten, sind mitten in der ersten Nacht in den Klub zurückgekehrt, und ohne Mantel.

Daß Valerius diese Frau mit solcher Heftigkeit und schon so lange Zeit liebt, erfüllt alle, die ihn kennen, mit Besorgnis. Mein Bruder – der viel besser mit dem Dichter befreundet ist, als ich es

zu sein behaupten kann – sagt, wenn Valerius von ihr spreche, scheine er von jemand zu sprechen, den wir nie kannten. Es wird allgemein zugegeben, daß sie nächst Volumnia die schönste Frau auf dem Hügel und bei weitem die witzigste und gescheiteste ist und daß die Unterhaltungen, Ausflüge und Gastmähler, die sie veranstaltet, in Rom nicht ihresgleichen haben; Valerius aber erzählt meinem Bruder von ihrer Weisheit, ihrer Güte zu den Unglücklichen, vom Zartgefühl ihres Mitleids, von der Größe ihrer Seele. Ich kenne sie seit vielen Jahren; ich habe Freude an ihrer Gesellschaft; aber es ist mir die ganze Zeit bewußt, daß sie förmlich die Luft haßt, die sie atmet, und alles und jeden in ihrer Umgebung. Es wird allgemein angenommen, daß es da eine Ausnahme gebe: ihren Bruder Publius. Cornelius Nepos legte mir seine Theorie dar, daß ihr Rachefeldzug gegen die Männer vielleicht eine Folge der blutschänderischen Beziehungen sei, die sie zu ihrem Bruder gehabt haben mag. Das könnte sein, doch ich bin nicht dieser Ansicht. Ihre Haltung ihm gegenüber ist die einer vielgeprüften und verhältnismäßig gleichgültig gewordenen Mutter. Leidenschaft oder Abkehr von Leidenschaft hätte sie unduldsamer und besitzwütiger gemacht.

Meine Bewunderung, ja Liebe für den Dichter ist groß. Weniges könnte mich glücklicher machen, als zu sehn, daß er sich von diesem Liebeswahn, der ihn martert, befreit und die kindischen und widersinnigen Vorurteile fallen läßt, die er gegen meinen Feldherrn hegt.

Die Herrin Clodia Pulcher hat mich zu einem Gastmahl geladen, zu dem sie, wie sie mir mitteilt, auch meinen Feldherrn und den Dichter gebeten hat. Zuerst erschien mir die Aussicht unerfreulich, aber nochmals bedacht, scheint sie eine besonders glückliche Gelegenheit zu bieten, gewisse Mißverständnisse zu zerstreuen. Ich könnte es jedoch sehr gut verstehn, wenn mein Feldherr nicht wünschen würde, an dem Gastmahl teilzunehmen; in diesem Fall hoffe ich, es wird mir erlaubt sein, später einmal eine Zusammenkunft mit dem Dichter herbeizuführen.

Traf Asinius Pollio im Dampfbad. Während wir im Schwitzraum saßen, kamen wir abermals auf die Gründe für den Haß des Catullus gegen unsern Herrn zu sprechen.

»Es ist gar kein Zweifel möglich«, sagte er. »Dieser Haß muß mit Clodia Pulcher zusammenhängen. Aber soviel ich weiß, hat Caesar nie irgendein Interesse für sie gezeigt. Weißt du von etwas dergleichen?«

Ich antwortete, ich wisse von nichts, könnte aber auch schwerlich von etwas wissen.

»Ich glaube auch gar nicht, daß da etwas war. Sie war noch ein halbes Kind zu der Zeit, als er alle Frauenherzen schneller schlagen machte. Sie hatten bestimmt nichts miteinander; aber aus irgendeinem Grund bringt Catullus die beiden in Verbindung, davon bin ich überzeugt. Seine Epigramme auf den Dictator sind maßlos heftig, sie sind wüst, aber sie haben keine rechte Spitze. Hast du bemerkt, daß sie alle ohne Ausnahme in obszönen Ausdrücken abgefaßt sind? Caesar anzuprangern, weil er einen unmoralischen Lebenswandel führt und ein paar hohe Beamte sich bereichern läßt, das ist, glaub mir, als würfe man Sand gegen den Wind. Sie haben etwas Kindisches, diese Epigramme; nicht kindisch ist an ihnen nur, daß sie einem unvergeßlich bleiben.«

Er hielt seinen Mund dicht an mein Ohr: »Du kennst meine Bewunderung für unsern Herrn. Dennoch sage ich dir: Wer keine schärfere, keine ätzendere Anklage gegen ihn formulieren kann, hat überhaupt noch nicht nachzudenken begonnen . . . Nein, nein, ich glaube, es ist nicht zu bestreiten: Catullus hat sich da irgendwelche Gründe zu geschlechtlicher Eifersucht vorphantasiert.«

Er schlug die Hände zusammen: »Catullus ist ein Mann und zugleich ein Kind. Man muß das sehn, um es glauben zu können. Du hast doch gehört, was Cicero sagte, als er die Liebesgedichte zum erstenmal las? Nicht? ›Dieser Catullus ist der einzige in Rom, der Leidenschaft ernst nimmt. Er wird wahrscheinlich der einzige bleiben.‹«

XV Catullus an Clodia.

[20. September]

Meine Seele, Seele meiner Seele, Leben meines Lebens, ich habe den ganzen Tag geschlafen.

Oh, schlafen zu können bis *[Freitag]*. Es ist Qual, wach zu sein und nicht bei Dir; es ist Verschmachten, zu schlafen und nicht bei Dir. Als es dunkel wurde, ging ich mit Attius aus – eine neue Qual, einzig an Dich zu denken und nicht von Dir zu sprechen. Jetzt ist's Mitternacht. Ich habe geschrieben und geschrieben und zerrissen, was ich geschrieben habe. Oh, die Süße, die Tollheit der Liebe, welche Sprache vermöchte von ihr zu künden? Warum muß ich es versuchen? Warum ward ich geboren, damit Dämonen mich hetzen, von ihr zu künden?

Vergiß, oh, vergiß alles Verletzende, was wir einander je sagten. Die Leidenschaft, unsre wonnigste Freundin, ist auch unsre grimmigste Feindin. Es ist die Rache der Götter, daß wir nicht auf ewig eins und völlig eins sein können. Die Seele bringt es zur Verzweiflung, daß es einen Leib gibt, und den Leib, daß es eine Seele gibt. Aber uns muß gelingen, was so wenigen gelang. Wir wollen die beiden zu eins verschmelzen und, o Claudillina, wir wollen alles tilgen, was in der Vergangenheit war; wir wollen es ausbrennen. Glaub mir, es besteht nicht mehr. Sei stolz; weigere Dich, Dich zu erinnern; es liegt in Deiner Macht, es nicht zu beachten. Entschließe Dich jeden Morgen, die neue Claudilla eines neuen Morgens zu sein.

Ich küsse Dich, um meine Augen vor Dir zu verbergen. Ich halte und küsse Dich. Ich küsse Dich. Ich küsse Dich.

XVI Pompeia an Clodia.
[21. September]

Hier hast Du einen Brief von ihm an Dich. Es ist ein ganz abscheulicher Brief, und ich schäme mich, ihn weiterzusenden.
Also Du siehst, ich darf kommen. Aber danke nicht *mir*. Warum hast Du ihm nicht von Anfang an gesagt, daß dieser Dichter auch hinkommt? Manchmal glaub ich, mein Mann denkt an nichts anderes als an Gedichte. Fast jede Nacht liest er mir im Bett welche vor. Gestern nacht war's Lucretius. Von nichts als Atomen, Atomen, Atomen. Er liest es gar nicht; er kann es alles auswendig. O du meine Güte, er ist so ein seltsamer Mann! Diese Woche vergöttere ich ihn einfach, aber er ist so ein seltsamer Mann. Clodiola, ich habe soeben den Spitznamen erfahren, den Cicero für ihn hat. Ist das nicht einfach zum *Todverlachen!* Ich hab noch nie in meinem Leben so gelacht. *[Es ist schwer zu erkennen, welcher von Ciceros Namen für Caesar die Frau des Dictators in solche Lachkrämpfe versetzte. Es war vielleicht einfach: »der Schulmeister«, oder es kann einer von mehreren verzwickt zusammengesetzten griechischen Beinamen gewesen sein: »der Autophidias« oder »der Mann, der lebte, als meißelte er sein eignes Ehrengrabmal«; »der wohlwollende Würger« – worin sich die Verwunderung der Zeitgenossen über Caesars allgemeine Begnadigungen seiner Feinde spiegelt und die sie tief beunruhigende Tatsache, daß er sich nicht im geringsten nachträgerisch zeigte; oder »Niemand-hier-als-Rauch«, eine Phrase aus den ›Wespen‹ des Aristophanes, wo ein Mann, der von seinem Sohn im Haus gefangengehalten wird, diese Antwort gibt, als man ihn entdeckt, wie er zum Rauchfang hinaus zu entwischen versucht.]*
Ich habe das neue Kleid probiert, es ist wundervoll. Ich werde das etruskische Diadem tragen, und ich lasse das Kleid mit Goldperlen besticken, unten am Saum sehr dicht und allmählich immer weniger, bis an der Hüfte gar keine mehr sind. Ich weiß nicht, ob die Aufwandgesetze es erlauben, und ich frage auch nicht danach. Hast Du gesehn, wie ich Dir während des Balletts am Grün-

dungstag das Zeichen gab? Wenn ich mich am rechten Ohrläppchen fasse, ist das ein Gruß an Dich. Natürlich getraue ich mich weder rechts noch links zu schauen. Auch wenn er zwei Meilen weit weg ist und dort herummarschiert und dabei unverständliches Zeug plärrt, weiß ich, daß er die Augen nicht von mir läßt.
Ich lerne mein Stückchen für Du-weißt-schon-was *[die Mysterien der Guten Göttin]*. Liebste, ich hab ein Gedächtnis wie ein Sieb. Diese ganze altmodische Sprache! Er hilft mir dabei. Die Vorsteherin sagt mir, da er Pontifex maximus ist, darf er *gewisse Teile* davon wissen; die schaurigen natürlich nicht. Glaubst Du, hat je eine Frau ihrem Mann von denen erzählt? Ich glaube nicht.
Ich höre, daß auch Tante Julia zu Deinem Gastmahl kommt. Sie wird bei uns wohnen. Diesmal laß ich ihr keine Ruhe, bis sie mir von den Zeiten des früheren Bürgerkriegs erzählt, als die Leute Schlangen und Kröten essen mußten und sie selbst und meine Großmutter haufenweise Männer töteten. Es muß ein sehr sonderbares Gefühl sein, einen Mann zu töten!
Sei vielmals umarmt.

XVI-A *[Beilage]* Caesar an Clodia.

Der Dictator entbietet seine Hochachtung der hochedlen Herrin.
Der Dictator hat die Verabredung verschoben, die sein Kommen verhindert hätte, und nimmt die Einladung des hochedlen Publius Pulcher und der hochedlen Herrin an. Er erbittet deren beider Erlaubnis, unsern Regierungsvertreter und die spanische Abordnung der Zwölf für nach dem Essen in ihr Haus einzuladen.
Der Dictator hat gehört, daß der griechische Mime Eros vor den Gästen der hochedlen Herrin eine Vorstellung geben soll. Die Vorstellungen dieses Mimen sind von höchster künstlerischer Vollendung. Es heißt jedoch, sie seien von einem beträchtlichen Grad von Schlüpfrigkeit begleitet, besonders in ›Aphrodite und Hephaistos‹. Es schickt sich nicht, daß die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden aus Spanien und den entlegeneren Teilen der Re-

publik in ihre Dienstbereiche den Eindruck mitnehmen, die Unterhaltungen der Hauptstadt trügen einen solchen Charakter. Der Dictator ersucht deshalb die hochedle Herrin, den Künstler auf diese Bemerkungen des Dictators hinzuweisen.
Der Dictator sendet der hochedlen Herrin seinen Dank und bittet sie, während des ersten Teils des Abends von den Formalitäten, welche in seiner Gegenwart einzuhalten üblich ist, Abstand zu nehmen.

XVII Cicero, aus seiner Villa in Tusculum, an Atticus in Griechenland.

[26. September]

Nur die Musen, mein lieber Pomponius, können uns über den Verlust all der Dinge trösten, welche wir schätzen. Wir sind Sklaven geworden, aber auch ein Sklave kann singen. Ich habe das Verfahren des Odysseus umgekehrt: Sich und seine Gefährten vor dem Untergang zu retten, machte er seine Ohren taub gegen den Sang der Sirenen; ich jedoch habe meine ganze Aufmerksamkeit den Musen zugewendet, um das Todesröcheln der Republik und das letzte Stöhnen der Freiheit zu übertäuben.
Ich kann Dir nicht beistimmen: Ich lege die allgemeine Erstickung einem einzigen Manne zur Last.
Die auf den Tod Erkrankte rief diesen Arzt herbei, der ihr den Vollbesitz aller ihrer Fähigkeiten wiedergab, bis auf den Willen, und sie sogleich als seine persönliche Sklavin an sich band. Ich unterhielt eine Zeitlang die Hoffnung, daß der Arzt sich über die Wiederherstellung seiner Patientin freuen und sie zum vollen Gebrauch ihrer Unabhängigkeit entlassen werde. Diese Hoffnung ist geschwunden.
Also wollen wir der Musen pflegen; das ist eine Freiheit, die kein Mensch uns nehmen kann.
Der Arzt selbst interessiert sich für die Melodien, die aus die-

sem allgemeinen Gefängnis aufsteigen. Er hat mir einen Stoß Verse dieses Catullus geschickt, den Du erwähnst. Ich kenne den jungen Mann bereits einige Zeit, und eins der Gedichte ist sogar an mich gerichtet. Dieses Gedicht kenne ich seit einem Jahr, aber, bei den Göttern! ich weiß nicht recht, ob es in Bewunderung oder im Spott an mich gerichtet ist. Ich bin schon dankbar, daß er mich nicht einen Kuppler oder einen Langfinger nennt – scherzhafte Beinamen, denen wenige seiner Freunde entgehn.

Ich teile Caesars unbegrenzte Begeisterung nicht. Für einige dieser Gedichte fühle ich nicht sosehr Bewunderung, sondern eine Schwäche. Die auf griechischen Mustern beruhen, darf man wohl die blendendsten Nachdichtungen nennen, die wir bisher zu Gesicht bekamen; wenn sie sich von griechischen Vorbildern entfernen, begegnet uns einiges sehr Seltsames.

Diese Gedichte sind zwar lateinisch, aber nicht römisch. Catullus kommt von jenseits der alten Grenze und bereitet uns auf diese Verfälschung unserer Sprache und unserer Art zu denken vor, welche ganz unvermeidlich über uns hereinbrechen muß. Die Gedichte an Clodia, und besonders diejenigen, die des Tods ihres Sperlings gedenken, sind nicht ohne Anmut, aber sie haben auch ihre komische Seite. Man sagt mir, sie fänden sich bereits an die Wände der Bäder gekritzelt, und es gebe keinen syrischen Wurstverkäufer, der sie nicht auswendig gelernt hat. Dieser Sperling! Wir hören da, daß er oft in Clodias Busen schlüpfte, einen vielbenutzten Durchgang, der nur gelegentlich einem solchen Geschöpf offen steht. Schön, laßt uns also anakreontische Threnodien auf diesen Vogel hören und leidenschaftliche Ermahnungen zu Küssen ohne Zahl – aber was finde ich da? – ein jäher Übergang, oder vielmehr gar kein Übergang, und wir reden vom Tod; und beim Hercules! es ist ein üppiges Aufgebot der Gemeinplätze stoischer Philosophie.

Soles occidere et redire possunt;
Nobis cum semel occidit brevis lux,
Nox est perpetua et una dormienda.

[Eine Übersetzung wurde bereits in II-B gegeben.]

Das ist erhabene und schwermütige Musik. Ich lasse es in die gegen Sonnenuntergang blickende Mauer der Pergola einmeißeln – aber wo ist der Sperling und wo sind die Küsse geblieben? Ein nicht zu rechtfertigendes Mißverständnis verbindet Anfänge und Schlüsse dieser Gedichte. Das ist weder griechisch noch römisch. Ein geheimer Gedankengang, eine Ideenverbindung unter der Oberfläche der Zeilen wirkt da im Geiste des Dichters. Es ist Clodias Tod, es ist sein eigener Tod, der hier in dem des Sperlings vorgestellt wird.

Wenn wir zu einer Poesie verurteilt sein sollten, die sich auf verborgene Gedankengänge gründet, mein lieber Pomponius, dann wären wir bald der Gnade des Unverständlichen ausgeliefert, das als ein höherer Zustand der Empfindungsfähigkeit unter uns einherstolzieren wird. Es ist wahr, daß unser Geist ein Marktplatz ist, wo der Sklave an den Weisen anstreift, oder ein ungepflegter Garten, worin das Unkraut neben den Rosen sprießt. Jeden Augenblick mag da ein trivialer Gedanke aufspringen und sich dem Sublimen verbinden, das seinerseits durch die schlichteste Einzelheit des täglichen Lebens veranschaulicht oder unterbrochen werden kann. Das ist Zusammenhanglosigkeit; das ist der Barbar in uns allen. Das ist es, wovon uns zu befreien, sich Homer und die großen Schriftsteller der letzten sechshundert Jahre gemüht haben.

Ich soll diesen Dichter bei einem Gastmahl treffen, das Clodia in ein paar Tagen gibt. Caesar kommt auch hin. Ich beabsichtige, das Gespräch so zu lenken, daß diese Wahrheit ihnen klargemacht werden wird. Auf der Erhaltung von Kategorien beruht die Gesundheit nicht nur der Literatur, sondern auch des Staates.

XVIII Bericht der Geheimpolizei des Dictators über Gaius Valerius Catullus.

[22. September]

[Solche Berichte wurden täglich unterbreitet. Sie umfassen angefangene Briefe, geführte oder belauschte Gespräche und Auskünfte über Personen oder die Tätigkeit von Personen, deren Namen der Polizei oft von dem Dictator selbst angegeben wurden.]

. . . . . .

Subjekt 642: Gaius Valerius Catullus, Sohn des Gaius, Enkel des Titus, Edelmann aus der Gegend von Verona. Alter: 29. Wohnhaft im Aemilianischen Spiel- und Schwimmklub. Verkehrt mit: Ficinius Mela; den Brüdern Pollio; Cornelius Nepos; Lucius Calco; Mamilius Torquatus; Horbatius Cinna; der Herrin Clodia Pulcher.

Die Papiere in der Wohnung dieses Subjekts wurden durchgesehn; sie umfassen Briefe von Verwandten und Freunden und eine große Menge poetischen Materials.

Subjekt zeigt keine politischen Interessen, und es wird hieramts angenommen, daß die Nachforschungen eingestellt werden können.

[Randbemerkung des Dictators: »Berichte über Subjekt 642 sind fortzusetzen. Abschriften aller in der Wohnung des Subjekts gefundenen Schriftstücke sind ehestens einzusenden.«

Hierauf wurden unter andern die folgenden Schriftstücke dem Dictator vorgelegt.]

XVIII-A Die Mutter Catulls an ihren Sohn.
[12. August]

Dein Vater hat viele neue Pflichten in unserer Stadt übernommen. Er ist vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein beschäftigt. Die Ernte entspricht nicht den Erwartungen. Daran sind die vielen Gewitter schuld. Ipsitha hatte eine sehr schlimme Erkältung, aber es geht ihr schon wieder besser. Deine Hunde sind wohlauf. Victor wird schon recht alt. Er schläft jetzt die meiste Zeit am Feuer, zu meinen Füßen.
Wir hörten vom Factor des Cecinnius, daß Du nicht wohl warst. Von so etwas schreibst Du nie in Deinen Briefen. Dein Vater ist sehr betrübt. Du weißt, was für einen guten Arzt wir hier haben und welch aufmerksame Pflege Dir gewidmet würde. Wir bitten Dich, zu uns zu kommen.
Ganz Verona kann Deine Gedichte auswendig. Warum sendest Du sie nie uns? Die Frau des Cecinnius brachte uns ihrer mehr als zwanzig. Es ist sonderbar, daß wir erst aus der Hand einer Nachbarin auch das eine erhalten müssen, das Du auf den Tod Deines lieben Bruders geschrieben hast. Dein Vater trägt es die ganze Zeit bei sich. Es ist schwer, etwas darüber zu sagen. Es ist sehr schön.
Ich bete täglich, daß die unsterblichen Götter Dich beschützen mögen. Ich bin gesund.
Schreib uns, sobald Du kannst.

XVIII-B Clodia an Catull.
[Im vorangegangenen Frühjahr.]

Es ist sehr lästig, mit einem hysterischen Kind zu tun zu haben. Mach keinen Versuch, mich wiederzusehn.
Ich lasse nicht in dieser Manier mit mir reden. Ich habe kein Versprechen gebrochen, denn ich habe keins gegeben.
Ich werde leben, wie es mir paßt.

XVIII-C Allius an Catull.

Hier hast Du den Schlüssel. Niemand wird Dich stören. Mein Onkel benützt die Wohnung bisweilen, aber er ist nach Ravenna. »O Eros, Beherrscher der Götter und Menschen!«

XIX Anonymer Brief *[von der Hand Clodius Pulchers, aber als Frauenschrift verstellt]* an Caesars Gemahlin.

Es ist mir zu Ohren gekommen, hohe und edle Herrin, daß Du zugesagt hast, morgen abend im Hause des Clodius Pulcher zu speisen. Ich nähme die Zeit einer Frau nicht in Anspruch, die eine so erhabene Stellung so vortrefflich ausfüllt, hätte ich Dir nicht etwas mitzuteilen, was Du anders nicht erfahren kannst.
Dies ist ein Warnungsbrief, für den Du mir, glaube ich, dankbar sein wirst. Ich weiß zu meinem großen Kummer, daß Clodius Pulcher Gefühle für Dich hegt, die schon lange die Grenzen der Bewunderung überschritten haben. Er, der bisher nicht wußte, was Lieben heißt, der – ach! – unserem Geschlecht mehr Leid als Freude brachte, ist endlich von jenem Gott gedemütigt worden, der niemanden schont. Es ist unwahrscheinlich, daß er Dir seine Leidenschaft je offenbaren wird; die Achtung, die er für Deinen unsterblichen Gemahl hegt, wird und muß das verhindern; aber es könnte geschehen, daß, was er fühlt, sogar die Dämme der Ehre und Pflicht durchbräche.
Versuche nicht, zu erkunden, wer ich bin. Einen der Beweggründe dafür, daß ich Dir schreibe, kann ich jedoch nicht zu verbergen hoffen: er ist Eifersucht – Eifersucht, daß Du unbestritten in einem Herzen herrschest, worin ich mich einst geliebt glaubte. Bald nachdem ich diesen Brief geschrieben habe, werde ich meinem Dasein ein Ende machen, das seinen Sinn verloren hat. Laß die Worte, mit denen ich sterbe, Dir eine Warnung sein, daß nicht einmal eine so edle Natur wie die Deine fähig wäre, einen

Mann zu bessern, der seine so vielversprechenden Anlagen in gedankenloser Zügellosigkeit vergeudet hat; nicht einmal Du kannst ihn dem Einfluß dieser grundschlechten Frau, seiner Schwester entziehen; nicht einmal Du kannst das Unrecht rächen, das er unserem Geschlecht angetan hat. Er glaubt, Du könntest ihn auf den Weg der Tugend und nützlicher Tätigkeit für das Gemeinwohl zurückführen. Er täuscht sich; nicht einmal Du, hohe Herrin, könntest das.

XX Abra, Kammerfrau bei Caesars Gemahlin, an Clodia.
[30. September]

Meine Herrschaft wird um drei zu Deinem Gastmahl aufbrechen. Die Herrin und die alte Dame in Sänften, Selbiger zu Fuß. Selbiger ist guter Laune. Selbige in Tränen. Ich habe auf seinen Befehl alle Goldperlen von dem Kleid abtrennen müssen. Die Aufwandgesetze.
Ein wichtiges Gespräch mit angehört. Verzeih mir die Gnädigste! Die alte Dame hat eine lange Unterredung mit ihr gehabt. Hat gesagt, daß man die Gnädigste vielleicht von den Zeremonien fernhalten *[darunter, radiert, aber noch leserlich:* ausschließen] wird. Meine Herrin sehr zornig, schreit, daß Selbiger das verhindern wird. Alte Dame sagt, vielleicht, vielleicht auch nicht. Meine Herrin in Tränen; bittet, die alte Dame soll es verhindern. Darauf geht meine Herrin zu Selbigem bitten, daß es nicht geschieht. Selbiger, ruhig und heiter, sagt, er weiß nichts davon und kein Grund, sich aufzuregen.
Muß jetzt meine Herrin frisieren. Wird eine gute Stunde dauern.
Meine Herrin fragt mich immer über den Bruder der Gnädigsten.
Der Gnädigsten meinen achtungsvollen Gehorsam.

XX-A Pompeia an Clodia.

ETWAS SCHRECKLICHES IST GESCHEHN. AUF WEG ZU DIR SPRANGEN DREI MÄNNER ÜBER MAUER. VERSUCHTEN MEINEN MANN ZU TÖTEN. WEISS NICHT WIE SCHWER VERWUNDET, WIR SIND ALLE HEIM. WEISS NICHT WAS WIR TUN WERDEN. VERZWEIFELT DEIN GASTMAHL ZU VERSÄUMEN. UMARMUNGEN.

XX-B Der Polizeipräsident an den Leiter der Geheimpolizei.

Es wurden 224 Personen, die sich in der Nähe des Tatortes befanden, in Haft genommen. Perlustrierung ist im Zuge. Sechs Männer höchst verdächtig. Mit der peinlichen Befragung wurde begonnen. Einer hat vorher Selbstmord begangen.

Vor dem Haus des Publius Clodius Pulcher hat sich eine große Menschenmenge angesammelt. Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß der Dictator unterwegs war, um daselbst zu speisen, und wird das Attentat Leuten des Clodius zugeschrieben. Die Menge beginnt das Haus mit Steinen zu bewerfen und droht, es anzuzünden. Eine Anzahl des Hausgesindes versuchte, durch die auf das Trivulzianergäßchen führende Pforte zu entkommen, und wurde von der Menge verprügelt.

Später.

Menge vor dem Haus wird immer bedrohlicher.

Marcus Tullius Cicero befand sich darin, trug Insignien gewesenen Consuls. Wurde von Militärabteilung nach Hause eskortiert. Menge spuckte ihn an, warf einige Steine. Im Haus befinden sich derzeit nur Clodia Pulcher, ein junger Mann, der angab, Gaius Valerius Catullus zu heißen, und eine Dienerin.

Asinius Pollio, auch einer der Gäste, entfernte sich sogleich, als er von dem Attentat hörte, und begab sich in das Haus des Dictators. Da er in Uniform war, ließ ihn die Menge passieren, und wurde er lebhaft akklamiert.

P. Cl. Pulcher entkam, ehe wir ihn festnehmen konnten.

Später.

Der Dictator erschien plötzlich vor dem Haus, begleitet von Asinius Pollio und sechs Wachen.

Er wurde mit lautem Jubelgeschrei empfangen; befahl der Menge, nach Hause zu gehen und den Göttern für seine Rettung zu danken; versicherte der Menge, daß er keinen Grund sehe, die Bewohner des Hauses der Teilnahme an dem Anschlag auf sein Leben zu verdächtigen.

Der Dictator verbot, so, daß alle ihn hören konnten, die Verdächtigen peinlich zu befragen, bevor er selbst sie gesehn und verhört haben wird.

Er trug mir auf, jeden möglichen Versuch zu machen, des Clodius Pulcher habhaft zu werden, ihn aber mit Achtung zu behandeln.

XXI Asinius Pollio an Vergil und Horaz.

[Geschrieben etwa fünfzehn Jahre nach den geschilderten Ereignissen.]

Die Gicht und ein schlechtes Gewissen, meine Freunde, sind Feinde des Schlafs; beide hielten mich letzte Nacht lange wach. Vor ungefähr zehn Tagen wurde ich, wie Ihr wißt, an der Tafel unseres Herrn *[d. h. des Imperators Caesar Augustus]* unversehens aufgefordert, die merkwürdigen Ereignisse zu erzählen, die mit dem unterbrochenen Gastmahl zusammenhingen, das Clodia Pulcher dem Dichter Catullus, Cicero und dem Göttlichen Caesar im letzten Jahre seines Lebens gab. Zum Glück für mich wurde der Imperator, bald nachdem ich meinen Bericht begonnen hatte, von der Tafel weggerufen. Ihr werdet wohl bemerkt haben, wie ich schon während des kleinen Teils, den ich bereits erzählt hatte, stockte. Unser Imperator ist ein großherziger Mann, aber er ist Herr der Welt, ein Gott und der Neffe eines Gottes. Und wie sein

göttlicher Onkel zu sagen pflegte: Ein Dictator muß die Wahrheit kennen, aber er darf sie sich nie sagen lassen. Unvorbereitet, wie ich war, stutzte ich die Geschichte hastig zurecht, damit sie für die Ohren eines Imperators tauge. Ihr beide sollt jedoch wissen, was sich in Wahrheit zutrug, und heute nacht hoffe ich, während ich die Geschichte einem Schreiber in die Feder sage, mein zwiefaches Unbehagen zu vergessen und zu beschwichtigen.

Wir hatten schon eine Weile auf die Ankunft Caesars und seiner Gesellschaft gewartet. Vor dem Haus hatte Clodia ein Spalier von Priestern und Musikanten aufgestellt, und eine große Menschenmenge hatte sich in den nächsten Straßen angesammelt, um ihn vorbeikommen zu sehn. Wir waren die letzten, die erfuhren, daß ein Anschlag auf sein Leben gemacht worden war. Von Anfang an glaubte das römische Volk (und glaubt auch heute noch), daß es Clodius Pulchers gedungene Banditen waren, die versuchten, seinen Gast zu ermorden. Während wir warteten, begannen Steine in den Vorhof hereinzufliegen, und brennende Strohwische wurden über die Mauern geworfen und fielen zu unsern Füßen nieder. Endlich sagten uns ein paar vor Angst schlotternde Diener, was geschehn war. Unsere Gastgeberin erlaubte mir, mich zu entfernen, um in Caesars Haus zu gehn. Da ich in Uniform war, kam ich ohne Schwierigkeit durch die Menge. Ich erfuhr später, daß Cicero von der Torschwelle zum Pöbel gesprochen, an seine der Republik geleisteten Dienste erinnert und ihnen allen geboten hatte, in ihre Häuser zurückzukehren; daß das keinen Eindruck auf die Menge machte, die sogar ausfällig wurde, und er schleunigst heimeilte und froh war, mit dem Leben davongekommen zu sein; und daß mehrere des Hausgesindes, die sich durch die Gartenpforte wegschleichen wollten, mit Knüppeln erschlagen worden waren.

Auf meinem Weg über den Palatin stieß ich auf die Spuren von Caesars Blut. Ich traf ihn an, wie er im Atrium seines Hauses saß und seine Wunden behandeln ließ. Die Gesichter der Dienerschaft waren bleich; seine Frau war wie von Sinnen; nur er und seine Tante waren ruhig. Die Messer der Mordgesellen

hatten ihm zwei tiefe Schnitte in der rechten Seite beigebracht, die vom Hals bis zur Hüfte reichten. Der Arzt wusch sie und verband sie mit Meeralgen. Caesar scherzte dabei voll Ungeduld. Als ich mich ihm näherte, gewahrte ich auf seinem Gesicht einen Ausdruck, den ich da nur in Augenblicken höchster Gefahr während der Feldzüge gesehn hatte: einen Ausdruck erwartungsvoller Glückseligkeit. Er rief mich zu sich und fragte mich flüsternd, wie die Dinge in Clodias Haus ständen. Ich berichtete es ihm.

»Guter Arzt«, sagte er, »eile dich, eile dich, eile dich!!« Von Zeit zu Zeit kamen Leute seiner Geheimpolizei und brachten Meldungen von der Suche nach den Tätern.

Endlich richtete sich der Wundarzt auf, trat zurück und sagte: »Gebieter, ich überlasse die Heilung nun der Natur selbst. Sie verlangt von dir Regungslosigkeit und Ruhe. Will der Dictator gnädigst dieses Opiat trinken?«

Caesar erhob sich, ging mehrmals im Hof rundum, wobei er aufmerksam seinen Zustand beobachtete und blickte mich bisweilen lächelnd an. »Bester der Ärzte«, sagte er endlich, »ich werde dir in zwei Stunden gehorchen; erst aber muß ich noch einmal ausgehn.«

»Mein Herr und Gebieter!« rief der Arzt.

Caesars Frau warf sich vor ihn hin, umklammerte seine Knie und wehklagte wie unsre Cytheris in einer Tragödie. Er hob sie auf, umarmte sie und winkte mich kurz zum Tor. Dort nahm er ein paar Wachen zusammen, befahl, daß ihm seine Sänfte nachgetragen werde, und wir eilten über den Palatin. Einmal war er durch Schmerz und Schwäche gezwungen stehnzubleiben; er lehnte sich stumm an die Mauer; mit der Hand gebot er mir Schweigen. Einige Minuten lang atmete er tief; dann setzten wir unsern Weg fort. Als wir uns Clodias Haus näherten, konnten wir sehn, daß die Polizei Mühe hatte, die Menge zu zerstreuen. Ganz Rom strömte den Hügel herauf. Sobald man den Dictator erkannte, ertönte gewaltiger Zuruf, und es bildete sich eine Gasse vor ihm. Er schritt langsam hindurch, lächelte nach rechts und links und berührte die Schultern der Zunächststehenden. Vor

Clodias Tür wandte er sich um, hob die Hand und wartete, bis es still wurde.

»Römer«, sagte er, »mögen die Götter Rom und alle, die es lieben, segnen! Mögen die Götter Rom und alle, die es lieben, bewahren! Eure Feinde haben versucht, mir das Leben zu nehmen –«

Hier öffnete er seine Gewänder und wies ihnen die Binden an seinem Körper. Es entstand eine entsetzte Stille, der ein Aufheulen des Kummers und der Wut folgte. Er fuhr ruhig fort:

»– aber ich bin noch unter euch, fähig und gewillt, eurer Wohlfahrt zu dienen. Die mich überfielen, wurden festgenommen. Sobald wir die Sache bis auf den Grund untersucht haben, wird euch Bericht gegeben werden über alles, was geschehn ist. Kehrt zurück in eure Heimstätten; versammelt Frau und Kinder um euch und sagt den Göttern Dank; dann schlaft wohl! Ein Maß Weizen soll jedem Familienvater ausgeteilt werden, auf daß er und die Seinen sich mit mir und den Meinen über diesen glücklichen Ausgang freuen mögen. Geht ruhig nach Hause, meine Freunde, ohne euch zu verweilen; denn der Jubel eines Kindes ist laut und lärmend, aber der Jubel eines Mannes still und beherrscht.«

Er blieb noch einen Augenblick stehn, weil viele herandrängten, um die Stirn auf seine Hände zu drücken.

Wir gingen ins Haus. Im Hof empfing ihn Clodia auf der Stelle, wo ihr Bruder hätte stehn sollen. Catullus hielt sich ein paar Schritte hinter ihr, stocksteif und mit mürrischer Miene. Caesar begrüßte sie beide förmlich und bat, das Fernbleiben seiner Frau und seiner Tante zu entschuldigen. Mit leiser Stimme bat Clodia für die Abwesenheit ihres Bruders um Entschuldigung.

»Wir wollen die Runde der Altäre machen«, sagte er. Das tat er denn auch, mit dieser unvergleichlichen Mischung abgeklärter Heiterkeit und feierlichen Ernstes, die er für den Vollzug eines jeden Rituals aufbrachte. Nach einem lächelnden Blick auf Catullus fügte er die Kollekte für Sonnenuntergang hinzu, welche

in Haushalten nördlich des Po üblich ist. Dann wurde er mit einmal außerordentlich aufgeräumt. Er hatte eine der Dienerinnen entdeckt, wie sie hinter einem Altar kauerte. Er nahm sie scherzhaft beim Ohr und führte sie in die Küche. »Das ganze Mahl ist wohl nicht verdorben? Eins der Gerichte kannst du uns doch gewiß noch anrichten; und während du das tust, wollen wir mit dem Trinken beginnen. Asinius, du wirst uns die Becher füllen. Ich sehe, Clodia, daß du ein Gastmahl nach griechischer Sitte vorbereitet hast. Wir werden uns an Gesprächen gütlich tun, denn die Gesellschaft ist gut gewählt, und an Stoff mangelt es nicht.« Damit setzte er sich den Kranz auf und sagte: »Ich werde Symposiarch sein. Ich werde das Thema wählen, die Scharfsinnigen belohnen und den Stumpfsinnigen Bußen auferlegen.«

Ich versuchte, mich seiner Stimmung anzupassen, Clodia aber konnte die Sprache nicht wiederfinden und war noch eine ganze Weile blaß und erschüttert. Catullus lag mit gesenktem Blick auf seinem Ruhebett, bis er mehrere Becher Weins getrunken hatte. Caesar jedoch sprach lebhaft weiter; zu Clodia über die Gesetze gegen übermäßigen Aufwand und zu Catullus von seinen Plänen, die Überschwemmungen des Po ungefährlich und nutzbar zu machen.

Schließlich, als die Tische dann entfernt worden waren, erhob sich Caesar, brachte das Trankopfer dar und verkündete das Thema unseres Symposiums: Ob große Dichtung nur das Geisteswerk von Menschen oder ob sie, wie viele behauptet haben, die Eingebung der Götter sei. »Bevor wir beginnen«, sagte er, »laßt uns ein jedes einige Verse sprechen, damit sie uns daran gemahnen, wovon wir reden wollen.« Er nickte zu mir her. Ich rezitierte das »O Eros, Beherrscher der Götter und Menschen« *[aus der verlorenen ›Andromeda‹ des Euripides]*; Clodia sprach Sapphos *[auch verlorengegangene* ›Anrufung des Morgensterns‹; Catullus sprach sehr langsam die Eingangsverse der Dichtung des Lucretius. Es folgte ein längeres Schweigen, während wir warteten, denn nun war die Reihe an Caesar, aber ich wußte, daß er gegen Tränen ankämpfte, die ihn so leicht überkamen. Dann, nachdem

er in langem Zug getrunken hatte, rezitierte er gleichsam lässig einige Verse des Anakreon.

Als erstem fiel es mir zu, zu sprechen. Wie Ihr wißt, bin ich mehr im Kontor und im Kriegsrat daheim als in diesen Akademien. Ich war froh, mich noch der Lektionen meines Pädagogen zu erinnern, und ich wiederholte die Gemeinplätze der Schulen, daß die Poesie gleich wie die Liebe tatsächlich von den Göttern komme, beide begleitet von einem Zustand der Besessenheit, der, wie allgemein zugegeben worden, etwas Übermenschliches sei; daß das Fortbestehn großer Dichtungen selbst schon ein Zeichen übermenschlichen Ursprungs sei, denn die Werke der Menschen würden von der alles bezwingenden Zeit vernichtet, aber die Verse Homers überlebten die Denkmäler, die sie beschreiben, und seien ewig wie die Götter, die sie ihm eingaben. Ich sagte viel Törichtes, aber nichts, was nicht schon vieltausendmal gesagt worden war.

Als ich zu Ende war, erhob sich Clodia, zog die Falten ihres Gewandes um sich und grüßte den Symposiarchen. Ich hatte Clodia nie so hart beurteilt, wie die meisten in unseren Kreisen das taten. Ich kannte sie seit vielen Jahren, wenn ich auch nicht zu denjenigen gehörte, von denen Cicero gesagt hat: »Nur ihre liebsten Freunde sind in der Lage, sie von Herzen zu verabscheuen.« Niemals aber hatte ich Gelegenheit, sie mehr zu bewundern, als an jenem Abend. Ihr Hauswesen war in Verwirrung; sie hatte guten Grund zu glauben, ihr Bruder sei getötet worden und sie selbst stehe im Verdacht, den Anschlag auf das Leben des Dictators geplant oder zumindest davon gewußt zu haben.

Und gerade in diesem Augenblick muß Caesars Benehmen ihr unerklärlich gewesen sein. Sie war bleich, aber gefaßt; die ausgestandenen Gefahren schienen ihre berühmte Schönheit noch erhöht zu haben; und die Rede, die sie nun hielt, war so wohlgesetzt und von solcher Folgerichtigkeit, daß ich am Ende mehr als halb zu ihrer Meinung gebracht war. Sie erklärte zuvörderst, sie wisse, es könne, was sie zu sagen habe, in diesem Kreis nur

ungünstige Aufnahme finden, aber sie unterwerfe sich im voraus jeder Buße, die der Symposiarch ihr auferlegen werde.

»Wäre es wahr«, so begann sie dann, »daß die Poesie auf Geheiß der Götter zu uns kommt, wir wären wahrlich doppelt elend – einmal, weil wir Menschen sind, und abermal, weil wir dies eine von den Göttern wüßten, daß es ihr Wille sei, wir sollen wie Kinder ahnungslos und wie Sklaven getäuscht bleiben. Denn die Poesie verleiht dem Leben ein schöneres Gesicht, als es sein eigen nennen kann; sie ist die verführerischste aller Lügnerinnen, der trügerischste aller Ratgeber.

Weder die Sonne noch das menschliche Dasein erlauben einem, ihnen mit festem Blick ins Gesicht zu sehn; jene müssen wir durch geschliffene Steine betrachten, dieses durch die Poesie. Auch ohne Poesie zögen Männer in die Schlacht, träten Bräute in den Ehestand, würden Frauen Mütter, begrüben die Menschen ihre Toten und stürben selber; trunken von Poesie jedoch stürmen sie alledem mit ich weiß nicht welchen grenzenlosen Erwartungen entgegen. Die Krieger erwerben Ruhm, die Bräute nennen sich Penelope, die Mütter gebären dem Staate Helden, und die Toten sinken in die Arme der Erde und leben für immer im Gedächtnis derer fort, die sie zurücklassen. Von den Dichtern nämlich wird uns allen erzählt, daß wir einem goldenen Zeitalter zueilen, und die Menschen ertragen die Übel, die sie kennen, weil sie hoffen, daß eine glücklichere Welt anbrechen werde, ihre Nachkommen zu erfreuen. Es ist aber sehr gewiß, daß kein goldenes Zeitalter kommen wird und daß nie eine Regierungsform geschaffen werden kann, die jedem Menschen gibt, was ihn glücklich macht; denn Uneinigkeit ist im Herzen der Welt und in allen ihren Gliedern. Ebenso gewiß ist es, daß ein jeder Mensch alle haßt, die über ihn gestellt sind; daß die Menschen, was sie zu eigen haben, so leicht hingeben, wie Löwen sich ihren Fraß aus den Zähnen reißen lassen; daß ein Mensch alles, was er vollbringen will, in diesem Leben vollenden muß, denn es gibt kein andres; daß die Liebe – der die Dichter ein so schönes Aussehn verleihen – nichts weiter ist als der Wunsch, geliebt zu werden,

und die Notwendigkeit, in den Einöden des Lebens der feste Mittelpunkt für die Aufmerksamkeit eines andern Menschen zu sein; und daß Gerechtigkeit nur die Zügelung einander widerstreitender Begierden ist. Dies aber sind Dinge, die kein Mensch ausspricht. Unser Staat selbst wird in der Sprache der Poesie regiert. Wenn sie unter sich sind, nennen unsre Führer mit Recht die Bürgerschaft ein gefährliches Tier, ein vielköpfiges Ungeheuer; von den Tribünen jedoch, gut geschützt von Bewaffneten, mit welchen Ausdrücken reden sie da die turbulenten Wähler an? Sind sie dann nicht ›liebende Freunde der Republik‹, ›würdige Enkel edler Ahnen‹? In Rom gewinnt man sich Ämter mit Bestechungen in der einen und Drohungen in der andern Hand und mit Zitaten aus Ennius im Munde.

Viele würden sagen, der höchste Vorzug der Poesie sei dies, daß sie die Menschen veredle und Muster aufstelle, denen sie nachleben können, und daß auf diese Weise die Götter Gesetze zu ihren Kindern herabgelangen lassen. Es ist jedoch ganz klar, daß dem nicht so ist. Denn Poesie hat auf die Menschen dieselbe Wirkung wie alle Schmeichelei; sie schläfert die Quellen des Handelns ein und beraubt die Menschen des Verlangens, solches Lob zu verdienen. Auf den ersten Blick scheint sie bloß ein Kindertrost zu sein, eine Stütze für Schwäche, eine Linderung für Kummer. Doch nein! Sie ist ein Unheil. Sie macht Schwäche noch schwächer und Schmerz noch schmerzlicher.

Und die Dichter selbst, wer sind sie, die so die ewigen Unzufriedenheiten der Menschen noch vermehren? Sie sind eine kleine Schar, die sich von Generation zu Generation erneuert. Das Volk mit seiner Beobachtungsgabe hat sich schon längst ein Bild von einem Dichter gemacht: er ist ungeschickt in allen praktischen Dingen; seine Geistesabwesenheit macht ihn häufig lächerlich; er ist ungeduldig, verliert leicht die Selbstbeherrschung und ist übermäßigen Leidenschaften aller Arten unterworfen. Daß sich Sophokles als Stadtrat den Spott des Perikles zuzog, ist gewissermaßen die andre Hälfte der Geschichte, wie Menander über den Marktplatz ging und nur an dem einen Fuß eine Sandale

trug. Diese Züge, die allen bekannt sind, werden von einigen als Anzeichen ausgelegt, daß Dichter mit den Wahrheiten beschäftigt seien, die hinter den Erscheinungen liegen, und ihr Schauen dieser Wahrheiten etwas wie Wahnsinn sei oder von Göttern verliehene Weisheit. Für mich jedoch gibt es eine andre Erklärung. Ich glaube, daß alle Dichter in der Kindheit irgendeine tiefe Wunde oder Kränkung vom Leben empfangen haben, die sie für immer gegenüber allen Lagen unseres menschlichen Daseins ängstlich macht. Ihr Haß und ihr Mißtrauen treiben sie dazu, in der Phantasie eine andre Welt aufzubauen. Die Welt der Dichter ist nicht die Schöpfung tieferer Einsicht, sondern heftigerer Sehnsucht. Poesie ist eine besondere Sprache innerhalb der Sprache, ersonnen zur Beschreibung eines Daseins, das nie war und nie sein wird; und so verführerisch sind ihre Bilder, daß alle Menschen dahin gebracht werden, sie auch zu sehn und sich selbst ganz anders, als sie sind. Für mich wird das dadurch bestätigt, daß die Dichter, auch wenn sie Verse schreiben, welche das Leben mit Hohn überschütten und es in seiner ganzen offenkundigen Sinnwidrigkeit schildern, dies auf solche Weise tun, daß wir uns davon erhoben fühlen, denn die Ausdrücke solcher dichterischer Verurteilung setzen eine edlere und gerechtere Ordnung voraus, nach der wir beurteilt werden wollen und die uns erreichbar zu sein scheint.

Dies also sind die Männer, von denen manche Leute behaupten, daß durch ihren Mund die Götter sprächen. Ich dagegen sage, wenn es die Götter gibt, kann ich mir wohl vorstellen, daß sie grausam oder gleichgültig oder unbegreiflich seien, daß sie sich um die Menschen nicht kümmern oder ihnen wohlwollen; nicht aber, daß sie mit dem kindischen Spiel beschäftigt seien, durch Vermittlung der Dichter die Menschen über ihren Zustand zu täuschen.

Dichter sind Menschen wie wir. Sie sind krank und leiden. Sie besitzen nur einen einzigen Trost: ihre fieberischen Träume. Jedoch nicht aus einem Leben des Träumens, sondern des Wachseins müssen wir lernen, in einer wachen Welt zu leben.«

Als Clodia geendigt hatte, grüßte sie den Symposiarchen abermals, gab den Kranz an Catullus weiter und setzte sich. Caesar lobte ihre Rede freigebig und ohne solche Ironie, wie Sokrates sie bei ähnlichen Gelegenheiten anwandte. Die gegenwärtige schien ihm immer mehr Vergnügen zu machen; er hieß mich die Becher abermals füllen, und als wir getrunken hatten, rief er Catullus auf. Während des ersten Teils von Clodias Rede hatte der Dichter noch immer mit gesenkten Lidern verharrt, allmählich aber hatte seine Miene sich verändert, und von dem Augenblick an, als er sich erhob und sich den Kranz aufsetzte, merkten wir alle, daß er, sei es aus Ärger oder Interesse, ganz bei der Sache war.

[Es sind uns viele Fassungen der sogenannten ›Alkestiade des Catullus‹ erhalten. Diejenige, die Caesar als Eintragung 996 seines Tagebuchbriefs Lucius Mamilius Turrinus sandte, ist hier an Stelle des kürzeren Berichts Asinius Pollios eingesetzt.]

»Jedes Kind weiß, o Symposiarch, daß Alkestis, die Gemahlin des Admetus, des Königs von Thessalien, das leuchtende Vorbild aller Ehefrauen war. Als Mädchen aber hatte sie ans Heiraten am allerwenigsten gedacht. Da war sie von einer ganz ähnlichen Frage gequält gewesen, wie sie uns heute vorgelegt wurde. Sie wollte, bevor ihr Leben zu Ende wäre, verläßliche Antworten auf die wichtigsten Fragen erhalten, die sich stellen lassen. Sie wollte völlige Gewißheit, daß es die Götter wirklich gibt und daß sie an uns Anteil nehmen; sie wollte wissen, ob die Regungen ihres Herzens von ihnen gelenkt würden und alles Gute und alles Schlechte, das sie befallen mochte, den Göttern bekannt und von ihnen gleichsam zu ihren eigenen, besonderen Zwecken angelegt sei. Sie blickte um sich und sah, daß sie wenig Aussicht hätte, das zu erfahren, wenn sie ihr Leben als Königin, Gattin und Mutter verbrächte. Ihr Herz war nur von einem einzigen Streben erfüllt: Priesterin des Apollo in Delphi zu werden. Dort, so hatte sie gehört, lebe man in Gegenwart des Gottes selbst; dort würden täg-

lich Botschaften von ihm empfangen; dort könne man Gewißheit erlangen. Es wird von ihr berichtet, daß sie sagte, Gattinnen und Mütter gebe es viele, und für diese sei nichts wichtiger als das Wohlgefallen oder Mißfallen ihrer Männer; die Sonne scheine nur für ihre Kinder, an denen sie mit einer wütenden Liebe hingen, wie Tigerinnen sie für ihre Jungen fühlen; ihre Jahre gingen hin, erfüllt von den unzähligen Pflichten der Führung eines Haushalts, wie ihr Geist erfüllt sei von den Befürchtungen, dem Stolz, den Freuden, die alles, was sie besitzen, ihnen bringe; und sie würden am Ende zur letzten Ruhe gelegt, ohne mehr davon zu wissen, warum sie lebten und litten, als die Tiere in der Wildnis. Sie aber fühlte, daß sich mehr vom Leben erlangen ließe, als bloß das Werkzeug seiner Kräfte zu sein, und daß dieses Mehr sich in Delphi erlangen ließe. Die Priesterinnen des Apollo werden jedoch von dem Gott berufen; und für Alkestis kam trotz allen ihren Gebeten und Opfern kein solcher Ruf. Sie verbrachte ihre Tage darüber, auf eine Botschaft zu warten und zu versuchen, den Willen des Gottes aus Zeichen und Vorbedeutungen zu erkennen.

Nun war aber Alkestis die klügste und schönste von den Töchtern des Königs Pelias. Alle Helden Griechenlands bewarben sich um ihre Hand, doch der König, der Alkestis bei sich zu behalten wünschte, stellte diesen Freiern eine so gut wie unmögliche Aufgabe. Er erklärte, er wolle Alkestis nur demjenigen zur Frau geben, der einen Löwen und einen wilden Eber zusammenspannen und einmal rund um die Stadtmauern lenken könne. Jahr auf Jahr verging, und Freier auf Freier versagte bei dem Unterfangen. Peleus, dem Vater des Achilles, mißlang es, und es mißlang dem klugen Nestor; Laertes, dem Vater des Odysseus, mißlang es, und auch Jason, dem mächtigen Führer der Argonauten. Löwe und Eber fielen mit wilder Wut übereinander her, und die Lenker kamen kaum mit dem Leben davon. Der König aber lachte und war es wohl zufrieden, und die Prinzessin legte diese Mißerfolge als Zeichen des Gottes aus, daß sie dazu bestimmt sei, Jungfrau zu bleiben, um ihm in Delphi zu dienen.

Zuletzt kam, wie bekannt, aus seinen Bergen Admetus, der König von Thessalien. Er trieb den Löwen und den Eber wie ein Joch zahmer Ochsen um die Stadtmauern und gewann die Hand der Prinzessin Alkestis. Voll Liebe und Jubel führte er sie hinweg in seinen Palast zu Pherai, und gewaltig waren die Zurüstungen zur Hochzeit.

Alkestis aber war noch nicht bereit, Frau und Mutter zu werden. Täglich fühlte sie, mit etwas wie Bangen, größere Liebe zu Admetus, doch erwartete sie noch immer den Ruf Apollos, und unter dem einen oder andern Vorwand schob sie den Hochzeitstag immer wieder hinaus. Eine Zeitlang faßte sich Admetus in Geduld. Endlich aber konnte er seine Liebesglut nicht länger dämpfen. Er beschwor sie, ihm eine Erklärung für ihr Zögern zu geben, und sie sagte ihm alles, was ihr im Sinn lag. Admetus nun war ein frommer und götterfürchtiger Mann, aber er suchte schon längst nicht mehr außerhalb seiner selbst Hilfe und Trost von den Göttern. Einmal jedoch in seinem Leben hatte er gefühlt, daß sie ihm zur Seite standen, und dies berichtete er ihr nun eifrig.

›Alkestis‹, sagte er, ›blicke nicht weiter nach einem Zeichen von Apollo aus, das deiner Heirat gilt, denn es ist klar, daß dieses Zeichen gekommen ist. Er allein war es, der dich hierher gebracht hat, wie du aus meiner Erzählung ersehen wirst.

Bevor ich nach Iolkos ging, um das Wagestück zu versuchen, erkrankte ich, wie das wohl nicht zu verwundern ist, denn meine große Liebe stritt wider meine Verzweiflung, was werden sollte, wenn es mir nicht gelänge, den Löwen und den Keiler ins Gespann zu zwingen. Drei Tage und drei Nächte lag ich und war dem Tode nahe. Ich wurde von Aglaia gepflegt, die meine Amme gewesen war und vor mir die meines Vaters. Sie nun sagte mir, sie konnte während meines Fieberwahns in der dritten Nacht merken, daß Apollo in meinem Geiste gegenwärtig war und mich lehrte, wie ein Löwe und ein Keiler unter ein und demselben Joch zusammengespannt werden könnten. Aglaia ist zur Hand; du brauchst sie bloß zu fragen.‹

›Admetus‹, antwortete Alkestis, ›wir wissen schon zuviel über

die Götter aus den Fieberträumen junger Männer und den Märchen alter Ammen. Grade solche Geschichten haben die Verwirrung vergrößert, in der alle Menschen leben. Nein, Admetus, laß mich nach Delphi gehn! Bin ich auch nicht erwählt worden, dortselbst Priesterin zu sein, kann ich doch Dienerin werden. Ich kann seinen Dienern dienen und die Stufen und den Flur seines Hauses reinigen.‹

Admetus begriff ihre Seelennot nicht, doch gab er ihr betrübten Herzens die Erlaubnis, da wurde das Gespräch der beiden unterbrochen. Es wurde ihnen gemeldet, daß ein Fremder im Palast angekommen sei, ein alter, blinder Mann, der sich als Teiresias zu erkennen gegeben habe, Priester des Apollo zu Delphi. In großer Verwunderung gingen Admetus und Alkestis in den Hof, um ihn zu empfangen. Als sie sich ihm näherten, rief er mit lauter Stimme: ›Ich bringe eine Botschaft zum Hause des Admetus, des Königs von Thessalien. Ich habe Eile, sie zu bestellen und dahin zurückzukehren, woher ich kam. Es ist der Wille des Zeus, daß Apollo für die Dauer eines Jahres als Mensch unter Menschen auf Erden lebe. Und Apollo hat es sich erwählt, hier als ein Hirte des Admetus zu leben. Ich habe meine Botschaft bestellt.‹

Admetus trat einen Schritt vor und fragte: ›Willst du damit sagen, edler Teiresias, daß Apollo Tag für Tag hier bei uns sein wird, Tag für Tag –?‹

›Draußen vor dem Tor‹, rief Teiresias, ›stehn fünf Hirten. Einer von ihnen ist Apollo. Suche nicht zu erkennen, welcher von ihnen es ist. Teile ihnen ihre Pflichten zu; tue es gerecht; und stelle mir keine Fragen mehr, denn ich habe keine Antworten.‹

Nach diesen Worten wandte er sich ab, und ohne jegliches Zeichen von Ehrfurcht rief er die Hirten in den Hof und ging seines Wegs. Die fünf Hirten, die langsam hereinkamen, sahen ganz wie andre Hirten aus; sie waren von Staub bedeckt nach ihrer langen Wanderung und sehr verlegen unter dem eindringlichen Blick, der auf sie gerichtet war. König Admetus war kaum seiner Stimme mächtig. Endlich aber hieß er sie willkommen und befahl, daß man ihnen Unterkunft und ihr Mittagessen gebe. Für den

Rest des Tages senkte sich ein Schweigen auf alle Menschen in Pherai. Sie wußten, daß ihrem Land eine große Ehre zuteil geworden war, aber es ist schwer, glücklich zu sein, wenn man vor einem Rätsel steht.

Gegen Ende dieses Tags, als die ersten Sterne erschienen, schlüpfte Alkestis aus dem Palast und ging dahin, wo die Hirten um ein Feuer saßen. Sie blieb am Rande des Feuerscheins stehn und beschwor Apollo, in seiner eignen Gestalt zu ihr zu sprechen, hervorzukommen aus der Verborgenheit, in der die Götter sich zu halten lieben, und ihr die Fragen zu beantworten, die ihr das Leben selbst bedeuteten. Ihr Gebet war nicht kurz. Die erstaunten Hirten verhielten sich zuerst still und ehrerbietig; dann ließen sie den Weinschlauch von Hand zu Hand gehn und grunzten vor Behagen; der eine schlief ein und schnarchte. Schließlich wischte sich der kleinste den Mund mit dem Handrücken und sagte:

›Prinzessin, wenn einer hier ein Gott ist, weiß ich nicht, welcher von uns. Dreißig Tage sind wir selbfünft durch Griechenland gewandert. Wir haben aus demselben Weinschlauch getrunken, haben in dieselbe Schüssel gelangt und um dasselbe Feuer geschlafen. Wenn ein Gott unter uns wäre, würde ich es nicht wissen? Aber eins, Herrin, will ich sagen! Diese sind keine gewöhnlichen Hirten. Der Geselle hier, der da schläft – es gibt keine Krankheit, die er nicht heilen kann, keinen Schlangenbiß, keinen gebrochenen Knochen. Vor fünf Tagen, da stürzte ich in einen Steinbruch und war so gut wie tot, aber dieser Geselle beugte sich über mich und sprach irgendein Abrakadabra, und nun sieh mich an, Prinzessin! Dennoch weiß ich sehr gut, daß er kein Gott ist. In einer Stadt, durch die wir kamen, Prinzessin, da war ein Kind, dem etwas in der Kehle steckengeblieben war. Es war ganz blau im Gesicht, und das Herz hätte einem brechen können, das mit anzusehn. Dieser Geselle aber wollte schlafen. Er wollte nicht einmal über die Straße gehn und auch nur einen Blick auf das Kind werfen. Ist so einer ein Gott? Und der Bursche neben ihm, dieser da – Kannst du nicht aufhören zu trinken, wenn die Prinzessin

dich ansieht? –, der verliert nie seinen Weg. In der finstersten Nacht weiß er dir, wo Norden und Süden ist. Ich aber weiß sehr gut, daß er nicht der Sonnengott ist. Und der Rothaarige dort, der ist auch kein gewöhnlicher Hirt. Er vollbringt Mirakel und Wunder. Er kehrt die Ordnung der Natur um. Er ist ein Erfinder.‹

Mit diesen Worten ging der Hirt hinüber zu seinem rothaarigen Gefährten und begann ihn mit dem Fuß anzustoßen. ›Wach auf, wach auf, laß die Prinzessin ein paar Wunder sehn!‹ Der Schläfer regte sich und stöhnte. Auf einmal wurden aus der Luft und von den fernen Bergen Stimmen vernehmbar, und sie riefen: ›Alkestis! Alkestis!‹ Worauf der Mann sich aufs andre Ohr legte und weiterschlief. Abermals wurde er wachgerüttelt. ›Tu noch etwas. Mach den Wasserfall von den Baumwipfeln. Mach die Feuerkugeln!‹ Der Mann fluchte mürrisch. Feurige Kugeln begannen über den Erdboden zu sausen. Sie glitten die Baumstämme hinauf und barsten; sie sprangen auf die Köpfe seiner Gefährten; sie tollten drollig miteinander wie junge Tiere. Zuletzt wurde es wieder dunkel in dem Wäldchen. ›Das sind wahrlich Dinge, die kein andrer zu tun vermag. Aber ich will einen Eid darauf schwören, daß er kein Gott ist. Denn zunächst einmal bedeutet keins seiner Wunder etwas. Wir sind erstaunt, und nach dem Erstaunen kommt Enttäuschung. Am ersten Tag unsrer Wanderung haben wir mehr und immer mehr Wunder von ihm verlangt, denn sie vertrieben uns die Zeit; zuletzt aber bekamen wir sie satt, und, die Wahrheit zu gestehn, wir schämten uns ihrer. Auch er schämte sich ihrer, denn seine Kunststückchen hatten mit nichts außer sich selbst zu tun. Würde ein Gott sich seiner Wundertaten schämen? Würde er sich fragen, was sie bedeuten?

Also siehst du wohl selbst, Prinzessin!‹ schloß er und breitete die Arme aus, als hätte er seine Antwort auf ihr Gebet beendet. Alkestis aber ließ sich nicht so leicht abfinden. Sie wies auf den vierten Hirten.

›Dieser da? Auch der ist kein gewöhnlicher Hirt. Er ist unser Sänger. Glaub mir, wenn er auf seiner Leier spielt und dazu singt,

bleiben Löwen mitten im Sprung schweben. Es ist wahr, ich hab mir bisweilen gesagt: ›Dieser ist gewiß ein Gott.‹ Er kann uns bis zum Rand mit Freude oder Trauer füllen, wenn wir keinen Grund haben, uns zu freuen oder zu trauern. Er kann die Erinnerung an Liebe süßer machen, als die Liebe selbst ist. Seine Wunder sind größer als die unsres Heilkünstlers, unsres Nachtwanderers und unsres Erfinders. Aber ich hab ihn beobachtet, Prinzessin – seine Wunder wirken stärker auf uns als auf ihn. Er verwirft sehr bald ein Lied, das er gemacht hat. Uns mag es jedesmal in Verzückung versetzen, nicht aber ihn. Er verliert die Freude an dem, was er gemacht hat, und ist schon wieder in den Wehen, etwas Neues hervorzubringen. Das genügt mir, um überzeugt zu sein, daß er kein Gott ist, nicht einmal ein Bote der Götter, denn man kann sich einfach nicht denken, daß die Götter verachten, was ihr Werk ist.

Und ich? Was ich tue? Was ich auch jetzt tue. Meine Lieblingsbeschäftigung ist es, nach dem Wesen der Götter zu forschen – ob es sie gibt und wie wir sie zu finden vermögen. Du kannst dir wohl vorstellen –‹‹

[Hier wurde die Erzählung unterbrochen, und wir kehren zu dem Brief Asinius Pollios zurück.]

In diesem Augenblick erhob sich der Dictator, murmelte: »Erzähle nur weiter, mein Freund«, und begann durchs Zimmer zu gehn. Catullus wiederholte: »Du kannst dir wohl vorstellen –«, hatte aber kaum die Worte ausgesprochen, als Caesar in einem Krampf der heiligen Krankheit zu Boden stürzte. Bei seinen Zuckungen riß er sich die Verbände ab, und alsbald war der Boden von seinem Blut gefleckt. Ich war bei solchen Anfällen schon zugegen gewesen. Ich machte ein Knäuel aus den Falten seiner Toga und schob es ihm zwischen die Zähne. Ich wies Catullus an, mir dabei zu helfen, den Körper zu strecken, und bat Clodia, so viele Gewänder, als sie finden könne, zu bringen, um ihn zu erwärmen. Nach einer Weile hörte sein Lallen auf, und er verfiel in tiefen Schlaf. Wir wachten einige Zeit bei ihm, schafften ihn

dann in seine Sänfte, und der Dichter und ich begleiteten ihn nach Hause.

Das waren die Ereignisse bei Clodias zweimal unterbrochenem Gastmahl. Meinen beiden Freunden war es bestimmt, zu sterben, ehe ein Jahr um war. Der Dichter, der solche Größe zu Wahnsinn gedemütigt gesehn hatte, schrieb keine beißenden Epigramme mehr. Mein Herr tat nie seiner Krankheit Erwähnung, aber bei mehreren Gelegenheiten erinnerte er mich an den »glücklichen Abend«, den wir mit Clodia und Catullus verbrachten.

Die Morgendämmerung ist gekommen, während ich diese Worte in die Feder sage. Meine Schmerzen sind vergessen oder haben nachgelassen, und ein Versprechen, das ich Euch, meine Freunde, gab, ist eingelöst.

ZWEITES BUCH

Der Leser möge sich erinnern, daß die Dokumente jedes folgenden Buchs mit einem frühern Datum beginnen, sich über die im vorigen umspannte Zeit erstrecken und bis zu einem späteren Datum fortlaufen.

XXII Anonymer Brief *[geschrieben von Servilia, der Mutter des Marcus Junius Brutus]* an Caesars Frau.

[17. August]

Herrin, der Dictator hat Dir wahrscheinlich noch nicht mitgeteilt, daß die Königin von Ägypten bald zu längerem Besuch in Rom eintreffen wird. Solltest Du dies bestätigt zu sehen wünschen, brauchst Du Dich bloß in Eure Villa auf dem Janiculus zu begeben. Du wirst finden, daß auf dem jenseitigen Abhang Arbeiter damit beschäftigt sind, einen ägyptischen Tempel zu erbauen und Obelisken aufzurichten.

Es ist wichtig, Deine Aufmerksamkeit auf diesen Besuch und seine politischen Gefahren zu lenken, denn in der ganzen Welt lacht man darüber, daß Du für die hohe Stellung, die Du einnimmst, völlig unzulänglich bist und Dein Verständnis für die politische Lage Roms nicht besser als das eines Kindes ist.

Cleopatra, Herrin, ist die Mutter eines Sohnes von Deinem Mann. Der Name des Knaben ist Caesarion. Die Königin hält ihn den Augen ihres Hofs verborgen, verbreitet aber unablässig das Gerücht, daß er von göttlichem Verstand und großer Schönheit sei. Sehr guten Gewährsleuten nach ist jedoch die Wahrheit die, daß er schwachsinnig ist und, obgleich über seinen dritten Geburtstag hinaus, unfähig zu sprechen und kaum imstande zu gehn.

Die Königin kommt nur zu dem einen Zweck nach Rom, ihren Sohn anerkennen zu lassen und ihm die Nachfolge in der Weltherrschaft zu sichern. Es ist ein wahnwitzes Vorhaben, aber der Ehrgeiz Cleopatras kennt keine Grenzen. Ihre Geschicklichkeit im Intrigieren, ihre Rücksichtslosigkeit – die auch vor der Ermordung ihres Onkels und ihres Bruder-Gatten nicht Halt machte – und ihre Herrschaft über das Gelüste Deines Mannes genügen, um die Welt in Verwirrung zu stürzen, auch wenn sie nicht über sie herrschen kann.

Dies ist nicht das erstemal, daß Du durch die unverhüllten Ehebrüche Deines Gemahls öffentlich beleidigt wirst. Daß seine Vernarrtheit ihn blind macht für die Gefahr, die diese Frau der

öffentlichen Ordnung bringt, ist nur ein Beweis mehr für die Vergreisung, die sich in seiner Verwaltung zu zeigen begonnen hat.
Es gibt nur wenig, Herrin, was Du tun kannst, sei es, um die Sicherheit des Staates zu wahren, sei es, um die Würde Deiner Stellung zu verteidigen. Du sollst immerhin davon unterrichtet sein, daß die Frauen der Aristokratie Roms es ablehnen, sich dieser ägyptischen Verbrecherin präsentieren zu lassen, und an ihrem Hof nicht erscheinen werden. Zeigtest Du gleiche Festigkeit, würdest Du damit den ersten Schritt dahin tun, die Achtung der Stadt wiederzugewinnen, die Du durch die Wahl Deines Freundeskreises und durch die Unbedachtheit Deines Redens verloren hast – eine Unbedachtheit, für die auch Deine äußerst große Jugend keine Entschuldigung ist.

XXIII Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.
[Um den 18. August]

942. *[Über Cleopatra und ihren Besuch in Rom.]* Im Vorjahr begann die Königin von Ägypten die Erlaubnis zum Besuch Roms zu erbitten. Ich erteilte sie schließlich und habe ihr meine Villa über dem Tiber zum Aufenthalt angeboten. Sie wird mindestens ein Jahr in Italien bleiben. Die ganze Sache ist noch Geheimnis und wird der Stadt erst am Vortag ihrer Ankunft bekanntgegeben werden. Sie nähert sich jetzt Carthago und sollte in etwa einem Monat hier sein.
Ich gestehe, ich sehe diesem Besuch mit viel Vergnügen entgegen, und nicht nur aus dem in die Augen springenden Grund. Sie war ein bemerkenswertes junges Persönchen. Schon mit zwanzig wußte sie die Ladefähigkeit jeder einzelnen der größern Schiffsländen am Nil; sie war imstande, eine Abordnung aus Äthiopien zu empfangen, ihr sämtliche Bitten zu verweigern und die Verweigerung als Vergünstigung erscheinen zu lassen. Ich habe sie bei

einer Besprechung der königlichen Steuer auf Elfenbein ihre Minister anschreien und über deren Dummheit toben hören, und sie hatte nicht nur recht, sondern bewies, daß sie recht hatte, mit einer Fülle bis ins einzelnste gehender und wohlgeordneter Sachkenntnisse. Tatsächlich gehört sie zu den wenigen Menschen, die ich kenne, welche ein Genie für Staatsverwaltung besitzen. Sie ist wohl eine noch viel bemerkenswertere Frau geworden. Gespräche zu führen, Gespräche! wird wieder ein Vergnügen sein. Ich werde mich geschmeichelt fühlen, verstanden und geschmeichelt auf einem Gebiet, auf dem wenige fähig sind, meine Leistungen zu verstehn. Die Fragen, die sie stellt! Es gibt wenige Freuden gleich der, einem gierig Lernenden das Wissen mitzuteilen, über dessen Erwerbung man alt und müde geworden ist. Gespräche zu führen wird wieder ein Vergnügen sein. Hoho! Ich habe dieses Bündel Katzenhaftigkeit auf dem Schoß gehalten und mit meinen Fingern auf zehn braunen Zehen getrommelt und eine weiche Stimme an meiner Schulter mich fragen hören, wie man Bankhäuser daran hindern solle, den Fleiß des Volks zu lähmen, und welches das angemessene Gehalt des Polizeipräfekten einer Stadt im Verhältnis zu dem des Stadthauptmanns sei. Alle Menschen in unsrer Welt, mein Lucius, alle sind geisteträg, außer Dir, Cleopatra, diesem Catullus und mir selbst.

Und dabei ist sie verlogen, ränkevoll, unbeherrscht, gleichgültig gegen die eigentliche Wohlfahrt ihres Volks und eine leichtherzige Mörderin. Ich habe eine ganze Reihe anonymer Briefe erhalten, die mich vor ihrem Hang zum Morden warnen. Ich hege keinen Zweifel, daß sich die Dame nie für lange von einem wunderschön gearbeiteten Giftschränkchen trennt; aber ich weiß auch, daß ich an ihrer Tafel keinen Vorkoster brauche. Das oberste Ziel eines jeden ihrer Gedanken ist Ägypten, und ich bin dessen erste Bürgschaft. Wenn ich stürbe, fiele ihr Land meinen Nachfolgern zur Beute – Patrioten ohne praktisches Urteilsvermögen oder Verwaltungsbeamten ohne Vorstellungsgabe – und das weiß sie sehr wohl. Ägypten wird nie seine alte Größe wiedererlangen; aber Ägypten, so wie es noch ist, lebt durch mich. Ich

bin ein besserer Herrscher über Ägypten als Cleopatra. Doch sie soll noch viel lernen. Während ihres Aufenthalts in Rom werde ich ihr die Augen öffnen für Dinge, die noch kein ägyptischer Herrscher je in Betracht gezogen hat.

. . . . . .

946. *[Abermals über Cleopatra und ihren Besuch in Rom.]* Cleopatra kann nie etwas ohne Pomp tun. Sie bat um die Erlaubnis, einen Hofstaat von zweihundert Köpfen mitzubringen und einen Haushalt von tausend, einschließlich einer großen königlichen Leibgarde. Ich habe diese Zahlen auf ein Gefolge von dreißig und ein Gesinde von zweihundert zusammengestrichen und ihr mitgeteilt, daß die Republik die Verantwortung übernehmen wird, ihre Person und ihre Leute zu schützen. Ich habe auch verfügt, daß sie außerhalb des Palastbereichs – meine Villa ist bereits in »Palast des Amenhotep« umbenannt – die Abzeichen der Königswürde nicht zu verwenden hat, außer bei den zwei Gelegenheiten ihrer offiziellen Begrüßung auf dem Capitol und des offiziellen Abschieds daselbst.

Sie gab mir ihren Wunsch bekannt, ich solle zur Verherrlichung ihres Hofs zwanzig Damen von erlauchtester Geburt, an ihrer Spitze meine Frau und meine Tante, dazu ernennen, ein Ehrengefolge für sie zu bilden. Ich erwiderte, daß es den Frauen Roms freistehe, jegliche solche Ehrenpflicht zu übernehmen, wenn sie wollen, und ich teilte ihr die Formel einer Einladung mit, wie sie sie an die Betreffenden aussenden könnte.

Das gefiel ihr nicht. Sie entgegnete, daß die Ausdehnung ihres Herrschaftsbereichs, der mehr als sechsmal so groß sei als Italien, und ihre göttliche Abkunft – die sie jetzt mit der größten Genauigkeit durch zweitausend Jahre auf die Sonne zurückführt – ihr Anspruch auf einen solchen Hofstaat gäben und es ihr nicht anstehe, die Damen von Rom zu *bitten*, sich bei ihren Empfängen und Gesellschaften einzufinden. Seither ruht die Sache.

Ich habe meinen Teil zur Entwicklung dieser schwellenden Ansprüche beigetragen. Als ich sie kennenlernte, behauptete sie mit

Stolz, daß kein einziger Tropfen ägyptischen Bluts in ihren Adern fließe. Das war offenkundig unwahr; die Abstammung in dem Königshaus, welchem sie angehört, ist immer durch Unterschiebungen und Adoptionen verwirrt worden; wobei die Folgen von Ehen Blutsverwandter glücklicherweise gemildert wurden: seitens der Könige durch Unvermögen und seitens der Königinnen durch galante Neigungen und ferner durch die Tatsache, daß die Schönheit der Ägypterinnen stets bei weitem die der Abkömmlinge mazedonischer Gebirgsbanditen überstieg. Auch hatte sie zu jener Zeit, abgesehn von der Teilnahme an einer beschränkten Zahl herkömmlicher Veranstaltungen, noch nicht geruht, sich für Sitte und Brauch des uralten Landes, über das sie herrschte, zu interessieren. Sie hatte nie die Pyramiden gesehn, noch auch irgendwelche Tempel am Nil, die weiter als eine Nachmittagsreise von ihrem Palast in Alexandria entfernt waren. Ich riet ihr, öffentlich die Tatsache bekanntzumachen, daß ihre Großmutter mütterlicherseits nicht nur eine Ägypterin, sondern die echte Erbin der Pharaonen gewesen ist. Ich überredete sie dazu, wenigstens die halbe Zeit ägyptische Tracht zu tragen, und ich nahm sie auf eine Besichtigungsreise zu den Denkmälern einer Kultur mit, die, beim Hercules! die Flechtwerkhütten ihrer mazedonischen Vorfahren zwerghaft erscheinen ließ. Meine Belehrungen hatten über alle meine Berechnung Erfolg. Sie ist nun der echte Pharao und die lebendige Verkörperung der Göttin Isis. Alle Dekrete ihres Hofs sind in Hieroglyphen abgefaßt, denen eine griechische oder lateinische Übersetzung anfügen zu lassen, sie die Gnade hat.

Das alles ist, wie es sein soll. Die Anhänglichkeit eines Volks wird nicht nur dadurch erworben, daß man es zu seinem Besten regiert. Wir Herrscher müssen einen großen Teil unsrer Zeit daran wenden, die Phantasie des Volks in Beschlag zu nehmen. In der Vorstellung des Volks ist das Schicksal eine ewig lauernde Macht, die sich durch Magie und stets bösartig betätigt. Um seinem Walten entgegenzuwirken, müssen wir Herrscher nicht nur weise, sondern übernatürlich sein, denn in den Augen des Volks ist Weisheit gegenüber Magie hilflos. Wir müssen der

von ihnen allen in ihrer Kindheit gekannte Vater sein, der sie vor bösen Menschen schützte, und zugleich der Priester, der sie vor bösen Geistern beschützt.
Ich habe vielleicht vergessen, Dir zu sagen, daß ich auch anordnete, sie dürfe in ihrer Begleitung kein Kind unter fünf Jahren mitbringen, weder ihr eigenes noch jemands aus ihrem Gefolge.

XXIV Cleopatra, aus Alexandria, an ihren Gesandten in Rom. *[20. August]*

Cleopatra, die Ewiglebende Isis, das Kind der Sonne, die Erwählte des Ptah, Königin von Ägypten, Cyrenaica und Arabien, Gebieterin des Oberen und Unteren Nils, Königin von Äthiopien usw., usw., ihrem getreuen Minister

Segenswunsch und Huld.

Die Königin verläßt morgen Alexandria, um sich nach Carthago zu begeben.
Auf dieser Reise wird sie sich ihren Untertanen in Paraetonium und Cyrene zeigen. Sie wird in Carthago rasten und Nachricht von Dir abwarten, welches der günstigste Augenblick für ihre Ankunft in Rom wäre.
Du bist angewiesen, ihr nach Carthago folgende Auskünfte zu senden:
Ein Verzeichnis der weltlichen Leiterinnen der Mysterien der Guten Göttin und
Ein Verzeichnis der Schwesternschaft der Hestia – beide mit Anmerkungen über die Familienverbindungen jeder einzelnen, frühere Ehen usw.
Eine Liste des persönlichen Umgangs des Dictators, der Männer wie der Frauen, besonders derer, die er besucht oder die ihn aus andern als amtlichen Gründen in seinem Hause aufsuchen.
Eine Liste derjenigen vom Gesinde des Dictators, die im Hause besonderes Vertrauen genießen, mit Angabe ihrer Dienstzeit,

früherer Stellungen und so vieler Einzelheiten aus ihrem Privatleben, als Du entdecken kannst. Diese Erkundungen sind von Dir allezeit fortzusetzen, und die Königin wünscht weitere Ergebnisse zu sehn, sobald sie in Italien eintrifft.
Eine Liste der Kinder, lebender wie verstorbener, die jemals dem Dictator zugeschrieben wurden, dazu ihre mutmaßlichen Mütter und alle bezüglichen Auskünfte.
Einen Bericht über frühere Besuche von Königinnen in Rom, mit Präzedenzfällen hinsichtlich Etikette, Zeremoniells, offizieller Empfänge, Geschenke usw.
Die Königin verläßt sich darauf, daß Du für genügende Erwärmung ihrer Gemächer vorsorgst.

XXV Pompeia, aus Rom, an Clodia in Baiae.
[24. August]

Liebste Mausi,
die Einladung zu Deinem Gastmahl ist soeben gebracht worden, und ich behalte sie hier, bis mein Mann bei Dunkelwerden heimkommt. Ich schreibe diesen Brief in Eile, um ihn Deinem Boten mitzugeben.
Was ich Dir mitzuteilen habe, ist *ganz streng geheim*, und ich hoffe, Du wirst mein Schreiben gleich vernichten, sobald Du es gelesen hast.
Dies ist das Geheimnis: Eine Persönlichkeit von den Ufern des Nils wird zu langem Aufenthalt in der Stadt eintreffen. Es gibt gewisse Aspekte dieses Besuchs, die zu erwägen oder zu besprechen ich mich nicht herablasse, besonders da seine politischen Aspekte von viel größerer Bedeutung und Gefahr sind als die persönlichen. Ich hoffe, man wird nie von mir sagen können, daß ich meinem *persönlichen* Leben die geringste Wichtigkeit beimaß gegenüber den weltumspannenden Erwägungen, die unauflöslich mit der Stellung, die ich einnehme, verknüpft sind.

Ich bin nicht sicher, ob Du weißt, daß diese Person einen Sohn hat, von dem sie behauptet, daß er wahrhaftig sehr hoher römischer Abkunft sei. Auf diese Behauptung gründet sie Hoffnungen und Wünsche für die künftige Größe ihres Landes, die, das versteht sich, einfach Wahnwitz sind.
Eine gewisse andre Persönlichkeit ist aus naheliegenden Gründen völlig blind gegen diese Gefahren, und es bleibt mir nichts übrig, als für zwei klaren Blick zu bewahren. Ich werde vielleicht bei offiziellen Anlässen dieser ägyptischen Verbrecherin gestatten müssen, mir vorgestellt zu werden. Ich werde durch mein Gehaben andeuten, daß ich ihre Anwesenheit als eine Unverschämtheit betrachte, und ich werde nach einer Gelegenheit Ausschau halten, sie öffentlich zu demütigen, wenn möglich so, daß sie gezwungen ist, in ihr Land zurückzukehren. Ich werde es natürlich ablehnen, meinen Fuß in das Domizil zu setzen, das ihr geliehen wurde.
Schreib mir, bitte, wie Du über die Sache denkst. Mein Cousin wird, bald nachdem Du dies erhältst, von Neapel hierher zurückkehren. Bitte sende mir durch ihn ein paar Worte.
Nachschrift: Alle Welt weiß, daß sie ihren Onkel und ihren Mann umgebracht hat und daß ihr Bruder ihr Mann war, was eine ägyptische Sitte ist und ein Beispiel davon, was wir uns erwarten können.

XXV-A Clodia, aus Capua, an Pompeia.
[8. September]

Vielen Dank, meine gute, gute Freundin, daß Du mir das Geheimnis anvertraut hast.
Dein Brief sieht Dir ganz ähnlich. Wie klug Du bist, die Sache von allen Seiten zu betrachten und die Gefahren zu sehn, die hinter dem Ereignis, das Du ankündigst, verborgen liegen. Und wie recht und edel von Dir, nicht in leidenschaftliche Entrüstung auszubrechen, wie das so viele andre Frauen täten.
Darf ich jedoch einen kleinen Vorschlag machen, und zwar einen,

den ich nur Dir machen würde, weil nur Du ihn in die Tat umsetzen könntest? Möchtest Du nicht vielleicht erwägen, Dich diesem lästigen Besuch gegenüber anders zu verhalten? Es fällt mir nämlich ein, wenn Du Dich – wie nur Du das kannst – mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die sich mit Deiner Würde verträgt, benähmst – wie überrascht sie da wäre! Auf diese Weise könntest Du Dich in den engsten Kreis dieses Besuchs einschlängeln; Du könntest ein Auge darauf haben, was vorgeht, und Du könntest die andre Persönlichkeit in dieser Sache davor bewahren, sich völlig zu vergessen.
Ich würde dieses Vorgehn niemand anders als Dir empfehlen, denn es verlangt große Geschicklichkeit. Nur Du könntest es tun. Überleg es Dir, bitte.
Ich sehne mich danach, mit Dir darüber zu sprechen – und das wird sehr bald sein. Inzwischen sende ich Dir meine Bewunderung und liebevolle Zuneigung und dieses Fläschchen sizilischen Parfüms.

XXVI Clodia, aus Baiae, an Catull in Rom.
[25. August]

Meine Schwester sagt mir, ich soll Dir einen Brief schreiben. Auch andre Leute haben sich zu Deinen Anwälten gemacht und mir gesagt, ich soll Dir einen Brief schreiben. Hier also ist ein Brief. Du und ich, wir sind doch längst übereingekommen, daß Briefe gar nichts sind. Deine erzählen mir, was ich schon weiß oder mir sehr gut vorstellen kann, und sie weichen häufig von der Regel ab, die wir festlegten, daß ein Brief hauptsächlich aus Tatsachen bestehn soll.
Hier meine Tatsachen:
Das Wetter war unvergleichlich schön. Wir machten viele Ausflüge zu Wasser und zu Land. Ich hasse alle gesellschaftlichen Zusammenkünfte, bei denen man, weil die Gastgeber für keine

Unterhaltung gesorgt haben, auf Gespräche angewiesen ist. Unnötig, zu sagen, daß Gespräche in einem Kreis wie der in Baiae mehr als gewöhnlich unerträglich sind.
Ich studiere Astronomie mit Sosigenes und bin fortan die Feindin aller Dichter, die sich angesichts der Sterne über ihre eignen, idiotischen Gefühle verbreiten. Ich begann das Studium der ägyptischen Sprache. Als ich entdeckte, daß sie wie das Lallen von Säuglingen klingt und ihr grammatischer Bau auf derselben Höhe steht wie ihr Klang, gab ich es wieder auf. Wir veranstalteten eine Menge Dilettantenaufführungen auf griechisch und auf lateinisch. Ich arbeite viele Tage mit Cytheris. Sie weigerte sich, irgendeine Bezahlung anzunehmen, und sandte mir ein Geschenk zurück, das ich ihr geschickt hatte. Als ich darauf bestand, daß sie ein Zeichen meiner Dankschuldigkeit annehme, erbat sie sich ein Gedicht von Dir in Deiner Handschrift. Ich schenkte ihr ›Die Hochzeit von Peleus und Thetis‹. Sie wollte bei keiner Aufführung eines Stückes eine Rolle übernehmen, aber sie deklamierte diese Dichtung ganz hervorragend, und während der Lektionen, die sie mir gab, sprach sie mir oft Stellen aus den Tragödien vor. Mein Stil ist ganz anders als der ihre, aber in dem ihren ist sie unbedingte Meisterin. Marcus Antonius fand sich oft am Ende der Lektionen ein. An ihm ist nichts einnehmend außer seinem Lachen; er lacht die ganze Zeit, und es wird einem doch nicht langweilig. Cytheris dagegen langweilt einen, wenn sie nicht grade von ihrer Kunst spricht. Sie besitzt die Teilnahmslosigkeit glücklicher Frauen. Ich brachte in Erfahrung, allerdings nicht von ihr, daß sie eine der wenigen Personen ist, die Lucius Mamilius Turrinus auf Capri besuchen dürfen. *[Clodia hatte an Turrinus geschrieben, ob sie ihn besuchen dürfe, und es war ihr höflich abgeschlagen worden.]* Ich kenne eine Anzahl von Männern, die ich sehr lieben könnte, wenn sie verstümmelt und blind wären. Ich ging mit Verus seinen neuen Gedichtband durch.
Ich machte mir einige neue Feinde. Du weißt, daß ich nie lüge und andern nicht erlaube, in meiner Gegenwart zu lügen. Ich war bei mehreren Gelegenheiten, wie Du das nennst, »Dir untreu«.

Da ich nachts nicht schlafen kann, richte ich es manchmal so ein, in diesen Stunden Gesellschaft zu haben.

Dies sind die Tatsachen meines Lebens während dieses Sommers und die Antworten auf die Fragen, die Deine äußerst eintönigen Briefe enthalten. Beim Wiederlesen finde ich, daß Du mir sehr wenige Tatsachen berichtest. Du hast nicht mir geschrieben, sondern jenem Bild von mir, das in Deinem Kopf wohnt und dem ich mich nicht gegenübergestellt zu sehn wünsche. Die Tatsachen über Dich habe ich von meiner Schwester erfahren und von Deinen andern Anwälten. Du warst zu Besuch bei meiner Schwester und bei Manilius und Livia *[Torquatus]*. Du hast ihre Kinder schwimmen und segeln gelehrt. Du hast ihre Kinder gelehrt, wie man Hunde abrichtet. Du hast ein Riesvoll Verse für Kinder geschrieben und noch ein Hochzeitsgedicht. Ich sage Dir abermals, daß Du Deine dichterische Begabung verlieren wirst, wenn Du sie mißbrauchst. Solche Verse können den Makel nur vergrößern, der schon soviel von Deinem Werk entstellt: diese Verwendung von Ausdrücken der Umgangssprache und von Provinzialismen. Viele Leute sind bereits der Ansicht, daß Du gar kein römischer Dichter bist. Wir beide, Du und ich, sind darin einer Meinung, daß Verus nicht Deine ursprüngliche Begabung besitzt, aber seine Manieren wie seine Verse haben einen gleichmäßigen Schliff und Geschmack; während Du fortfährst, eine *nördliche* Ungehobeltheit zu pflegen.

Dieser Brief ist, wie alle Briefe, völlig unnötig. Immerhin habe ich noch zwei Dinge zu sagen. Am letzten Tag des Septembers geben mein Bruder und ich ein Gastmahl, und ich hoffe, Du wirst anwesend sein. Ich habe den Dictator und seine Frau eingeladen. (Nebenbei – ich höre, daß Du wieder einige Epigramme gespien hast; warum gestehst Du Dir nicht ein, daß Du nichts von Politik verstehst und Dir nicht wirklich etwas an ihr liegt? Welche Befriedigung kannst Du daraus gewinnen, im Schatten dieses großen Mannes ein bißchen vulgären Lärm zu machen?) Ich habe auch seine Tante, Cicero und Asinius Pollio eingeladen.

Am 8. breche ich nach Norden auf. Ich bringe einige Freunde mit, unter ihnen Mela und Verus. Wir werden ein paar Tage bei Quintus Lentulus Spinther und Cassia in Capua bleiben. Ich schlage Dir vor, dort am 9. mit uns zusammenzutreffen und ein paar Tage später mit uns in die Stadt zurückzukehren.
Solltest Du Dich entschließen, nach Capua zu kommen, so bitte ich Dich, Dir keine Hoffnungen zu machen, meine Schlaflosigkeit mit mir zu teilen. Zum zehntenmal ersuche ich Dich, das Wesen unsrer Freundschaft zu bedenken, ihre Vorteile zu erfassen und Dich innerhalb ihrer Grenzen zu halten. Sie macht keine Ansprüche; sie gibt keine Besitzrechte; sie kennt keinen Wettbewerb. Ich habe mein Leben für das kommende Jahr einigermaßen geplant. Es wird sich sehr weit von dem während des vergangenen unterscheiden. Das Gastmahl, zu dem ich Dich lade, wird Dir einen Begriff von seinem Charakter geben.

XXVI-A Catull.

Miser Catulle, desinas ineptire
Et quod vides perisse perditum ducas.
Fulsere quondam candidi tibi soles,
Cum ventitabas quo puella ducebat
Amata nobis quantum amabitur nulla.
Ibi illa multa tum iocosa fiebant,
Quae tu volebas nec puella nolebat.
Fulsere vere candidi tibi soles.
Nunc iam illa non vult: tu quoque, inpotens, noli
Nec quae fugit sectare, nec miser vive,
Sed obstinata mente perfer, obdura.
. . . . . .
At tu, Catulle, destinatus obdura.

»Armer Catullus, laß von verblendeter Torheit
Und, was verloren du siehst, das gib du verloren.
Einstmals da leuchteten dir die Tage voll Sonne,

Als der Schönen du folgtest, wohin sie dich führte,
Sie, die geliebt war von uns, wie's keine mehr sein wird.
Dort gab's damals viel köstliches Scherzen und Kosen;
Nichts, was immer du wolltest, das sie nicht auch wollte.
Wahrlich, es leuchteten dir die Tage voll Sonne.
Nun, da sie nicht will, Schwächling, da wolle auch du nicht.
Flieht sie dich, lauf ihr nicht nach, noch sei darob elend,
Sondern standhaften Sinnes halt aus und bleib fest nur.

. . . . . .

Du doch, Catullus, der du entschlossen, bleib fest nur.«

XXVI-B Cornelius Nepos: Merkbuch.
[Diese Eintragung erfolgte etwas später.]

»Findest du es nicht außerordentlich«, fragte ich, »daß Catullus diese Gedichte von Hand zu Hand gehn läßt? Ich kenne kein früheres Beispiel einer so freimütigen Selbstenthüllung.«
»Da ist alles außerordentlich«, erwiderte Cicero, zog die Brauen hoch und senkte die Stimme, als versuchte jemand uns zu belauschen. »Hast du bemerkt, daß er beständig ein Zwiegespräch mit sich selbst führt? Wer ist diese andre Stimme, die ihn so oft anredet – diese Stimme, die ihn mahnt, ›es zu ertragen‹ und ›sich zusammenzuraffen‹? Ist sie sein Genius? Sein anderes Ich? O mein Freund, ich widerstehe dieser Art von Poesie, solange ich kann. Sie hat etwas Unschickliches. Entweder ist's das rohe Erleben, das noch nicht genügend seine Umwandlung in Poesie vollzogen hat, oder es ist eine neue Art von Empfindungsvermögen. Seine Großmutter, so höre ich, war aus dem Nordland; vielleicht sind das die ersten Lüftchen, die von den Alpen auf unsre Literatur wehn. Sie sind nichts Römisches. Diesen Versen gegenüber weiß ein Römer nicht, wo er den Blick hinwenden soll; ein Römer errötet da. Und es ist nicht griechisch. Auch schon früher haben uns Dichter von ihrem Leid erzählt, doch ihr Leid

ist durchs Besingen schon halb geheilt. Hier aber – hier findet sich keine Linderung. Dieser Mann scheut sich nicht, einzugestehn, daß er leidet. Vielleicht weil er sein Leid im Zwiegespräch mit seinem Genius teilt. Aber was ist dieses andre Ich? Hast du eins? Hab ich eins?«

XXVII Caesar, aus Rom, an Cleopatra in Carthago.

[Dieser eigenhändige Brief des Dictators begleitete ein formelles Begrüßungsschreiben, das die Königin erhielt, als sie sich auf der Reise nach Rom befand.]

[3. September]

Erhabene Königin! Es ist mir kein Vergnügen, diesem aufrichtigsten Willkommgruß die folgenden Ermahnungen hinzuzufügen. Ich muß Dir ins Gedächtnis rufen, daß ich den Vereinbarungen, in die Du eingewilligt hast, als dieser römische Aufenthalt geplant wurde, großes Gewicht beilege. Ich meine die Beschränkung der Zahl Deines Gefolges, die Bestimmungen über das Aufpflanzen der königlichen Hoheitszeichen und die Bedingung, daß sich in Deiner Gesellschaft kein Kind unter fünf Jahren befinden darf. Solltest Du es unterlassen, dieses Übereinkommen einzuhalten, wäre ich gezwungen, mich und Dich dadurch zu betrüben, daß ich tun müßte, was Deiner Würde abträglich wäre und schlecht zu der Hochschätzung stimmte, die ich für Dich hege. Wenn sich derzeit irgendwelche Kinder in Deiner Gesellschaft befinden, wirst Du sie entweder in Carthago lassen oder nach Ägypten zurückschicken.

Gestatte jedoch der Strenge meiner Worte nicht, Dich über die große Befriedigung zu täuschen, mit der ich Deinem Aufenthalt in Rom entgegensehe. Rom gewinnt erhöhtes Interesse für mich, wenn ich daran denke, daß ich der Königin von Ägypten bald das Rom zeigen werde, welches heute da ist, und das Rom, wel-

ches ich plane. Die Welt enthält bloß eine kleine Zahl von Herrschern und unter ihnen sehr wenige, die auch nur eine Ahnung davon haben, was es heißt, die Geschicke von Nationen zu lenken. Die Königin von Ägypten ist so groß als Genie wie als Herrscherin.
Ein Führer zu sein, steigert die grundhafte Einsamkeit des Menschseins um neue Grade von Vereinsamung. Jede Verordnung, die wir erlassen, mehrt das Maß unsres Alleinseins, und jede Unterwürfigkeit, die man uns bezeigt, trennt uns weiter von unsern Mitmenschen. In freudiger Erwartung des Besuchs der Königin verspreche ich mir eine Linderung der Einsamkeit, in welcher ich lebe und wirke.
Ich besichtige heute morgen den Palast, der für die Königin hergerichtet wird. Es wird nichts unterlassen, was ihrem Wohlbehagen dienen könnte.

XXVII-A Erste Antwort auf obigen Brief. Cleopatra an Caesar.
[In Hieroglyphen, auf einem riesigen Papyrusblatt, unter Voranstellung der Titel der Königin, ihrer Abstammung usw., samt angefügter lateinischer Übersetzung; der Hofkarawane vorausgesandt und durch den Kurierdienst der römischen Verwaltung befördert.]
[12. September]

Die Königin von Ägypten hat mich, ihren unwürdigen Kämmerer, beauftragt, den Empfang des Briefes und der Geschenke des Dictators zu bestätigen.
Die Königin von Ägypten dankt dem Dictator für die Geschenke, die sie empfangen hat.

XXVII-B Zweite Antwort. Cleopatra an Caesar.
[Von Bord des königlichen Schiffes bei der Ankunft in Ostia.]
[1. Oktober]

Der Dictator hat der Königin von Ägypten einen Brief über die Schwierigkeiten, ein Monarch zu sein, geschrieben. Es gibt noch andre.

Eine Königin, großer Caesar, kann Mutter sein. Ihre königliche Stellung unterwirft sie mehr, nicht weniger, den liebevollen Ängsten, die alle Mütter fühlen, besonders, wenn ihre Kinder von zarter Gesundheit mit liebebedürftiger Veranlagung sind. Du erzähltest mir, daß Du zu Deiner Zeit ein liebevoller Vater warst. Ich glaubte Dir. Du verteidigtest Dich mir gegenüber gegen den Vorwurf vieler, daß Du Dich von Staatsgründen zwingen ließest, fühllos mit Deiner Tochter zu verfahren. *[Offenbar auf Geheiß ihres Vaters machte Julia ihre Verlobung mit einem andern Mann rückgängig, um Pompeius zu heiraten. Sie starb, bevor der Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius ausbrach; doch war ihre Ehe durchaus glücklich.]*

Fühllos bist Du mit mir verfahren, und nicht nur mit mir, sondern auch mit einem Kind, das kein gewöhnliches Kind ist, denn es ist der Sohn des größten Mannes der Welt. Es ist nach Ägypten zurückgekehrt.

Du hast mir die Einsamkeit eines Herrschers beschrieben. Ein Herrscher hat Grund zu dem Gefühl, daß die meisten Annäherungen an ihn von Selbstsucht gefärbt sind. Ist das nicht die große Gefahr für Herrscher – ihre Einsamkeit noch zu verschärfen, indem sie andern einzig diesen Beweggrund zuschreiben? Ich kann mir vorstellen, daß ein Herrscher versteint durch eine solche Ansicht von seinen Mitmenschen und alle versteinert, die sich ihm nähern.

Nun ich mich Rom nähere, wünsche ich seinem Herrn zu sagen, daß ich die Königin und Dienerin Ägyptens bin und das Geschick meines Landes nie aus meinen Gedanken abwesend ist; daß ich

mich aber als weniger denn königlich empfände, anerkennte ich nicht auch, daß ich Mutter und Weib bin.
Um Dir Deine eignen Worte zurückzugeben: Gestatte jedoch der Strenge meines Tons in den soeben geschriebenen Worten nicht, Dich über die Befriedigung zu täuschen, mit der ich meinem Aufenthalt in Rom entgegensehe.
Ich schreibe die Unfreundlichkeit Deines Verhaltens dem Umstand zu, daß Du Dir in der Tat eine Einsamkeit geschaffen hast, die sogar für einen Beherrscher der Welt übermäßig ist. Du sagst, es sei möglich, daß ich diese Bürde erleichtern könnte.

XXVIII Catull an Clodia in Rom.

[Die folgenden zwei Briefe, wahrscheinlich am 11. oder 12. September geschrieben, wurden nie abgesandt. Sie sind Entwürfe zu dem bereits als Dokument XIII wiedergegebenen Brief. Catull vernichtete sie nicht sogleich, denn zwei Wochen später wurden sie von Caesars Geheimpolizei in der Wohnung des Dichters entdeckt, und Abschriften von ihnen wurden dem Dictator vorgelegt.]

Töte mich auf der Stelle – denn das ist es ja, was Du willst –, ich selbst kann mich nicht töten – es ist so, als wären meine Augen von einem Schauspiel gefesselt, als sähe ich atemlos zu – um zu sehn, welchen neuen Greuel Du erfinden wirst. Ich kann mich nicht töten, bis ich nicht die letzte schreckliche Bloßstellung dessen gesehn habe, was Du bist – was bist Du? – Mörderin – Ausbund von Grausamkeit – ein Berg von Lügen – ein Hohnlachen – eine Maske – Verräterin – Verräterin an unserm ganzen menschlichen Geschlecht.
Muß ich an diesem Kreuz hängen, ohne zu sterben – und Dir Ewigkeiten lang zusehn?

An wen kann ich mich wenden? Zu wem kann ich rufen? Gibt es die Götter? Hat Dein Hohngekreisch sie aus dem Himmel verscheucht?
Ihr Unsterblichen, so habt ihr denn dieses Ungeheuer auf die Erde gesandt, damit es uns etwas lehre? Daß Schönheit der Gestalt bloß ein Sackvoll Böses ist? Und Liebe nur verkleideter Haß?
Nein – nein – diese Lehre will ich nicht von Dir annehmen – das Gegenteil ist wahr! Ich werde die Liebe nie kennen; aber durch Dich weiß ich, daß es die Liebe gibt.
Du kamst in diese Welt – ein Ungeheuer und eine Mörderin – um alles Lieben zu töten – Du legtest einen tückischen Hinterhalt – mit Gelächter und Gejohle hobst Du die Axt, um in mir zu erschlagen, was lebt und liebt – die unsterblichen Götter werden mir helfen, mich von meinem Entsetzen zu erholen – daß Du in der Verkleidung der Liebenswerten unter Männern umhergehst und auf die Gelegenheit wartest, Liebe zu erwecken und dann zu töten – und mich hast Du Dir ausersehn zu dieser Ermordung – mich, der nur ein Leben zu leben und nur eine Liebe zu lieben hat und nie wieder lieben wird.
Aber wisse – Du Ausbruch der Hölle –, daß Du zwar die eine Liebe, die ich zu geben habe, getötet hast, aber nicht meinen Glauben an Liebe. Durch diesen Glauben erkenne ich Dich als das, was Du bist.
Ich brauche Dich nicht zu verfluchen – der Mörder überlebt das Opfer nur, um zu erfahren, daß er selbst es war, den er loswerden wollte. Haß ist Selbsthaß. Clodia ist in ewigem Abscheu in Clodia verklammert.

XXVIII-A Catullus an Clodia.

Ich weiß, ich weiß, Du hast nie versprochen, beständig zu sein. Wie oft hast Du – mit der zur Schau gestellten Ehrlichkeit der Unehrlichen – einen Kuß abgebrochen, um Deine Unabhängigkeit

von jeder Bindung zu bekräftigen. Du hast geschworen, daß Du mich liebst, und hast gelacht und mich gewarnt, daß Du mich nicht ewig lieben wirst.

Ich hörte Dich nicht. Du redetest eine Sprache, die ich nicht verstand. Nie, nie könnte ich mir eine Liebe vorstellen, die fähig wäre, ihr eignes Ende vorauszusehn. Liebe ist ihre eigne Ewigkeit. Liebe ist, in jedem Augenblick ihres Seins: alle Zeit. Sie ist der einzige Blick, den wir darauf tun dürfen, was die Ewigkeit ist.

Also hörte ich Dich nicht. Die Worte waren Unsinn. Du lachtest, und auch ich lachte. Wir gaben nur vor, nicht auf ewig zu lieben. Wir lachten über alle die Millionen auf der Welt, die zu lieben vorgeben, da sie doch wissen, daß ihre Liebe ein Ende haben wird.

Bevor ich Dich für immer aus meinem Sinn verbanne, denke ich noch einmal an Dich:

Was wird aus Dir werden?

Welche Frau der Welt schritt in solcher Liebe dahin, wie ich sie Dir gab?

Wahnsinnige, weißt Du, was Du von Dir geworfen?

Solange der Gott der Liebe Dich durch meine Augen ansah, konnte das Alter nicht an Deine Schönheit rühren. Solange wir zu Dir sprachen, konnte Dein Ohr die Zungen der Welt nicht hören, nicht Neid noch Schmähung noch all das Gezischel, das umhergeweht wird in der bösartigen Luft unsres menschlichen Daseins. Solange wir Dich liebten, konntest Du die Einsamkeit der Seele nicht kennen. Bedeutet Dir das nichts? Wahnsinnige, weißt Du, was Du von Dir geworfen?

Aber das ist noch nicht alles. Dein Zustand ist tausendmal schlimmer. Nun bist Du enthüllt. Dein Geheimnis ist heraus. Nun ich es weiß, kannst Du es nicht länger vor Dir selbst verbergen: Du bist die ewige Mörderin des Lebens und der Liebe. Aber wie furchtbar muß für Dich die Erkenntnis Deines Mißerfolgs sein, denn Du hast die Größe und Majestät Deiner Feindin, der Liebe, dargetan.

Alles, alles, was Plato sagte, ist wahr.
Nicht ich, ich selbst in mir, liebte Dich. Wenn ich Dich ansah, senkte sich der Gott Eros in mich. Ich war mehr als ich selbst. Der Gott lebte in mir, blickte durch meine Augen, sprach durch meine Lippen. Ich war mehr als ich selbst, und wenn Deine Seele es gewahr wurde, daß der Gott in mir Dich ansah, warst auch Du eine Weile von ihm erfüllt. Hast Du es mir nicht gesagt? Und in was für Stunden, mit was für Flüsterworten hast Du es mir nicht gesagt!
Du aber konntest diese göttliche Gegenwart nicht lange ertragen, denn Du kamst in diese Welt als ein Ungeheuer und eine Mörderin, um alles zu töten, was lebt und liebt. Du trägst nur die Maske der Liebenswerten und lebst nur, um einen tückischen Hinterhalt nach dem andern zu legen; Du lebst nur für den Augenblick, wann Du mit Hohnlachen und schrillem Schrei die Axt erheben und die Verheißung des Lebens und die Verheißung der Liebe erschlagen kannst.
Ich bin nicht mehr atemlos vor Entsetzen. Ich zittere nicht mehr. Ich kann verwundert sinnen und mich fragen, woher Dir dieser leidenschaftliche Haß gegen das Leben kam und warum die Götter es dieser Feindin der Welt gestatten, unter uns zu wandeln. Ich werde nie Mitleid fühlen mit Dir; dieses Entsetzen läßt dem Mitleid keinen Raum. Irgendeine hohe Absicht zur Erleuchtung der Welt regte sich in Dir und wurde an der Quelle vergiftet.
Ich liebte Dich, und ich werde nie wieder derselbe sein; aber was ist mein Zustand, verglichen mit dem Deinen?

XXVIII-B Catullus.

O di, si vestrum est misereri, aut si quibus unquam
Extremam iam ipsa in morte tulistis opem,
Me miserum aspicite et, si vitam puriter egi,
Eripite hanc pestem perniciemque mihi,
Quae mihi subrepens imos ut torpor in artus

Expulit ex omni pectore laetitias.
Non iam illud quaero, contra me ut diligat illa,
Aut, quod non potis est, esse pudica velit;
Ipse valere opto et taetrum hunc deponere morbum.
O di, reddite mi hoc pro pietate mea.
»Götter, wenn's eure Art, Erbarmen mit Menschen zu haben,
Oder ihr Todkranken je Hilfe zuletzt doch gebracht,
Mich Allerärmsten seht an, und führt ich ein reines Leben,
Reißet mir aus diese Pest, diese Verderbensgefahr,
Die, meine Glieder durchdringend und mit im Innersten lähmend,
Austrieb aus meiner Brust, was sie an Freuden gehegt.
Nicht mehr bet ich um dies, daß sie wiederlieben mich möge
Oder, wes fähig sie nicht, züchtig nun gar wolle sein:
Selbst nur möcht ich genesen und abtun die greuliche Krankheit.
Götter, gewähret mir dies als meiner Frömmigkeit Lohn.«

XXIX Caesar an Cornelius Nepos.

[23. September]

Dieser Brief ist vertraulich.
Ich bin berichtet worden, Du seist ein Freund des Dichters Gaius Valerius Catullus.
Auf sehr umwegige Weise kommt mir zu Ohren, daß der Dichter krank war oder doch äußerst verstörten Gemüts. Ich bin seit vielen Jahren mit seinem Vater befreundet, und gab es auch nur wenige Gelegenheiten, wo ich dem Dichter selbst begegnete, verfolge ich doch sein Schaffen mit viel Anteilnahme und Bewunderung. Ich wollte, Du suchtest ihn auf und ließest mir ein Wort

über sein Befinden zukommen. Überdies wäre ich Dir sehr verbunden, wolltest Du es mich jederzeit und zu jeder Stunde wissen lassen, wenn Du ihn krank oder in irgendeiner Bedrängnis antriffst.
Die Hochschätzung, die ich für Dich und Dein Werk hege, veranlaßt mich, hinzuzufügen, daß ich es als Unfreundlichkeit empfände, wenn Du oder Deine Familie ein Mißgeschick, das Dich oder die Deinen etwa befiele (was die unsterblichen Götter abwenden mögen!), mir nicht zur Kenntnis brächten. Schon in sehr frühem Alter war ich überzeugt, daß die echten Dichter und Geschichtsschreiber die höchsten Zierden eines Landes sind; diese Überzeugung ist mit den Jahren nur stärker geworden.

XXIX-A Cornelius Nepos an Caesar.

Es ist mir eine Befriedigung zu wissen, daß der große Führer des römischen Volkes um die Gesundheit meines Freundes und Landsmannes Catullus besorgt ist und seiner freundlichen Gesinnung für mich und meine Familie Ausdruck gegeben hat.
Es ist wahr, daß vor etwa zehn Tagen ein Mitglied des Aemilianischen Klubs, wo der Dichter wohnt, mich mitten in der Nacht aufsuchte, um mir zu sagen, daß des Catullus Zustand seine Freunde in Bestürzung versetze. Ich eilte in seine Wohnung und traf ihn in Schmerzen und Fieberphantasien an. Ein griechischer Arzt, ein gewisser Sosthenes, verabreichte ihm ein Brechmittel und hierauf etwas Beruhigendes. Mein Freund erkannte mich nicht; wir saßen die Nacht durch an seinem Lager. Am Morgen hatte sich sein Zustand sehr gebessert. Er raffte sich entschlossen zusammen, dankte uns für unsre Fürsorge und beteuerte uns, daß er schon wieder gesund sei, und bat uns, ihn zu verlassen. Ich kam später, am Nachmittag, nochmals und fand ihn in ruhigem Schlaf. Er wurde bald darauf durch einen Tölpel von Boten geweckt, der einen Brief von der Frau brachte, welcher eine nicht geringe Schuld an der Verstörung zufällt, deren Zeugen wir ge-

wesen waren – wie seine Fieberphantasien bewiesen hatten. Er las den Brief in meiner Gegenwart und verharrte lange Zeit in Schweigen und tief in Gedanken. Er machte keine Anspielung auf den Inhalt, aber trotz allem Abmahnen legte er Besuchskleidung an und verließ den Klub.
Ich habe dem Dictator diese Einzelheiten mitgeteilt, damit er seine eignen Schlüsse ziehn könne.

XXX Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

991. *[Über Cleopatra und ihren Besuch in Rom.]*
Die Königin von Ägypten naht. Krokodilchen läßt sich über die Meerenge fächeln.
Mein Briefwechsel mit Ihrer Majestät war so anregend, wie sich voraussehn ließ. Ihr Latein ist mangelhaft, aber ich gewahre, daß sie Genauigkeit im Ausdruck zu erreichen vermag, wenn der Anlaß es fordert.
Ich erwarte keine buchstabengetreue Befolgung der Anordnungen, die ich für ihren Besuch traf. Die Königin ist nicht fähig, irgendwelche Weisungen, die ihr gegeben werden, genau einzuhalten. Auch wenn sie glaubt, haargenau zu folgen, bringt sie es zuwege, sich die eine oder andre Abweichung zu gestatten. Das darf ich nicht anders erwarten. Ich gestehe, daß ich bezaubert bin von dieser unveränderlichen Veränderlichkeit, obgleich ich schon früher gezwungen war, ein strenges Gesicht dazu zu machen. Es hat das alles seine Ursache in ihrem unauslotbaren Stolz und in der Unabhängigkeit einer Frau, die gewohnt ist, selber jeden geringsten Ungehorsam mit dem Tod zu bestrafen.
Ihre Briefe – in einer Hinsicht sogar ihr Stillschweigen – haben mich entzückt. Sie ist nun fürwahr ein Weib, und ein höchst königliches. Es kommt vor, daß ich für Augenblicke träume, sie

sei mehr Weib als Königin, und meinen Gedanken Einhalt gebieten muß.

Cleopatra ist Ägypten. Kein Wort, das sie hinwirft, keine Liebkosung, die sie gewährt, ist ohne politische Bedeutung. Jedes Gespräch ist ein Vertrag und jeder Kuß ein Pakt. Ich könnte wünschen, daß ein Beisammensein mit ihr nicht eine so unausgesetzte Wachsamkeit erforderte und ihre Huldbezeigungen mehr Gunst als Kunst verrieten.

Es ist freilich viele, viele Jahre her, daß ich eine uneigennützige Freundschaft seitens irgend jemands kannte, ausgenommen Dich selbst, meine Tante und meine Soldaten. Sogar in meinem Heim scheine ich ein ewiges Brettspiel zu spielen. Ich verliere einen ›Mann‹; ich werde in der Flanke bedroht, ich raffe mich zu einem Ausfall auf; ich nehme einen ›Reiter‹ gefangen. Meine gute Frau scheint einiges Vergnügen an diesem Scharmützeln zu finden, obgleich es dabei nicht ohne Tränen abgeht.

Ja, es ist überdies viele Jahre her, daß ich einen gegen mich gerichteten uneigennützigen Haß verspürte. Tag für Tag mustere ich die Gesichter meiner Feinde und spähe hoffnungsvoll nach dem Mann aus, der mich »um meiner selbst willen« oder sogar »um Roms willen« haßt. Ich werde sehr dafür verurteilt, daß ich mich mit gewissenlosen Abenteurern umgebe, die sich in den Ämtern, die ich ihnen verleihe, bereichern. Nun, ich glaube manchmal, daß es die Unverblümtheit ihrer Habgier ist, was mir gefällt; sie geben nicht vor, mich um meiner selbst willen zu lieben.

Ich will so weit gehn, zu sagen, daß es mich gelegentlich freut, wenn der eine oder andre einen Ausdruck seiner Verachtung für mich fallenläßt – in diesen Ozean von Schmeichelei, in dem ich lebe und mich bewege.

Es ist schwer, mein lieber Lucius, dem Schicksal zu entgehn, diejenige Person zu werden, für die einen andre halten. Ein Sklave ist doppelt versklavt. Einmal durch seine Ketten und abermals durch die Blicke, die auf ihn fallen und sagen: »Du Sklave, du!« Von einem Dictator glaubt man, daß er mit Begünstigungen

geize, unberechenbar in seinem Mißfallen und eifersüchtig auf fähige Männer sei und nach Schmeichelei dürste – und nicht zehnmal, sondern zwanzigmal im Tag fühle ich mich diesen Eigenschaften zutreiben und muß mich scharf zurückreißen. Und zehnmal im Tag, während ich die Antwort der Königin von Ägypten erwarte, finde ich mich beim Träumen von der Möglichkeit, daß sie nun, als erwachsene Frau, zu sehn vermag, daß ich alles, was ich ihr und ihrem Lande geben kann, ohne Vorbehalt gebe; daß sie es nicht mit List darauf anzulegen braucht, es zu bekommen; daß kein ihr zu Gebot stehendes Mittel zu erlangen vermag, was ein unangemessenes Zugeständnis wäre; und daß wir uns, das alles als klar verstanden vorausgesetzt, vielleicht auf ein Gebiet begeben könnten, wo ... aber ich treibe da über das Mögliche hinaus.

XXXI Cicero, aus Rom, an Atticus in Griechenland.

[Dieser Brief erweckte im Altertum und auch im Mittelalter viel Heiterkeit und Spott. Er ist vielleicht unecht. Wir wissen, daß Cicero an Atticus einen Brief über die Ehe schrieb und in den nächsten zwei Briefen seinen Freund beschwor, jenen zu vernichten – was Atticus sicherlich getan haben wird. Andrerseits sind mehr als ein Dutzend Fassungen eines Briefs auf uns gekommen, der ganz gut der fragliche gewesen sein kann. Sie alle weichen weit voneinander ab und sind alle mit unverkennbar burlesken Einschüben gespickt. Hier sind diejenigen Stellen ausgewählt, die der Mehrzahl der Fassungen gemein sind. Denn die Vermutung hat viel für sich, daß der Sekretär des Atticus wahrscheinlich eine Abschrift des Urbriefs machte, bevor dieser vernichtet wurde, und daß die Abschrift in der römischen Welt heimlich in Umlauf kam.]

[Es sei daran erinnert, daß Cicero nicht nur nach vielen Jahren einer zunehmend von Streit erfüllten Ehe seiner allgemein hochgeachteten Frau, Terentia, den Scheidebrief sandte, sondern allsogleich sein reiches junges Mündel Publilia heiratete und sich ebensoschnell wieder von ihr scheiden ließ; daß Ciceros Bruder Quintus seit langem eine stürmische Ehe mit Pomponia, der Schwester des Atticus, geführt und sich kurz zuvor von ihr geschieden hatte; und daß Ciceros geliebte Tochter Tullia nicht allzu glücklich mit ihrem Mann, Dolabella, verheiratet gewesen war, einem ehrgeizigen und ausschweifenden Freunde Caesars, den ihr Vater für sie ausgesucht hatte.]

Von hundert Ehen ist eine glücklich, mein Freund. Das ist eins von den Dingen, die jedermann weiß und niemand ausspricht. Kein Wunder, daß die außergewöhnliche Ehe weithin gepriesen wird. Denn nur das Außergewöhnliche wirkt als Neuigkeit. Aber es gehört zur Torheit des Menschengeschlechts, daß wir immerzu versucht sind, die Ausnahme zur Regel zu erheben. Wir werden von Ausnahmen angezogen, weil jeder Mensch sich für eine hält und glaubt, er sei zu etwas Außerordentlichem bestimmt; und unsere jungen Männer und Mädchen treten unter der Annahme in die Ehe, daß neunundneunzig Ehen glücklich und nur eine unglücklich oder daß gerade sie selbst zu außerordentlichem Glück bestimmt seien.

Die Natur der Frau und das Wesen der Leidenschaft, welche Männer und Frauen zueinander zieht, vorausgesetzt, welche Aussichten hat eine Ehe, glücklicher zu sein als die vereinigten Qualen des Sisyphus und des Tantalus?

Durch die Ehe legen wir in die Hände der Frauen die Leitung unseres Haushalts, die sie, soweit sie das imstande sind, unverzüglich zu einem Schalten mit unserem ganzen Besitz ausdehnen. Sie ziehen unsere Kinder auf und glauben dadurch einen An-

spruch zu erwerben, deren Angelegenheiten zu ordnen, nachdem sie herangewachsen sind. Bei alledem verfolgen sie ganz entgegengesetzte Ziele, als ein Mann ins Auge faßt. Frauen ersehnen sich nur die Wärme eines Herdes und den Schutz eines Dachs. Sie leben in beständiger Furcht vor Unheil, und keine Sicherheit ist ihnen genügend sicher; in ihren Augen ist die Zukunft nicht bloß etwas Unbekanntes, sondern Unheilvolles. Um dieses unbekannte Unheil abzuwehren, gibt es für sie keine Täuschung, zu der sie nicht ihre Zuflucht nähmen; keine Raffgier, die sie nicht betätigten, und keine andere Unterhaltung und keine Belehrung, die sie nicht bekämpften. Wäre die Zivilisation in den Händen der Frauen geblieben, wir hausten noch immer in Berghöhlen, und menschliche Erfindungen hätten mit der Zähmung des Feuers ihr Ende genommen. Darüber hinaus, daß eine Höhle ihnen Schutz biete, verlangen sie von ihr nur, daß sie um einen Grad protziger sei als die der Nachbarsfrau; und für das Glück ihrer Kinder verlangen sie nur, daß die in einer der ihren ähnlichen Höhle in Sicherheit seien.

Die Ehe verpflichtet uns unvermeidlich zum Anhören ausgiebiger Proben der Rede unserer Frauen. Nun befaßt sich aber das Reden der Frauen innerhalb der Ehegemeinschaft – ich spreche hier nicht von dieser anderen Marter, dem Gerede bei ihren geselligen Zusammenkünften – unter allen Verkleidungen durch List und Zusammenhanglosigkeit nur mit diesen zwei Gegenständen: Bewahren und Zurschaustellen.

Es hat eine Eigenschaft mit der Rede von Sklaven gemein, und zwar logischerweise, denn die Stellung der Frauen in unserer Welt hat viel mit der von Sklaven gemein. Das mag bedauerlich sein, aber ich wäre nicht unter denen, die es etwa ändern wollten. Die Rede der Sklaven und Frauen wird von Verschlagenheit gelenkt. List und Gewalt sind die einzigen Hilfsmittel, die den Enteigneten zur Verfügung stehn; und Gewalt anwenden, das können Sklaven nur durch engen Zusammenschluß mit ihren Leidensgenossen. Gegen einen solchen Zusammenschluß unterhält der Staat mit Recht eine beständige Wachsamkeit, und der Sklave

ist daher genötigt, seine Ziele durch List zu verfolgen. Der Weg der Gewalt ist auch den Frauen versperrt, denn sie sind eines Zusammenschlusses unfähig; sie mißtrauen einander wie Griechen, und das mit gutem Grund. Daher schlagen auch sie den Weg der List ein.

Wie oft, wenn ich alle meine Villen besuchte und den ganzen Tag mit meinen Verwaltern und Arbeitsleuten Besprechungen gehabt hatte, bin ich so erschöpft zu Bett gegangen, als hätte ich in gespannter Aufmerksamkeit des Körpers und Geistes mit jedem einzelnen gerungen, um nicht zum Krüppel gemacht oder beraubt zu werden. Der Sklave bringt die Zwecke, die er im Sinn hat, auf jedem Weg und Umweg ins Gespräch hinein; es gibt keine Falle für Zugeständnisse, die er nicht aufstellt, nichts, was er nicht unversucht läßt, keine Schmeichelei, keine Vorspiegelung von Logik, keinen Druck auf Furcht oder Habsucht; und das alles, um eine Pergola nicht bauen zu müssen oder einen Untergebenen loszuwerden, die eigene Hütte zu vergrößern oder einen neuen Mantel zu erhalten.

So ist auch das Reden der Frauen; aber um wieviel verschiedenartiger sind ihre Zwecke, um wieviel mannigfaltiger ihre Angriffsmittel, und um wieviel tiefer verwurzelt ist bei ihnen die Leidenschaft, ihre Absichten zu erreichen. Ein Sklave begehrt meist nur Annehmlichkeiten; hinter den Wünschen einer Frau aber verbergen sich Triebe, die für sie das Wesen des Lebens sind: zu bewahren, was sie besitzt; geachtet zu werden von denjenigen Matronen ihres Bekanntenkreises, die sie selbst verachtet und fürchtet; eine Tochter eingesperrt zu halten, die sie zu einem unwissenden, freudlosen Tier gemacht zu sehen wünscht. So tief eingewurzelt sind die Triebe einer Frau, daß sie für sie den Charakter selbstverständlicher Weisheiten und unerschütterlicher Wahrheiten haben. Daher kann sie nur Verachtung empfinden für jede Meinung, die der ihren widerspricht. Jemand so Geartetem erscheint Vernunft unnötig und nebensächlich; eine Frau ist gegen sie im vorhinein taub. Ein Mann mag den Staat gerettet, die Geschäfte einer Welt geleitet und unsterblichen Ruhm durch

seine Weisheit erworben haben, doch für seine Frau ist er ein einfältiger Tropf.

[Hier folgt ein Abschnitt über geschlechtliche Beziehungen. Er ist durch die Zotenfreudigkeit und Erfindungsgabe der Abschreiber und Überlieferer so entstellt worden, daß es unmöglich ist, den ursprünglichen Text auch nur mit einiger Sicherheit herauszuschälen.]

. . . . . .

Solche Dinge werden nicht oft ausgesprochen, aber bisweilen von den Dichtern enthüllt – denselben Dichtern, die vorauf verantwortlich sind für die Täuschung, daß die Ehe ein Himmel sei, und uns dazu verleiten, die gefährliche Ausnahme zu suchen. Euripides ließ in der ›Medea‹ kein Wort davon ungesagt. Und es ist kaum zu verwundern, daß die Athener ihn unter Flüchen aus ihrer Stadt vertrieben, weil er solche Wahrheiten ausgesprochen hatte. Der Pöbel wurde dabei von Aristophanes angeführt, der – freilich mit geringerer Aufrichtigkeit – gezeigt hatte, daß auch er das alles wußte; aber er erstickte sein Wissen, um einen größeren Dichter aus der Stadt zu verjagen. Und Sophokles! Welcher Ehemann hat nicht grimmig in sich hineingelächelt bei der Szene, in der Iokaste Lügen auf Lügen häuft und einer höchst unheilvollen Lage ein gutes Aussehn gibt? Ein bemerkenswertes Beispiel dieser sogenannten ehelichen Liebe, die jede Tatsache vor dem Gatten zu verbergen fähig ist, um den Anschein seiner Zufriedenheit zu wahren; eine kühne Veranschaulichung, daß nach ihrer Denkungsart eine Ehefrau kaum zwischen einem Gatten und einem Sohn unterscheiden kann.

O mein Freund, trösten wir uns mit der Philosophie! Die ist ein Gebiet, das sie nie betreten, ja für das sie nie das geringste Interesse aufgebracht haben. Lassen wir uns jenes Lebensalter willkommen sein, das uns von dem Verlangen nach ihren Umarmungen befreit – Umarmungen, die bezahlt werden müssen auf Kosten aller Ordnung in unserem Leben und jeder Ruhe in unserem Gemüt.

XXXII Abra, die Kammerfrau Pompeias, an Clodia.

[1. Oktober]

Ich war sehr besorgt, geehrte Gnädigste, um Dich und Dein Haus und um unsern Herrn nach dem Überfall auf ihn. Hier ist alles noch in großer Bestürzung, Gnädigste. Das Haus ist immer voll von Besuchern und Polizei und meine Herrin weiß sich nicht zu fassen. Aber Selbiger ist, den Göttern sei Dank! um Mittag aufgewacht und es scheint ihm nicht weiter geschadet zu haben. Tatsächlich, er war ganz frisch und munter und sogar übermütig und meine Herrin ist deswegen ganz zornig geworden. Er war furchtbar hungrig und hat nur so drauflos gegessen und der Arzt hat ein großes Gezeter gemacht und meine Herrin hat ihn auf den Knien gebeten, er soll nicht essen. Aber er hat solche Witze gemacht, daß wir Mühe gehabt haben, das Lachen zu verbeißen.

Und zu jedem, der dabeigestanden ist, hat er gesagt, das hab ich selber gehört, Gnädigste, daß er noch nie ein Essen so genossen hat wie das in Deinem Haus. Der General Marcus Antonius hat gefragt warum und er hat gesagt, weil die Tischgesellschaft so gut war. Und mit Verlaub, Gnädigste, darauf sagt Marcus Antonius du meinst Claudilla und er sagt Claudilla ist eine außerordentliche Frau. Ich hoffe es ist recht, wenn ich solche Sachen der Gnädigen schreibe.

Und ich sollte die Gnädige vielleicht auch wissen lassen, daß er allen, die heute zu ihm gekommen sind, gesagt hat, daß Cleopatra, die was nämlich Königin von Ägypten ist, morgen oder übermorgen ankommt.

[6. Oktober]

Selbiger war gestern nacht nicht zuhaus, das erste Mal seit sehr langer Zeit und alle machen wir uns unsre Gedanken.

Die Königin hat meiner Herrin prachtvolle Geschenke geschickt, besonders eins, was das Wundervollste ist, was man je gesehn hat. Ein paar Arbeiter sind gestern in aller Heimlichkeit gekommen und haben es aufgestellt und in Gang gesetzt. Es ist ein ägyptischer Palast, Gnädigste, nicht höher, als daß er einem bis

zum Knie geht. Und wenn man die vordere Mauer wegnimmt, kann man alle die Leute drinnen sehn, und da ist auch ein Wirtschaftshof und ein königlicher Aufzug in den schönsten Kleidern und Farben. Aber das Allerschönste kommt erst. Wenn man Wasser durchfließen läßt, aber das ist schwer zu erklären, Gnädigste, da bewegen sich die kleinen Figuren alle und die Königin und ihr ganzer Hofstaat gehn in das Haus und *die Treppe hinauf*, ja, und im Haus herum und die Tiere gehn und trinken aus dem Nil und ein Krokodil schwimmt *gegen das Wasser* und die Frauen weben und die Fischer fischen und ihr lieben Götter! ich kann gar nicht sagen, was noch alles. Man könnt es nur ewig anschaun. Meine Herrin war ganz weg und hat Lichter bringen lassen und wir haben geglaubt, sie wird nie schlafen gehn. Alle haben gesagt, wie gescheit das war von der Königin, weil meine Herrin alles andre vergessen hat beim Anschaun von diesem Palast und auch, daß ihr Mann nicht zuhaus war.

[8. Oktober]

Gestern ist die Königin meine Herrin besuchen gekommen. Wir haben gedacht, sie wird sehr schöne Kleider anhaben, aber sie hat nur ein ganz einfaches blaues Kleid getragen und nicht ein einziges Schmuckstück, also muß sie von dem Gesetz darüber gewußt haben. Ihr Haar war gar nicht besonders frisiert, sondern einfach nur so, und ich hab vorher zwei Stunden gebraucht mit dem von meiner Herrin. Meine Herrin hat sich für den Spielzeugpalast bedankt und dann ist die ganze Zeit damit vergangen, daß die Königin ihr alles erklärt hat. Die Königin gibt sich sehr einfach. Sie hat sogar meinen Namen gewußt und hat auch mir Sachen erklärt. Aber, wie der Schreiber meiner Herrin sagt, man kann sehn, daß sie die ganze Zeit denkt. Und wie Selbiger dann heimkommt, fragt er, wie es gegangen ist, und meine Herrin, sehr würdevoll, sagt drauf: Warum denn, sehr gut, was hast du denn geglaubt? O Gnädigste, Du solltest sehn, wie Selbiger jetzt immer ist! Man könnt glauben, es sind zehn Buben im Haus. Er neckt meine Herrin die ganze Zeit und kitzelt und zwickt sie.

XXXIII Cornelius Nepos: Merkbuch.

[3. Oktober]

Die Königin von Ägypten ist angekommen. Sie wurde in Ostia von einer Deputation der Stadt und des Senats empfangen, weigerte sich aber, an Land zu gehn, weil unter den zum Willkomm aufgestellten Standarten nicht auch die Insignien des Dictators waren. Das wurde Caesar gemeldet, der eilig Asinius Pollio mit den Trophäen zum Hafen sandte. Sie kam dann nach Rom, indem sie die Reise bei Nacht machte.

. . . . . .

Die Königin hat bisher niemand empfangen, und es heißt, sie sei von einem leichten Unwohlsein befallen. Sie hat jedoch einigen dreißig Personen von Rang prachtvolle Geschenke gesandt.

. . . . . .

[5. Oktober]

Die Königin wurde heute auf dem Capitol empfangen. Die Pracht ihres Aufzugs überstieg alles, was man je in der Stadt gesehn hat. Mir schien sie, aus der Entfernung, sehr schön zu sein; Alina *[seine Frau]*, die einen Platz mit besserer Aussicht hatte *[wahrscheinlich saß sie unter der Schwesternschaft der Hestia]* und eben eine Frau ist, berichtet, sie sei ganz entschieden nicht schön und habe so plumpe Wangen, daß sie als »Hängebacken« bezeichnet werden. Der Klatsch will wissen, daß es ihrer Kleidung wegen einen heftigen Streit mit dem Dictator gegeben hat. Wenn die Königinnen von Ägypten in zeremonieller Tracht erscheinen, tragen sie, offenbar weil sie sich mit der Göttin Isis identifizieren, kein Kleidungsstück oberhalb des Gürtels. Caesar bestand darauf, daß sie, nach römischem Brauch, ihren Busen verhülle. Und das tat sie denn, wenn auch nur leicht. Sie hielt eine kurze Ansprache in gebrochenem Latein, eine längere auf ägyptisch. Der Dictator erwiderte ägyptisch und lateinisch. Die Omen beim Opfer waren äußerst günstig.

XXXIII-A Cicero, aus Rom, an seinen Bruder.
[8. Oktober]

. . . . . .

Die Worte »Königin von Ägypten« üben einen starken Zauber aus, mein Lieber, aber nicht auf mich.

Ich stehe seit einer Reihe von Jahren mit dieser Königin in Briefwechsel; ich habe ihrer Hof- und Staatskanzlei unzählige Dienste geleistet. Man darf annehmen, daß sie meine Neigungen und Veranlagungen und meine Leistungen für diese Republik kennt. In der Stadt angekommen, verteilt sie Geschenke an jeden Schreiberling in den Hintertrakten der Regierung, Geschenke von einer Pracht, wie sie sich nur unter Königen ziemt. Auch mir sandte sie ein solches Geschenk; man könnte davon Sizilien ein Jahr lang ernähren. Was aber sollen mir juwelenbesetzter Kopfschmuck und Smaragdkatzen? Bei den unsterblichen Göttern! ich gab ihrem Haushofmeister, diesem Dummkopf Hammonios, zu verstehn, daß ich kein versoffener Schauspieler bin, sondern ein Mann, der ein Geschenk mehr danach wertet, ob es passend, als danach, ob es kostspielig ist. »Besitzt die Bibliothek zu Alexandria keine Handschriften?« fragte ich ihn.

Der von dieser Königin ausgehende Zauber verliert sehr bei näherer Betrachtung. Ich neige zu einer Theorie, nach welcher es für jeden von uns ein bestimmtes Lebensalter gibt, auf das es ihn hinzieht wie Eisenfeilspäne auf den Norden. Marcus Antonius ist ewig sechzehn, und die Unstimmigkeit zwischen diesem Alter und seinen gegenwärtigen Jahren bewirkt einen immer traurigeren Anblick. Mein guter Freund Brutus ist schon seit seinem zwölften Lebensjahr ein bedächtiger und gesetzter Fünfziger. Caesar hält bei vierzig – ein Janus, der unentschlossen zur Jugend wie zum Alter hinblickt. Nach dieser Regel wäre Cleopatra, so jung sie ist, eine Frau von fünfundvierzig, wodurch, was sie an jugendlichen Reizen besitzt, einigermaßen zu einer Verlegenheit wird. Ihre rundlichen Formen sind die Formen einer Frau, die acht Kinder gehabt hat. Ihr Gang und ihre Haltung werden sehr bewundert, aber nicht von mir. Sie ist vierundzwanzig; sie bewegt

sich wie eine Frau, die den Eindruck machen möchte, vierundzwanzig zu sein.
Man muß jedoch seine Aufmerksamkeit wachhalten, um diese Dinge zu erkennen. Das Eindrucksvolle ihrer Titel, die Pracht ihrer Kleidung, die Wirkung ihrer beiden auffallendsten Vorzüge – nämlich ihrer schönen Augen und des Wohlklangs ihrer Sprechstimme – bestricken den Arglosen.

XXXIV Cleopatra an Caesar: Brief und Fragebogen.

[9. Oktober]

Mein Didja, Didja, Didja! – Krokodidja ist sehr unglücklich-glücklich, sehr glücklich-unglücklich. Glücklich, weil sie ihren Didja in der Nacht des Zwölften wiedersehn soll, die ganze Nacht des Zwölften, und unglücklich, weil die Nacht des Zwölften tausend Jahre weit weg ist. Wenn ich nicht mit meinem Didja beisammen bin, sitze ich und weine. Ich reiße mein Kleid in Stücke, ich frage mich, warum ich hier bin, warum ich nicht in Ägypten bin, was ich hier in Rom zu suchen habe. Jeder Mensch haßt mich; jeder Mensch schickt mir schöne Briefe und wünscht, daß ich tot wäre. Kann mein Didja nicht vor dem Zwölften kommen? Ach, Didja, das Leben ist kurz, die Liebe ist kurz; warum können wir einander nicht sehn? Den ganzen Tag und die ganze Nacht sehn andre Leute meinen Didja. Lieben sie ihn mehr als ich? Liebt er sie mehr, als er mich liebt? Nein, nein, es gibt nichts auf der ganzen Welt, was ich mehr liebe als meinen Didja, meinen Didja in meinen Armen, meinen Didja, wenn er glücklich ist, glücklich, glücklich in meinen Armen. Trennung ist etwas Grausames, Trennung ist Vergeudung, Trennung ist sinnlos.
Aber wenn mein Didja es so will, weine ich; ich verstehe es nicht, aber ich weine und warte auf den Zwölften. Nur muß ich Dir jeden Tag einen Brief schreiben. Und, Didja, o mein Didja, schreib auch Du mir jeden Tag einen Brief! Ich kann nicht schlafen, wenn

die Nacht gekommen ist nach einem Tag, an dem ich keinen wirklichen Brief von Dir erhalten habe. Jeden Tag kommen Geschenke von Dir mit fünf Worten dazu. Ich küsse sie; ich halte sie lange an mich gedrückt; aber wenn kein wirklicher Brief bei den Geschenken ist, kann ich sie nicht lieben.

Ich muß jeden Tag einen Brief schreiben, um meinem Didja zu sagen, daß ich nur ihn liebe und nur an ihn denke. Aber es gibt auch andres, lästige kleine Dinge, die ich ihn fragen muß, Dinge, die ich wissen muß, damit ich ein würdiger Gast bin, würdig seines Schutzes. Verzeih Deiner Krokodidja diese kleinen lästigen Fragen.

1. Bei meiner Abendgesellschaft, bei dem Empfang, den ich gebe, da gehe ich bis zur untersten Stufe meines Throns hinunter, um die Frau meines Didja zu begrüßen. Gehe ich auch bis zur untersten Stufe hinunter, um die Tante meines Didja zu begrüßen? Was habe ich zu tun bei der Begrüßung der Consuln und ihrer Frauen?

[*Caesars Antwort:* Bisher sind Königinnen immer auf die unterste Stufe herabgestiegen. Ich ändere das alles. Meine Frau und meine Tante werden mich begleiten. Du wirst uns bis zum Tor entgegengehn. Dein Thron wird nicht um acht Stufen erhöht sein, sondern nur um eine. Alle andern Gäste wirst Du vor Deinem Thron stehend begrüßen. Es wird Dir vielleicht so vorkommen, als beraubte Dich diese Einteilung der Würde von acht Stufen, aber acht Stufen sind keine Würde für jemand, der sie herabsteigen muß, und Du müßtest sie herabsteigen, um die Consuln zu begrüßen, die alle Regenten sind oder gewesen sind. Überlege Dir das, und Du wirst sehn, daß Didja recht hat.]

2. Die Herrin Servilia hat auf meine Einladung nicht geantwortet. Du verstehst doch, Didja, daß ich das nicht dulden kann. Ich weiß Mittel, ihr Erscheinen zu erzwingen, und ich muß von ihnen Gebrauch machen.

[*Caesars Antwort:* Ich verstehe Dich nicht. Die Herrin Servilia wird anwesend sein.]

3. Wenn es eine kalte Nacht ist, werde ich mich keinen Zoll von meinem Glutbecken wegrühren, oder es wäre mein Tod. Aber woher soll ich beim Wasserballett genug Glutbecken für meine Gäste nehmen?

[*Caesars Antwort:* Statte die Damen Deines Hofs mit Glutbecken aus. Wir Italiener sind die Kälte gewohnt, und wir kleiden uns, um uns warm zu halten.]

4. In Ägypten empfangen Personen von königlichem Geblüt Tänzer und Leute vom Theater nicht. Man sagt mir, ich soll die Schauspielerin Cytheris einladen, sie werde von vielen Patriziern empfangen, und Dein Neffe oder Vetter Marcus Antonius gehe nirgends ohne sie hin. *Muß* ich sie einladen? Ja, muß ich *ihn* einladen? Er kommt jeden Tag an meinen Hof; er hat sehr unverschämte Augen; ich bin es nicht gewohnt, daß sich jemand über mich lustig macht.

[*Caesars Antwort:* Ja, und nicht nur sie einladen: sie kennenlernen. Sie ist die Tochter eines Fuhrmanns, aber es gibt keine Frau aus der höchsten Aristokratie, die von ihr nicht lernen könnte, was Würde, Anmut und Benehmen sind.

Du wirst bald alle Gründe meiner Bewunderung für sie entdecken. Dazu kommt, daß ich ihr aus einem persönlichen Grund Dank schulde; ihre lange Verbindung mit meinem Verwandten Marcus Antonius hat mir in ihm einen Freund gegeben. Wir Männer sind zum größten Teil, was ihr Frauen aus uns macht – und auch Frauen sind das; denn Männer können eine Frau nicht anders machen, wenn die Natur sie schlecht gemacht hat. Marcus Antonius war immer und wird immer sein, was der beste und beliebteste Athlet in einer Provinzschule ist. Vor zehn Jahren erschöpften ihn ein paar Augen-

blicke nüchternen Gesprächs; er fieberte vor Ungeduld, drei Tische auf dem Kinn zu balancieren. Sogar Felddienst beanspruchte nur einen Bruchteil seines gedankenlosen Tatendrangs. Rom lebte unter der Drohung dummer Streiche, die nicht davor haltmachten, ganze Häuservierecke in Brand zu setzen, alle Barken auf dem Fluß loszutäuen oder die Togen eines ganzen Senats zu entwenden. Er besaß keine Böswilligkeit; er besaß nur kein Urteilsvermögen. Cytheris hat einen andern Menschen aus ihm gemacht; sie hat nichts weggenommen, aber sie hat die Elemente anders angeordnet. Ich bin umgeben von Reformern, und ich hasse sie, welche nur durch solche Gesetze Ordnung schaffen können, die den Staatsbürger unterdrücken und ihm seine Lebensfreude und Tatenlust entziehn. Ein Cato und ein Brutus träumen von einem Staat emsiger Mäuse; und in der Armut ihres Vorstellungsvermögens machen sie mir dasselbe zum Vorwurf. Wie glücklich wäre ich, könnte man von mir sagen, daß ich gleich Cytheris das wilde Pferd zu zähmen vermag, ohne ihm das Feuer seines Auges und die Lust an seiner Schnelligkeit zu nehmen. Und ist Cytheris dafür nicht ein schöner Lohn geworden? Er will nirgends ohne sie hingehn, und das mit Grund, denn er wird keine bessere Gesellschaft finden.

Aber ich muß schließen. Eine Abordnung aus Lusitanien wartet schon eine halbe Stunde, um gegen meine Grausamkeit und Ungerechtigkeit Einspruch zu erheben. Sage Charmian, sie soll heute abend für einen Besucher vorsorgen. Er wird als einer von der Nachtwache gekleidet zur Alexandrinischen Pforte kommen. Sage Charmian, daß es mehr gegen Sonnenaufgang als Sonnenuntergang sein wird, aber so bald, als Liebesglut im Widerstreit mit Klugheit es

bewerkstelligen kann. Möge die große Königin von Ägypten, der Phönix der Frauen, ruhig schlafen; sie wird von keiner unsanften Hand geweckt werden. Ja, das Leben ist kurz; Trennung ist Wahnsinn.]

XXXIV-A Cytheris, die Schauspielerin, aus Baiae, an Cicero in seiner Villa bei Tusculum.

[Dieser im vorangegangenen Jahr geschriebene Brief ist hier angehängt, um das in der Antwort auf die obige 4. Frage Gesagte weiter zu veranschaulichen.]

Die Schauspielerin Cytheris entbietet ihren tiefgefühlten Respekt dem größten Anwalt und Redner, den die Welt je gesehn, und dem Retter der römischen Republik.

Wie Du weißt, verehrter Meister, hat der Dictator angeordnet, daß eine Sammlung Deiner witzigen Aussprüche zur Veröffentlichung vorbereitet werde. Mir ist zu Ohren gelangt, daß die Sammlung auch eine Wiedergabe des Tischgesprächs bei einem Gastmahl enthält, das Marcus Antonius Dir zu Ehren vor etwa drei Jahren gab, worin einige Bemerkungen von mir vorkommen, die heute als Mißachtung des Dictators erscheinen müssen. Ermutigt durch Dein mir so oft und so großmütig gespendetes Lob, bitte ich Dich inständigst, alle solchen Äußerungen zu entfernen, die mir etwa als damals getan zugeschrieben werden. Es ist wahr, daß ich während der Bürgerkriege anders gegenüber dem Dictator fühlte. Meine beiden Brüder und mein Mann kämpften gegen ihn, und mein Mann verlor dabei sein Leben. Seitdem jedoch hat der Dictator mit der ihn auszeichnenden Milde meine Brüder begnadigt; er hat ihnen Land geschenkt; er hat vieles in unserm schwer heimgesuchten Staat gebessert; er hat unsre Herzen erobert und unsre Anhänglichkeit gewonnen.

Nächstes Jahr ziehe ich mich von der Bühne zurück. Meine Zurückgezogenheit und meine alten Tage wären vergällt durch den Kummer, daß meine damaligen ungestümen Worte Verbreitung

fänden, und eine so weite Verbreitung, wie sie jedem Werk bestimmt ist, das Deinen berühmten Namen trägt.
Diesen Kummer kannst allein Du mir ersparen. Zum Zeichen meiner Dankbarkeit und Bewunderung empfange gütig das Manuskript, das ich hier beischließe. Es ist der Prolog, den Menander für seine ›Schiffbrüchige‹ verfaßte, und von seiner eigenen Hand.

XXXV Caesar an Clodia.

[10. Oktober]

Ich erfahre mit Bedauern, daß mir Eingaben vorgelegt werden sollen, worin mir empfohlen wird, Dich von einer Zusammenkunft auszuschließen, die alle angesehenen Frauen Roms vereint. Bisher sind mir keine Berichte gekommen, die Deine Ausschließung rechtfertigen würden.
Es gibt aber eine andre Sache, die ich Dir vorhalten muß. Ich lese viele Briefe, die nicht für meine Augen bestimmt sind, und deren Schreiber und Empfänger nicht ahnen, daß ich von ihnen Kenntnis habe.
Kein Tadel haftet einer Frau an, die geliebt wird und keine Gegenliebe zu fühlen vermag. In einer solchen Lage weiß eine Frau jedoch sehr gut, wie sie die Qual des um sie Werbenden verschärfen oder mildern kann. Ich meine den Dichter Catullus, dessen Begabung für Rom von nicht geringerer Bedeutung als die der Rom Regierenden ist und dessen Gemütsruhe ich als eine meiner Verantwortlichkeiten empfinde.
Drohungen sind eine Waffe, die einem Mann, der an der Macht ist, nur allzu leicht in die Hand kommt. Ich verwende sie selten. Doch es ergeben sich Fälle, wo sich Machthaber bewußt sind, daß weder die Überredungskunst der Vernunft noch ein Weckruf an Barmherzigkeit das verblendete Benehmen eines Kindes oder eines Übeltäters zu ändern vermag. Wenn Drohungen nichts fruchten, muß Bestrafung folgen.

Du wirst vielleicht zu der Einsicht kommen, daß die richtige Handlungsweise von Dir fordert, Dich für einige Zeit aus der Stadt zu entfernen.

XXXV-A Clodia an Caesar.

Die Herrin Clodia Pulcher hat den Brief des Dictators nicht ohne Überraschung erhalten. Die Herrin Clodia Pulcher erbittet sich des Dictators Erlaubnis, in Rom zu bleiben bis einen Tag nach dem Empfang bei Cleopatra, der Königin von Ägypten; hernach wird sie sich bis Dezember in ihre Villa aufs Land zurückziehn.

XXXVI Caesar an Cleopatra: Auswahl aus den täglichen Briefen.

[Zweite Hälfte Oktober]

. . . . . .

[Auf ägyptisch. Viele der Wörter dieses Briefes sind heutzutage unbekannt und sind hier nur als Konjekturen eingesetzt. Sie stammen wahrscheinlich aus dem Rotwelsch der Schenken im Hafenviertel von Alexandria, und Caesar hatte sie sich vermutlich vor ein paar Jahren auf den feuchtfröhlichen Streifzügen durch die dortige Unterwelt angeeignet.]

Sag Charmian, sie soll dieses Päckchen vorsichtig öffnen. Ich hab's gestohlen. Ich hatte seit meinem neunten Lebensjahr nichts mehr gestohlen. Und nun erlebe ich alle Empfindungen des Einbrechers und Taschendiebs. Und ich sehe, daß ich den Weg der Ausflüchte und der Verstellung einschlage, den ein jeder Verbrecher gehn muß. *[Von manchen Kommentatoren ist vermutet worden, daß Caesar vielleicht vom Putztisch seiner Frau eine Flasche Parfüm entwendete.]*

Aber was täte ich nicht alles für die große Königin von Ägypten? Ich bin nicht nur zum Dieb geworden; ich bin ein Schwachkopf

geworden. Ich kann nur noch an *sie* denken. Ich mache dumme Fehler bei meiner Arbeit. Ich vergesse Namen. Ich verlege Schriftstücke. Meine Sekretäre sind in Bestürzung; ich kann sie hinter meinem Rücken tuscheln hören. Ich lasse Besucher warten; ich verschiebe Wichtiges – und das alles, um lange Gespräche mit der Ewiglebenden Isis zu führen, mit der Göttin, mit der Hexe, die mir den Verstand geraubt hat. Es gibt keine Trunkenheit, die dieser gleichkäme, sich nächtlicher Flüsterworte zu erinnern. Es gibt nichts auf der Welt, was der großen Königin von Ägypten gleichkäme.

. . . . . .

[Auf lateinisch.]

Wo ist meine weise Didja, meine gute Didja, meine so verständige Didja? – Warum ist sie so unverständig, so widerspenstig, so grausam gegen sich und mich?

Meine Perle, meine Lotusblüte, wenn unser römischer Weizenteig Dir nicht bekommt, *warum willst Du ihn dennoch essen?*

Er ist allen Orientalen unbekömmlich. Er war Deinem Vater unbekömmlich. Er war Königin Anes'ta unbekömmlich. Wir Römer sind grobschlächtig, wir können alles vertragen. Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, sei weise! Ich bete, daß Du nicht leiden mögest; aber ich leide, ich leide. Mein Bote wird warten, bis Charmian mir einen Bericht über Dich zurücksendet. O Stern und Phönix, gib gut acht auf Dich! Sei weise!

Du hast meinen Arzt von Deiner Tür gewiesen. Könntest Du Dich nicht doch von ihm ansehn lassen? Könntest Du nicht einen einzigen Augenblick mit ihm sprechen? Du sagst mir, Euer ägyptisches Heilwissen sei zehntausend Jahre alt und wir Römer seien Kinder. Ja, ja, aber – ich muß so streng mit Dir sprechen – Eure Ärzte sind zehntausend Jahre alt an Unsinn. Denk doch einen Augenblick über die Heilkunst nach! Die meisten Ärzte geben sich für etwas aus, das sie nicht sind. Je älter ein Arzt ist und je ehrfürchtigeres Ansehn er genießt, desto mehr muß er vorgeben, alles zu wissen. Selbstverständlich werden sie da mit der Zeit schlechter. Such Dir stets einen Arzt, der von den besten Ärzten

gehaßt wird. Such Dir stets einen aufgeweckten, jungen Arzt, der noch keinen Unsinn verzapft. Didja, sag mir, daß Du Sosthenes empfangen wirst!
Ich bin machtlos. Gib gut acht auf Dich!
Ich liebe Dich.

. . . . . .

O ja, ich gehorche der Königin von Ägypten. Ich tue alles, was sie mich tun heißt.
Mein Schädel war den ganzen Tag blaurot.
Besucher nach Besucher hat mich mit Entsetzen angeblickt, aber nicht einer hat mich gefragt, was mit mir los sei. So ist das, wenn man ein Dictator ist; niemand fragt ihn etwas über ihn selbst. Ich könnte auf einem Bein von hier nach Ostia hüpfen und wieder zurück, und kein Mensch würde es erwähnen – *mir gegenüber.*
Zuletzt kam eine Scheuerfrau herein, um den Estrich aufzuwaschen. *Sie* fragte: »O göttlicher Caesar, was ist nur mit deinem Kopf?«
»Mütterchen«, sagte ich, »die größte Frau der Welt, die schönste Frau der Welt, die weiseste Frau der Welt hat gesagt, daß Kahlköpfigkeit zu heilen sei, indem man den Kopf mit einer Salbe einreibt, die aus Honig, Wacholderbeeren und Wermut gemacht ist. Sie hat mir befohlen, sie anzuwenden, und ich gehorche ihr in allem.«
»Göttlicher Caesar«, erwiderte sie, »ich bin weder groß noch schön, noch weise, aber dies eine weiß ich: ein Mann kann entweder Haar oder Hirn haben, aber nicht beides. Du bist ganz schön genug, wie du bist, Herr; und da die unsterblichen Götter dir Verstand gaben, war es, glaube ich, nicht ihre Absicht, daß du Locken haben solltest.«
Ich trage mich mit dem Gedanken, diese Frau in den Senat zu berufen.

. . . . . .

Nie habe ich mich so hilflos gefühlt, große Königin. Ich gäbe alle meine Macht hin für diese einzige, aber ich kann's nicht; ich

kann das Wetter nicht beherrschen. Ich bin wütend über diesen kalten Regen, wie ich seit Jahren über nichts wütend war. Ich bin so etwas wie ein Landwirt geworden: meine Schreiber blicken einander mit hochgezogenen Brauen an; sie sehn mich beständig zur Tür gehn, um prüfend den Himmel zu betrachten. Nachts stehe ich vom Bett auf und trete auf den Balkon; ich schätze den Wind ab, ich sehe nach den Sternen. Ich sende Dir hiermit noch eine Pelzdecke; hülle Dich gut ein. Man sagt mir, daß diese grausamen Regengüsse noch zwei Tage dauern werden. Den ganzen Winter haben wir gelegentlich sonnige Tage. Ein Freund von mir besitzt eine Villa in Salernum, die gegen Norden geschützt liegt. Dorthin wirst Du im Januar gehn, und ich werde auch hinkommen.
Hab Geduld. Beschäftige Dich. Sende mir ein Wort!

XXXVII Catull an Clodia.
[20. Oktober]

Seele meiner Seele, als heute morgen Deine Zeilen kamen, weinte ich.
Du hast uns verziehn. Du verstehst, daß wir Dich nicht kränken, nicht kränken wollten, Claudilla. Ich frage mich, was es war, das ich sagte, daß es Dich so zornig machen konnte. Aber wir wollen nicht mehr daran denken. Du hast uns verziehn, und es ist vergessen.
Aber, o große Claudilla, unvergleichliche Claudilla, sei bereit, uns abermals zu verzeihn. Wir wissen nicht, wann wir vielleicht wieder in Deine Ungnade stolpern. Sei nun und für immer versichert, daß wir Dir nie und nimmer Schmerz zuzufügen beabsichtigen. Laß diese Erklärung für alle Zeit gelten. Welche Absicht oder Kränkung konntest Du nur finden in – aber genug, es ist vergessen.
Doch ich muß hinzufügen, Claudilla, auch Du solltest versuchen,

mich nicht zu kränken. Als Du in *seiner* Gegenwart sagtest: »Valerius ist es nie ganz gelungen, ein Gedicht zu machen, das von Anfang bis Ende gleich gut ist« – weißt Du nicht, Claudilla, daß gerade das der Schrecken aller Dichter ist? Ein paar Verse kommen richtig; die übrigen muß er hinzuersinnen, so gut er kann. Wie, ist mir denn nie ein ganzes Gedicht gelungen? Und noch dazu vor *ihm!*

Was den Empfang bei der Königin betrifft, so werde ich Dir selbstverständlich gehorchen. Ich hatte keinen besonderen Grund, hinzugehen. Viele Mitglieder meines Klubs gehn gemeinsam hin, und sie drängten mich, eine Ode für diese Gelegenheit zu schreiben. Ein paar Strophen habe ich schon, aber es geht nicht sehr gut damit vorwärts, und ich bin froh, es aufzugeben. Alles, was ich über sie höre, bestärkt mich in dem Glauben, daß sie unausstehlich ist – besonders die Schamlosigkeit ihrer Kleidung. Nein, ich war nicht krank.

Später.

Ich wollte diesen Brief absenden, als ich zufällig hörte, daß Du für mehrere Monate aufs Land gehst. Warum? *Warum?* Ist es wahr? Ihr unsterblichen Götter, es kann nicht wahr sein! Du hättest es mir gesagt. *Warum?* Du warst im Winter doch immer in der Stadt. Was bedeutet es? Ich weiß nicht, was ich denken soll. Du bist nie im Winter weggewesen.

Wenn es wahr ist, Claudilla, Claudilla, wirst Du mich zu Dir rufen. Wir werden lesen, wir werden am Meer entlanggehn. Du wirst mir die Sterne zeigen und nennen. Niemand hat je so über die Sterne gesprochen, wie Du das tust. Ich bete Dich immer an, da aber bist Du ganz Göttin. Ja, geh aufs Land, mein hellster Stern, mein Kleinod, und laß mich hinkommen.

Aber je mehr ich daran denke, desto unglücklicher werde ich.

Was hat es zu bedeuten?

Ich weiß, daß ich nichts verlangen darf. Ich darf keine Ansprüche stellen. Aber eine Liebe wie die meine muß sprechen; sie muß ein wenig aufschreien. Große und schreckliche Claudia, höre dies eine Mal auf mich. Geh nicht aufs Land – ich meine: wenn Du aufs

Land gehn mußt, geh *allein*. Ich wage nicht, nochmals zu bitten, daß es mit mir sein möge; aber wenigstens allein.

Ja, ich will es gestehn: ich war krank. Schon immer, seit die Liebe unter die Menschen kam, gaben mißad tete Liebhaber vor, krank zu sein; bei mir war's kein Vorgeben. Willst Du mich töten? Ist das Deine Absicht? Ich wünsche mir den Tod nicht. Ich schwöre Dir, ich werde bis zum letzten Atemzug kämpfen. Ich weiß nicht, wieviel länger ich es noch ertragen kann. Etwas, das stärker ist als ich, lauert mir auf. Es ist die ganze Nacht im Winkel meines Zimmers und beobachtet mich, während ich schlafe. Ich wache jäh auf und scheine es über meinem Bett zu fühlen.

Ich sage es Dir jetzt: wenn Du mit ihm aufs Land gehst, werde ich gewiß sterben. Du nennst mich einen Schwächling. Das bin ich nicht. Ich könnte Deinen Freund eine Stunde lang in die Luft halten und ihn dann gegen eine Wand schleudern und wäre nicht erschöpft. Du weißt, daß ich kein Schwächling bin und daß nur eine gewaltige Kraft mich töten könnte.

Diese Worte sollen nicht zornig klingen. Wenn es wahr ist, daß Du in Deine Villa gehst, versprich mir, daß Du allein sein wirst. Und wenn Du dann nicht wünschst, daß ich hinkomme, werde ich tun, wozu Du mich so oft gedrängt hast: ich werde in mein Heim im Norden gehn, bis Du in die Stadt zurückkehrst.

Sende mir ein Wort darüber. Und, o Claudia, Claudilla, verlange von mir, daß ich etwas tue – etwas, das ich tun kann. Verlange von mir nicht, Dich zu vergessen oder gleichgültig gegen Dich zu sein. Verlange von mir nicht, mich nicht darum zu kümmern, wie Du Deine Zeit verbringst. Aber wenn wir getrennt sind, gib mir eine Aufgabe, etwas, das eine tägliche Verbindung mit Dir sein wird. Große Königin, größer als alle Königinnen Ägyptens, Du Weise und Gute, Gelehrte und Anmutige, mit einem einzigen Wort kannst Du mich gesund machen. Mit einem einzigen Lächeln kannst Du mich, kannst Du uns zum glücklichsten Dichter machen, der je die unsterblichen Götter gepriesen.

XXXVII-A Clodia an Catull.
[Mit wendendem Boten.]

Ja, es ist wahr, lieber Gaius, ich gehe aufs Land, und zwar allein, ganz allein. Das heißt, nur mit Sosigenes, dem Astronomen. Das Stadtleben ist mir zum Überdruß geworden. Ich werde Dir oft schreiben. Ich werde mit herzlicher Zuneigung an Dich denken. Ich bin unglücklich zu hören, daß Du krank warst. Ich glaube, es wäre klug von Dir, in Deine Heimat zu gehn. Ich sende Geschenke, die Du Deiner Mutter und Deinen Schwestern mitbringen sollst.
Du willst, daß ich Dir eine Aufgabe stelle. Welche Aufgabe könnte ich Dir stellen, die Dein Genius Dir nicht schon ins Ohr geflüstert hat? Vergiß alles, was ich je über Deine Verse sagte, und denke nur an dies eine: Du und Lucretius allein, ihr habt Rom zu einem neuen Griechenland gemacht. Du sagtest einmal, daß das Schreiben von Tragödien nicht Deine Sache sei. Ein andermal sagtest Du, daß Du vielleicht imstande wärst, eine ›Helena‹ zu schreiben. Jegliche Verse, die Du schreibst, werden mich glücklich machen; würdest Du auch eine ›Helena‹ schreiben, könnten wir sie spielen, sobald ich vom Land zurückkomme. Ich werde am Morgen nach dem Empfang bei der Königin abreisen und ein paar Tage vor dem Fest *[der Guten Göttin]* zurückkommen.
Nimm Deine Gesundheit gut in acht! Vergiß nicht Deiner »Kuhäugigen«.

XXXVIII Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

1008. *[Über Cleopatras Begeisterung für den Wein von Capri.]*
1009. *[Entschuldigung für die verspätete Absendung des Briefpakets.]*

1010. *[Über Liebesgedichte.]* Wir sind alle schmerzhaft empfänglich für die Lieder des Landvolks und des Marktplatzes. Es gab Zeiten, wo mich tagelang irgendein Lied bedrängte, das ich über die Gartenmauer oder von meinen Soldaten am Lagerfeuer gehört hatte. ›Sag nicht nein, kleine Belgierin‹, oder ›Mond, wo weilet Chloe nun?‹ Wenn die Verse aber von einer Meisterhand sind, ist es keine Bedrängnis, sondern, beim Hercules! – eine Erweiterung der Persönlichkeit. Mein Schrittmaß verdoppelt sich, und ich bin zweimal meine Größe.

Heute kann ich mich kaum davon zurückhalten, vor jedem meiner Besucher mit einigen Verszeilen herauszuplatzen – keine Not mehr, die Verse Griechenlands zu zitieren, denn, bei den unsterblichen Göttern! wir machen uns unsre eignen Lieder in Rom.

Ille mi par esse deo videtur,
Ille, si fas est, superare divos,
Qui sedens adversus identidem te
Spectat et audit
Dulce ridentem . . .

[Er, scheint mir, muß einem Gotte wohl gleich sein,
Er, mit Verlaub, überragen die Götter,
Der, gegenüber dir sitzend, stets wieder
Sieht dich und hört dich,
Liebliche, lachen.

Dies sind Worte des Catullus, geschrieben in für ihn glücklicheren Zeiten. Ich habe Grund zu der Vermutung, daß er nun der unglücklichste aller Männer ist. Er hat seinen Mittag in Liedern festgehalten; bei mir ist's nun hoher Mittag, und für mich ist sein Glanz durch ihn erhöht worden.

XXXIX Drei Briefchen von Clodia Pulcher an Marcus Antonius.

[Gegen Ende Oktober]

Die Hofgesellschaft war heute besonders glänzend. Die ältesten Teile der Mauern Roms sind dem Eindringling erlegen: Servilia; Fulvia Manso; Sempronia Metella.

Deine Abwesenheit wurde bemerkt. Majestät geruhte, huldvoll von Dir zu sprechen. Aber ich kenne sie nun, und diesen verkniffenen Ausdruck um ihren Mund.

Sag meiner lieben Unvergleichlichen *[Cytheris]*, daß die Königin sich nach ihr erkundigt hat. Sie sagte, der Dictator habe von ihr, der Unvergleichlichen, mit großer Bewunderung gesprochen.

. . . . . .

Nachdem Du gegangen warst, überflutete der Nil seine Ufer mit schlecht verhehlter Wut. Mir gegenüber murrte sie, es gebe ein ägyptisches Sprichwort, das sage: »Des Prahlers Wunden sind alle im Rücken.« Ich widersprach und wurde ins Putzzimmer mitgenommen und mit Backwerk regaliert. Ich erzählte von Deiner Tapferkeit bei Pharsalus; von Deiner Tapferkeit gegen Aristobulus. Ich hege keinen Zweifel, daß Du auch in Spanien sehr tapfer warst, aber ich wußte keine Einzelheiten, und so erfand ich denn ein gigantisches Heldenstück vor Corduba für Dich. Es ist jetzt Geschichte geworden. Sie wechselte jäh, ein wenig zu jäh, das Thema.

. . . . . .

[27. Oktober]

Alles ist bereit.

Ägypten ist ganz gewiß Dein, wenn Du genau tust, was ich Dir sage. Und wann ich es Dir sage. Alles hängt von dem Wann ab.

Finde Dich zeitig bei dem Empfang ein und bezeige ihr wenig Aufmerksamkeit.

Der Kommandant der Zitadelle wird gewiß sehr bald mit Frau und Tante heimgehen.

Ich werde spät kommen. Ich werde ihr sagen, daß Du ihr vor-

schlagen wirst, ihr das größte Wagestück zu zeigen, das je in Rom vorgeführt wurde, und ich werde sie beschwören, um keinen, oh, um keinen Preis einzuwilligen, es sich anzusehn. Und ist das nicht, was es sein wird? Das größte je in Rom gesehene Wagestück?
Vergiß jedoch Dein Versprechen nicht. Du darfst Dich nicht in sie verlieben. Wenn dazu die geringste Gefahr besteht, weigere ich mich, Dir zu helfen, und alle Wetten sind widerrufen.
Vernichte dieses oder gib es lieber meinem Boten zurück, damit ich es vernichten kann.

XL Die Herrin Julia Marcia, aus Rom, an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.
[28. Oktober]

Mit welcher Freude, mein lieber Junge, ich Deinen Brief erhalten und daraus erfahren habe, daß ich Dir schreiben darf – und Dich besuchen! Laß mich bald nach dem Neujahr kommen. Alle meine Gedanken sind nun auf die Zeremonien *[der Guten Göttin]* gerichtet; dann muß ich aufs Gut zurück, die Jahresabrechnungen in Ordnung bringen und die Saturnalien in unserem Bergdorf überwachen. Das getan, werde ich nach dem Süden kommen – und mit welcher Freude!
Du sagst, Du hast Zeit, lange Briefe zu lesen, und ich habe gewöhnlich allzuviel Zeit, welche zu schreiben. Dies wird hoffentlich kein langer Brief werden; es sind nur ein paar Worte, um den Empfang des Deinen zu bestätigen und Dir von den Ereignissen des gestrigen Abends zu berichten, die Dich, glaube ich, interessieren werden. Du versicherst mir, daß Du Wege hast, auf welchen Du die Äußerlichkeiten dessen, was sich in Rom ereignet, erfährst, und ich will versuchen, meine Berichte auf solche Dinge zu beschränken, die ich persönlich beobachte und die Dir von anderer Hand wahrscheinlich nicht zukommen.

Gestern abend fand der Empfang statt, mit dem die Königin von Ägypten ihren Palast Rom öffnete. Durch andere wirst Du zweifellos von der Pracht der Ausstattung gehört haben, von den Wasserkünsten, den Spektakeln, den Spielen, dem Festtrubel, der Bewirtung und der Musik.

Ich habe mir eine neue Freundin erworben, wo ich es am wenigsten erwartete. Es gibt vielleicht Gründe, warum die Königin beträchtlich weit gehen sollte, um sich bei mir beliebt zu machen, aber ich glaube, ich bin nicht leicht zu täuschen, und ich kann sagen, daß das Interesse, das wir aneinander nahmen, nicht vorgetäuscht war. Eine jede waren wir ein Gegenstand der Neugier für die andere, beide grundverschieden voneinander; solche Gegensätze, mit einer Spur von Mißtrauen, können zu Spott und Verachtung führen, mit einer Spur von gutem Willen zu entzückender Freundschaft.

Ich kam in einer Barke hin, zusamt meinem Neffen und seiner Frau; wir wurden von der Königin an einem Tor empfangen, das dem des Tempels von Philae am Nil nachgebildet war. Unser Tiber war ganz ägyptisch und von einer neuartigen Schönheit; und das war auch die Königin. Es gibt welche, die das leugnen; ganz gewiß hat ihnen Vorurteil den Blick getrübt. Ihre Haut ist von der Farbe feinsten griechischen Marmors und ebenso glatt; ihre Augen sind braun, groß und sehr lebhaft. Sie und die tiefe, aber stets modulierende Stimme künden unaufhörlich von Glück, Wohlbefinden, Humor, Verstand und Selbstsicherheit. Unsere römischen Schönheiten waren zahlreich vertreten, und ich wurde gewahr, daß Volumnia und Livia Dolabella und Clodia Pulcher steif wirkten, befangen und sozusagen wie von einer in ihnen aufsteigenden Gereiztheit verfolgt.

Die Königin war, wie mir erklärt wurde, als die Göttin Isis gekleidet. Der Schmuck, den sie trug, und die Stickerei auf ihrem Kleid waren in Blau und Grün gehalten. Sie führte uns erst einmal durch die Gartenanlagen und richtete dabei ihre Bemerkungen zumeist an Pompeia, die von Schüchternheit gelähmt zu sein schien und nichts zu antworten fand, wie ich leider sagen muß.

Das Gehaben der Königin ist ganz schlicht und sollte jedem, der zu ihr spricht, alle Befangenheit nehmen können; so war es jedenfalls bei mir. Sie führte uns zu ihrem Thron und stellte uns die vornehmsten Herren und Damen ihres Hofes vor. Dann erst begann sie die langen Reihen von Gästen zu begrüßen, die hatten warten müssen, solange die Aufmerksamkeit der Königin dem Dictator zugewendet war.

Ich hatte beabsichtigt, zeitig heim und zu Bett zu gehn, verweilte mich aber dabei, gemeinsam mit einigen Jugendfreundinnen die zahllosen Lustbarkeiten zu besichtigen und von den ungewöhnlichen Leckerbissen zu kosten (sehr zum Entsetzen Sempronia Metellas, die mir beteuerte, daß sie alle vergiftet seien). Auf einmal fühlte ich eine Hand über meinen Arm streichen. Es war die Königin, und sie fragte mich, ob ich mich zu ihr setzen wolle. Sie führte mich in eine Art Laube, die von einigen Holzkohlenbecken erwärmt war, hieß mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niedersitzen und lächelte mich dann einen Augenblick schweigend an.

»Edle Herrin«, sagte sie, »es ist Sitte in meinem Lande, wenn Frauen einander kennenlernen, gewisse Fragen zu stellen . . .«

»Ich bin entzückt, große Königin«, erwiderte ich, »mich in Ägypten zu befinden und mich an die Landessitten zu halten.«

»Wir fragen einander«, sagte sie, »wie viele Kinder wir gehabt haben und ob es schwierige Entbindungen waren.« Daraufhin brachen wir beide in Lachen aus. »Das ist bei uns in Rom nicht Sitte«, sagte ich und dachte dabei an Sempronia Metella, »aber ich halte es für sehr vernünftig.« Und ich erzählte ihr meine Geschichte als Mutter, und sie erzählte mir die ihre. Sie zog aus einem Kästchen neben sich einige bewundernswerte Gemälde ihrer beiden Kinder und zeigte sie mir. »Alles andere«, flüsterte sie, »ist wie ein Trugbild unserer Wüsten. Ich bete meine Kinder an. Ich könnte fast wünschen, ein Hundert von ihnen zu haben. Was gibt es auf der Welt, was einem solchen lieben Köpfchen gleichkäme, solch einem lieben duftenden Köpfchen? Aber ich bin eine Königin«, sagte sie und sah mich mit Tränen in den Augen an.

»Ich muß auf Reisen gehen. Ich muß mich mit hundert anderen Dingen beschäftigen. Hast du Enkelkinder?« fragte sie.
»Nein«, sagte ich, »keine.«
»Verstehst du, was ich meine?« fragte sie.
»Ja, Majestät, ich verstehe.«
Und wir saßen und schwiegen. Mein lieber Junge, das ist nicht das Gespräch, das ich mit der Hexe vom Nil zu führen erwartet hatte.
Wir wurden von meinem Neffen unterbrochen, der Marcus Antonius und die Schauspielerin Cytheris heranführte. Sie waren wahrhaftig mehr als überrascht, uns beide in Tränen hier sitzen zu sehen, inmitten der lauten Musik und hohen Fackeln.
»Wir haben vom Leben und vom Tod gesprochen«, sagte die Königin, während sie sich erhob und sich mit der Hand über die Wangen fuhr. »Es hat mein Fest für mich noch beglückender gemacht.«
Sie schien meinen Großneffen nicht beachten zu wollen, sondern wandte sich an Cytheris:
»Hochgeschätzte«, sagte sie, »es wurde mir erzählt – und das von keinem geringen Kenner – niemand spreche die lateinische Sprache, noch auch die griechische, schöner als du.«
Dieser Brief ist schon zu lang. Ich schreibe Dir noch, bevor ich Dich sehe. Was Du am Schluß verlangst, werde ich gewissenhaft befolgen. Dein Brief und die Aussicht auf meinen Besuch bei Dir haben mich sehr glücklich gemacht.

XLI Cytheris, die Schauspielerin, an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[28. Oktober]

Ich sehe meinem Besuch bei Dir im Dezember mit freudiger Erwartung entgegen, mein lieber Freund. Wir werden plaudern und wir werden lesen, und wiederum werde ich auf alle An-

höhen steigen und zu allen den versteckten Buchten hinabklettern. Keine Kälte und kein Sturm wird mich abschrecken.
Gestern abend ereignete sich etwas, das mich für diese Reise doppelt dankbar macht. Eine lange und liebe Gemeinschaft meines Lebens nahm ein Ende; eine Glocke läutete; eine Musik verstummte. Du bist der einzige Mensch, der je von mir ein Wort darüber hören wird. Du, der Du so viel über den Verlauf gehört hast, sollst auch den Schluß hören. Das Leben, welches ich fünfzehn Jahre lang mit Marcus Antonius lebte, ist zu Ende.
Schon lange vor der Ankunft der Königin von Ägypten gefiel sich Marcus Antonius darin, über ihren Ruf fesselnden Zaubers und großer Verschlagenheit zu spotten. Er prahlte gern vor mir damit, wie er den Dictator zu reizen vermöge, in dem er sich als allen buhlerischen Lockungen überlegen hinstelle, mit denen Cleopatra weniger fest gegründete Naturen als die seine etwa bestricken könnte. Wohl wenige waren besser in der Lage als ich, die unglaubliche Geduld zu beobachten, mit der der Dictator die Unbedachtheiten seines Neffen ertrug, eine Geduld, die sich Herausforderungen von größerer Tragweite als die eine, welche ich hier beschreibe, gefallen ließ – wenngleich sie kaum aufreizender gewesen sein können.
Seit der Ankunft der Königin ging Marcus Antonius oft an ihren Hof, und es wurde mir erzählt, daß er ihr da mit ironischer Schwerenöterei zusetzte. Die Königin ist dieser Unverschämtheit offenbar nicht, wie sie ganz gut hätte tun können, mit scherzender Überlegenheit begegnet, sondern hat ihn bei mehreren Gelegenheiten in aller Öffentlichkeit mit unverhülltem Ärger zurechtgewiesen. Rom begann darüber zu reden.
Gestern abend gingen wir miteinander auf ihren großen Empfang. Mein Freund war gehobenster Stimmung. Unterwegs gewahrte ich zum erstenmal, daß seine Bemerkungen über sie echte Bewunderung und etwas wie staunendes Entzücken verrieten. Ich erkannte da, daß er, noch ohne es selber zu wissen, das Opfer einer Leidenschaft war. Sobald ich Dich sehe, werde ich Dir die Pracht des Palasts und der uns gebotenen Unterhaltungen schil-

dern. Ich weiß nicht, wie solche Empfänge in Alexandria verlaufen, aber ich habe den Verdacht, daß die Königin sehr erstaunt war zu sehn, wie schlecht wir Römer uns in großer Gesellschaft aufführen.

Wie gewöhnlich zogen sich die Frauen in gezwungenen Gruppen zurück und standen oder saßen ganz für sich herum. In andern Teilen der Anlagen wurden die jüngern Männer, die überreichlich tranken, recht ausgelassen und verfielen auf diese unvermeidlichen Mut- und Kraftproben, die ihr einziger Zeitvertreib sind. Du kannst Dir wohl vorstellen, daß Marcus Antonius vorauf mit dabei war. Sie errichteten erst einen und dann einen zweiten Scheiterhaufen und liefen in langer Kette durch die Gärten, um über die Feuer zu springen. Ich habe gelernt, solchen Mutproben den Rücken zu kehren; aber ich merkte bald, daß mein Freund auf Bäume kletterte und dann von den Ästen auf Dächer sprang, und hinter ihm her die von ihm Herausgeforderten. Es gab Unfälle, angeschlagene Schädel und gebrochene Glieder, aber das unbändige, trunkene Grölen wurde nur lauter. Die Besichtigung der erlesenen Schaustellungen, die die Königin vorbereitet hatte, blieb einigen Frauen und ein paar Großvätern überlassen.

Gegen Mitternacht begannen die Männer dieser Wettkämpfe müde zu werden; viele lagen in trunkenem Schlaf zwischen den Gebüschen; die Scheiterhaufen verglosten. Beim Schein vieler farbiger Fackeln wurde auf einer Insel ein Tanzspiel aufgeführt, und der künstliche See war voll von schwimmenden Mädchen.

Der Dictator traf mich, als ich diesem Wasserballett zusah, und erwies mir die Ehre, sich neben mich zu setzen. Seiner Frau hatte der Abend keine Freude gemacht, und sie drängte zum Aufbruch. Ich bin jetzt überzeugt, daß, was sich dann abspielte, von Clodia Pulcher eingefädelt worden war, wenngleich sie mit Werkstoff arbeitete, der ihr nur allzu bereit zur Hand lag. Clodia hatte, ebenso wie Marcus Antonius, fast täglich der Königin an ihrem Hof aufgewartet. Mit Recht oder Unrecht war sie dahin gelangt, sich für die Busenfreundin und vornehmlichste Vertraute der Königin in Rom zu betrachten. Ich hatte Gelegenheit, Zeugin von

Clodias Eintreffen bei diesem Empfang zu sein. Sie kam spät, begleitet von ihrem Bruder und einem kleinen Gefolge junger Lebemänner aus dem Aemilianischen Klub. Die Königin hatte schon längst ihren Platz vor dem Thron verlassen und sich unter die Gäste gemischt. Während des größeren Teils des Abends war der Dictator an der Seite seiner Frau geblieben und hatte der Königin nur die allerförmlichste Aufmerksamkeit bezeigt; in diesem Augenblick aber kamen sie Seite an Seite durch die große Allee von einem Kampf zwischen Löwen und Tigern zurück, der in dem Zwinger der wilden Tiere stattgefunden hatte. Clodia sah sich etwas gegenüber, woran sie nie teilhaben könnte: einer Frau, die keinen Menschen auf der Welt beneidete; einem Dictator, der um zwanzig Jahre verjüngt war; und einem Glücksgefühl, das sich in einem gegen niemand bös gemeinten Lachen ausdrückte. Ich kenne Clodia seit vielen Jahren. Ich konnte erraten, wieviel Schmerz sie dieser Anblick kostete.

Als das Wasserballett zu Ende war, erhob sich Caesar samt seiner Gesellschaft, um die Königin suchen zu gehn, damit wir uns verabschieden könnten. Sie war nicht am Ufer des Teichs. Sie war nicht im Palast. Zur Linken der Hauptallee war eine Bühne errichtet worden. Früher an diesem Abend hatte sie als Szene für ein der Geschichte Ägyptens entnommenes musikalisches Drama gedient. Nun aber lag sie verlassen da, nur dann und wann von dem Fackelschein aus dem nahen Ehrenhof erhellt. Ich kann mich jetzt nicht mehr erinnern, was unsre Schritte in diese Richtung lenkte. Die Szene stellte eine Au am Ufer des Nils dar, mit einem Palmenhain, Buschwerk und einem Dikkicht von Schilfrohr. Um mich kurz zu fassen, wir überraschten eine strampelnd sich sträubende Königin in der Umarmung eines sehr betrunkenen und liebestollen Marcus Antonius. Kein Zweifel, daß sie sich sträubte. Aber es gibt Abstufungen des Sträubens, und man konnte erraten, daß dieses schon eine ganze Weile gedauert hatte, unter Umständen, wo ein Entkommen nicht schwer gewesen wäre. In dem Halbdunkel konnten wir nicht gewiß sein, was wir sahn.

Der äußere Schein wurde gewahrt. Charmian, die vertraute Dienerin der Königin, kam in diesem Augenblick hinter der Szene hervor und brachte das Glutbecken, ohne das Cleopatra unser kaltes Wetter nicht ertragen kann. Die Königin schalt Marcus Antonius ob seiner Ungeschicklichkeit. Der Dictator schalt ihn ob seiner Trunkenheit. Dem Anschein nach wurde der peinliche Augenblick mit Lachen übergangen. Es blieb jedoch unerklärt, warum sich die beiden an einem so verlassenen Ort befunden hatten.

Ich aber, vor der Marcus kein Geheimnis bewahren kann, ich erkannte, daß er erlebte, was er vor fünfzehn Jahren für mich und sonst niemals, bei keinem seiner Seitensprünge, gefühlt hatte. Was es der Königin bedeutete, vermochte ich nicht zu erkennen oder nur so weit, als es sich in dem großen Manne neben mir spiegelte; kein Schauspieler kommt Caesar gleich, und nur eine Schauspielerin konnte erraten, daß er ins Herz getroffen war. Niemand sonst, glaube ich, gewahrte das. Pompeia war auf dem Weg hinter uns zurückgeblieben.

Wir verabschiedeten uns. In der Sänfte lehnte Marcus Antonius schluchzend den Kopf an meine Schulter und stammelte meinen Namen an die hundertmal. Ein deutlicheres Lebewohl war nicht denkbar.

Ich wußte längst, daß diese Stunde früher oder später kommen werde. Der Liebhaber war zum Sohn geworden. Ich will nicht eine Unbeschwertheit vortäuschen, die ich nicht fühle; aber ich will auch nicht ein Leid übertreiben, das sich, ohne daß mir das bewußt wurde, schon halb in Entsagung verwandelt hatte. Ich komme mit einer höheren Schätzung der Freundschaft nach Capri – Freundschaft, wie ich sie mit Marcus Antonius nie kannte; denn Freundschaft erblüht aus Geistern, die verwandt sind. Es ist wundervoll, was sie vermag; aber ich bin ein Weib. Nur vor Dir, dessen Weisheit und Geduld kein Ende haben, kann ich es hinausschreien, zum letztenmal, daß Freundschaft – sogar die Deine – der Liebe, die ich verloren habe, nachsteht und nachstehen muß. Sie füllte meine Tage mit strahlendem Glanz, wie sie meine

Nächte mit fast unerträglicher Süße füllte. Seit fünfzehn Jahren fand ich keinen Grund, mich zu fragen, warum man lebt oder warum man leidet. Ich muß nun lernen, ohne die Liebesblicke aus jenen Augen zu leben, an die ich mein Leben verträumt habe.

XLI-A Cleopatra an Caesar.

[27. Oktober, um Mitternacht]

Didja, Didja, glaub mir, glaub mir – was konnte ich tun? Er führte mich dorthin unter dem Vorwand, daß er und seine Gefährten mir das größte Wagestück zeigen wollten, das man je in Rom gesehn. Er war trunken, aber auch sehr schlau. Ich bin wie in einem Irrgarten. Ich weiß nicht, wie das geschehn konnte. Ich bin gewiß, daß diese Clodia Pulcher irgendwie daran teilhatte. Sie muß ihn dazu angestachelt oder herausgefordert haben. Sie hat das zuerst für ihn ausgedacht. Ich bin überzeugt davon.
Didja, ich bin unschuldig. Ich werde nicht schlafen, bevor Du mir nicht ein Wort sendest, daß Du es alles verstehst; daß Du mir vertraust und mich liebst. Ich bin wahnsinnig vor Entsetzen und Gram.
Sende mir, ich bitte Dich, ein Wort durch diesen Läufer.

XLI-B Caesar an Cleopatra.

[Aus dem Haus des Cornelius Nepos, wo Cleopatras Bote nach einigem Suchen Caesar am Krankenlager Catulls fand.]

Schlaf nur! Schlaf wohl!
Nun bist Du es, die an mir zweifelt. Ich kenne meinen Neffen gut. Ich verstand sogleich, was vorgegangen war. Zweifle nicht am Verständnis Deines Didja. Schlaf wohl, große Königin!

DRITTES BUCH

XLII Caesar, Oberster Priester, an die Vorsteherin der Vestalinnen.

[9. August]

Ehrwürdigste Jungfrau!

Dieser Brief ist nur für Deine Augen bestimmt.

Im vergangenen Frühjahr erzählte mir die Herrin Julia Marcia einen vortrefflichen Ausspruch, den Du in einer Unterredung mit ihr getan hattest. Sie ahnt nichts von der Bedeutung, die Deine Worte für mich bekamen, und sie weiß nichts von dem Brief, den ich Dir nun schreibe.

Wie sie sich erinnerte, sagtest Du, Du fändest es bedauerlich, daß stellenweise Elemente derber Sinnlichkeit in den erhabenen Ritualen unsrer römischen Religion vorkommen. Diese Worte riefen mir einen ähnlichen Ausspruch meiner Mutter, der Herrin Aurelia Julia, ins Gedächtnis. Du wirst Dich vielleicht erinnern, daß, als ich vormals, im Jahre *[62]*, für das Amt des Pontifex maximus gewählt worden war und das Fest der Guten Göttin in meinem Haus stattfand, meine Mutter, als Vorsitzende des Laienausschusses, es leitete. Die Herrin Aurelia war eine Frau von beispielgebender Frömmigkeit und sehr erfahren in den religiösen Traditionen Roms. Als Pontifex maximus leistete ich ihr damals jeden möglichen Beistand für den Vollzug der Feier, aber Du kannst versichert sein, daß ich von dem, was dabei vorging, nicht mehr erfuhr, als einem Manne zu wissen ziemt, der dieses hohe Amt innehat. Sie sagte mir damals, daß sie aufs entschiedenste gewisse Stellen uralter und barbarischer Derbheit beklage, die in dem Ritual enthalten, jedoch, so sagte sie, für die Erhabenheit der sich aus ihm ergebenden heiligen Handlung nicht wesentlich seien. Du wirst Dich vielleicht auch erinnern, daß sie in jenem Jahr (soviel wurde mir zu wissen erlaubt) die Verantwortung dafür auf sich nahm, die lebenden Schlangen durch tönerne zu ersetzen – eine Neuerung, die ohne Widerspruch hingenommen wurde und, wenn ich mich nicht täusche, bis heute beibehalten wird.

Es ist mir bekannt, ehrwürdigste Jungfrau, daß sich die Vestalinnen um Mitternacht von den Zeremonien zurückzuziehn pflegen, das heißt, vor dem Schlußteil der Riten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich daraus folgere, daß nach dieser Stunde gewisse symbolische Handlungen vollzogen werden, die abstoßend auf das Empfinden der Andächtigen und der Keuschen wirken können. Ein Widerschein davon ist mir zeitlebens in der Haltung der Frauen meines Haushalts nicht entgangen. In viel höherem Maß nahm ich allerdings ihre Freude an diesen Riten wahr und die tiefe Hingabe, die sie ihnen entgegenbrachten. Der große Marius sagte von ihnen: »Sie sind wie eine Säule, die Rom aufrecht hält.« Ich wünschte, man würde von ihnen und allen unsern römischen Zeremonien sagen, was Pindar von den Eleusinischen Mysterien sagte: daß sie die Welt zusammenhalten, die sonst ins Chaos zerfiele.

Erlaube mir, Dich dringend zu bitten, edle Jungfrau, die Sache, auf die ich hier Deine Aufmerksamkeit lenke, wohl zu erwägen. Wenn Du es für ratsam hältst, kannst Du diesen Brief der Herrin Julia Marcia senden. Ich habe das Gefühl, daß es in Eurer beider Macht liegt, indem ihr einander helft, einen außerordentlichen Dienst zum höchsten Vorteil unsres Volkes zu leisten. Nicht ohne Furcht und Scheu würde man es wagen, auch nur ein einziges Wort, eine einzige Geste an solchen uralten und geheiligten Bräuchen zu ändern. Ich bin jedoch der Meinung, es ist ein Gesetz des Lebens, daß alle Dinge wachsen und sich verändern, die verdorrten Hüllen, die ihren Ursprung beschützen, abwerfen und in schöneren und edleren Formen hervorkommen. So haben die unsterblichen Götter es bestimmt.

XLII-A Caesar an die Herrin Julia Marcia auf ihrem Landgut in den Albanerbergen.

[11. August]

Ich sende Dir hier die Abschrift eines Briefs, den ich soeben an die Vorsteherin des Collegiums der Vestalinnen richtete. Ich hof-

fe, ich habe darin den Gedanken, den Du im Sinn hattest, richtig ausgedrückt.

Bei solchen Dingen ist mit dem nicht geringen Widerstand gegen jegliche Neuerung zu rechnen. Frauen sind, ob zum Bessern oder Schlechtern, leidenschaftliche Bewahrerinnen. Die Männer haben schon längst die derberen Elemente ihrer Rituale ausgemerzt – aus den Ritualen der Arvalbrüder und andrer. Vielleicht sollte ich sagen, sie haben sie entthront und zur Seite gesetzt; sie verbleiben als Spuren am Rande des Zeremoniells, als einiges harmloses bäurisches Possenreißen, das sich vor und nach den Hauptriten abspielt.

Schmerzlicher Verdruß befällt mich, wenn ich die Namenrolle unsrer ersten Familie durchsehe und da einige verständige Frauen suche, die Dir bei diesem notwendigen Werk helfen könnten. In der vorigen Generation wäre es nicht schwer gewesen, ihrer ein Dutzend zu nennen. Nun sehe ich nur solche, die versuchen werden, Dir Hindernisse in den Weg zu legen: Sempronia Metella und Fulvia Manso aus gedankenlosem Konservatismus; Servilia aus Verstimmung, weil nicht sie die Anregerin der Neuerung war; Clodia Pulcher aus Widerspruchsgeist. Ich wäre nicht überrascht, wenn auch Pompeia es sich leisten würde, eine unsern Absichten entgegengesetzte Meinung zu äußern.

Meine liebe Tante, ich machte mir gestern ein nicht unbeträchtliches Vergnügen. Wie Du weißt, gründe ich einige Kolonien am Schwarzen Meer. Meine Landkarte zeigt mir eine vortreffliche Örtlichkeit, deren natürliche Gestaltung darauf deutet, daß sie den Platz für zwei benachbarte Städte bieten werde. Ich benenne die beiden nach Deinem großen Gemahl und Dir selbst; sie werden Mariusstadt und Julimarcia heißen. Es wird mir berichtet, daß die Gegend gesund und von großer Schönheit ist, und ich sende dorthin die bestempfohlenen der Familien, welche sich um Ansiedlung beworben haben.

XLII-B Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[Um den 6. September]

973. *[Über gewisse in die Mysterien der Guten Göttin eingeführte Reformen.]* Wie ein anonymer Brief mich neulich wissen ließ, ist eine Dictatur ein mächtiger Ansporn zum Verfassen anonymer Briefe. Ich kann mich keiner Zeit erinnern, wo so viele umherflatterten. Sie treffen unaufhörlich an meiner Tür ein. Von Leidenschaft gezeugt und im Genuß der ganzen Verantwortungslosigkeit ihres Findlingsstandes, haben sie doch einen großen Vorzug vor legitimer Korrespondenz voraus: sie legen ihre Gedanken bis zur letzten Schlußfolgerung bloß; sie leeren den Sack bis auf den Grund.

Ich habe ihrer ein ganzes Wespennest aufgestört durch den Versuch, gewisse urtümliche Derbheiten zu entfernen, die, wie ich – allerdings nicht allzu genau – weiß, dem Ritual der Mysterien der Guten Göttin einverleibt sind. Meine verhüllten Briefschreiber sind selbstverständlich Frauen. Sie vermuten nicht, daß ich hinter diesen Reformversuchen stecke; sie wenden sich an mich bloß als den Pontifex maximus und letzten Schiedsrichter.

Was sich während dieser zwanzig Stunden abspielt, muß auf die Eingeweihten einen mächtigen Eindruck machen, dessen Wirkung so groß ist, daß die meisten Teilnehmerinnen an der Feier sich bis zu einem Grad von Ekstase und flehentlicher Inbrunst erhoben fühlen, der sie der Obszönität kaum bewußt werden läßt. Das Obszöne dabei ist für sie nur eine Bekräftigung der Wahrheit und magischen Wirksamkeit der Riten.

Die Mysterien, so nehme ich an, wenden Unfruchtbarkeit ab und verhüten Mißgeburten und Fehlgeburten. Sie harmonisieren und heiligen sozusagen dasjenige im Frauenleben, worüber auch die geschicktesten und erfahrensten Ärzte nach allem, was sie mir sagen, recht wenig wissen. Wie ich sehr gut verstehn kann, hat es damit nicht sein Bewenden. Die Mysterien bestätigen das Leben selbst, die ganze Menschheit und alle Schöpfung. Kein Wunder,

daß unsre Frauen wie Wesen einer andern Welt zu uns zurückkehren und noch eine Weile wie verklärte Fremdlinge unter uns einhergehen. Es ist ihnen gesagt worden, daß sie die Sterne in ihren Bahnen halten, ja wahrhaftig bewirken, daß die Pflastersteine Roms an Ort und Stelle bleiben. Wenn sie sich dann nach einiger Zeit uns wieder hingeben, tun sie es mit einem Stolz, der nicht ungemischt ist mit Verachtung, als wären wir Männer nur die zufälligen Werkzeuge zu ihrer gewaltigen Aufgabe.

Nun, fern sei es mir, diesen Zeremonien ein Jota ihrer erhebenden und tröstenden Macht zu rauben; ich möchte ihren Einfluß nur erhöhn. Ich habe jedoch beobachtet, daß diese guten Wirkungen nicht über wenige Tage hinaus anhalten. Wären unsre Frauen fähig, eine längere Zeit in ihrem gehobenen Zustand zu verbleiben, ich würde bereitwillig anerkennen, daß sie die Sterne am Himmel lenken und das Pflaster Roms stützen. Mehr als irgendein Mann, dem ich je begegnete, bin ich ein Bewunderer des wesentlich Weiblichen; weniger als irgendein Mann, dem ich je begegnete, verurteile ich die Schwächen der Frauen und lasse mich durch ihre Launen aufbringen. Aber freilich – welche Vorteile habe ich genossen! Ich frage mich mit Verwunderung, was für eine Meinung vom weiblichen Geschlecht ein Mann hegen muß, dem nicht der Vorteil beschieden war, in nächster Nähe großer Frauen zu leben. Welche Überheblichkeit muß er sich schon aus der bloßen Tatsache aneignen, ein Mann zu sein! Welch billige Lorbeeren kann er sich gewinnen, indem er tierisch über die Frauen, mit welchen er Umgang hat, triumphiert! Mein Blick wandert täglich über viele Männer; es ist nicht schwer, diejenigen herauszufinden, die sind, was sie sind, weil sie irgend einmal einer außergewöhnlichen Frau nahestanden. Ich habe mehr für die Geltung und Unabhängigkeit der Frauen getan, als jeder andre Herrscher, der je lebte. In diesen Dingen war Perikles ein Dickhäuter und Alexander ein Gelbschnabel. Man wirft mir allgemein Gewissenlosigkeit gegenüber Frauen vor. Das ist Unsinn. Von den Frauen, mit denen ich Umgang hatte, ist nur eine einzige mir feind, und die hatte, schon bevor ich ihr begegnete, beschlossen,

allen Männern feind zu sein. Sie habe ich ihrem Selbsthaß fast abgewonnen und sie beinahe aus ihrer Verdammnis errettet, aber nur die Götter vermöchten das zu vollbringen.
Ich zögere nicht, die Kürze der günstigen Wirkungen dieser Feier dem Umstand zuzuschreiben, daß sie übertrieben wird; die Feiernden werden auf eine Höhe der Erregung gestimmt, welche den Geist übertäubt, und dieses Übermaß ist eine Folge der obszönen Elemente.
Ich habe Grund zu glauben, daß die mehr im Schlußteil hervortreten, der um Mitternacht beginnt. Um diese Stunde ist es Brauch, daß sich die Vestalinnen, unverheirateten Frauen und schwangeren Mütter zurückziehn und nach Hause gehn; und ich verstehe nun, warum meine geliebte Cornelia und Aurelia, auch wenn sie Verantwortlichkeiten für das Zeremoniell hatten, gegen Mitternacht Unpäßlichkeit vorzutäuschen und sich in ihre Gemächer zurückzuziehn pflegten und die Leitung Servilia überließen, die sich wahrlich wie eine Mänade aufgeführt haben muß.
Du magst wohl sagen, daß ich mich im Dunkel des Nichtwissens abmühe, wenn ich versuche, das Gleichgewicht des Guten und Schlechten in diesen Dingen zu ändern. Aber wann habe ich je etwas andres getan, als mich im Dunkeln zu mühn? Besonders in diesen letzten Monaten scheint mir jeder Schritt, den ich tue, wie der eines Mannes mit verbundenen Augen zu sein. Ich hoffe, es liegt kein Abgrund vor ihm. Ich schreibe meinen letzten Willen und mache Octavius zu meinem Erben – ist das ein Schritt ins Dunkel? Ich ernenne Marcus Brutus dazu, Praetor der Stadt und so in meiner nächsten Nähe zu sein – ist das ein sicherer Schritt?

– Eben habe ich diese Zeilen überlesen, zwei Tage nachdem ich sie schrieb. Ich muß gestehn, ich bin sehr erstaunt, daß ich aus ihnen nicht sogleich die Schlußfolgerung zog, die sich einem aufdrängt.
Wer ist diese Gute Göttin?

Keinem Mann wurde je ihr Name genannt; keiner Frau ist es erlaubt, ihn auszusprechen; vielleicht wissen sie selbst ihn nicht.
Wo ist sie? In Rom? Weilt sie an den Kindbetten unsrer Ehefrauen? Verhindert sie die Geburt von Wolfskindern? Vermutlich war sie bei meiner Geburt anwesend, der ich vom Arzt aus dem Leib meiner Mutter geschnitten ward. Nicht doch, es ist wohl sehr gewiß, daß es sie außerhalb der Einbildung ihrer Anbeterinnen nicht gibt. Das ist auch ein Dasein, und, wie wir gesehn haben, ein nützliches.
Aber wenn unser Geist solche Götter schaffen kann, und wenn von den Göttern, die wir geschaffen haben, solche Macht ausströmt, die nichts weiter ist als eine in uns selbst wohnende Kraft, warum können wir sie nicht unmittelbar verwenden? Diese Frauen verwenden nur einen kleinen Teil ihrer Kraft, weil sie nicht wissen, daß es ihre eigne ist. Sie halten sich für hilflos, für Opfer böser Mächte und für Empfängerinnen von Wohltaten dieser Göttin, die sie anflehn und günstig stimmen zu müssen glauben. Kein Wunder, daß ihre Gehobenheit bald zusammensinkt, daß sie wieder herabsteigen zu dieser unaufhörlichen Beschäftigung mit Einzelheiten, bei der jede Einzelheit die gleiche Macht besitzt, sie zu begeistern oder zu betrüben; zu dieser unablässigen Geschäftigkeit, die so sehr einer Verzweiflung ähnelt – einer Verzweiflung, die nicht weiß, daß sie verzweifelt –, oder einer Pflichterfüllung, die so fanatisch ist, daß sie Verzweiflung überschwemmen und ertränken kann.
Möge jede Frau in sich selbst ihre eigne Göttin finden – das sollte der Sinn dieser Riten sein.
Wenigstens der erste Schritt dazu sei diese Ausmerzung von Obszönität. Laßt uns von Religion zumindest sagen, sie bedeute, daß jeder Teil des Körpers von Geist durchströmt ist, nicht, daß der Geist vom Körper überflutet und in ihm ertränkt wird. Denn das Hauptattribut der Götter in oder außer uns ist Geist.

XLIII Cleopatra, aus Ägypten an Caesar.
[17. August]

Cleopatra, die Ewiglebende Isis, das Kind der Sonne, die Erwählte des Ptah, Königin von Ägypten, Cyrenaica und Arabien, Gebieterin des Oberen und Unteren Nils, Königin von Äthiopien, etc., etc., dem Gaius Julius Caesar, Dictator der Römischen Republik und Pontifex maximus.
Hiermit unterbreitet die Königin von Ägypten ihr Gesuch um Aufnahme unter diejenigen in Rom, denen es erlaubt ist, den Riten zu Ehren der Guten Göttin beizuwohnen.

XLIII-A Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

975. Von Dir habe ich einen Gedanken empfangen, der mir nun so selbstverständlich ist, daß ich Gefahr laufe zu vergessen, daß Du ihn mir eingegeben hast, nämlich, wie wichtig es für die Staatsverwaltung ist, eine Identifizierung der Götter andrer Länder mit denen unsres Heimatlandes zu fördern. In manchen Gegenden ist dies schwierig gewesen; in andern erstaunlich leicht. Fast überall im nördlichen Gallien ist der Gott des Eichbaums und der Stürme (kein Römer war je imstande, seinen Namen – Hodan, Quotan – richtig auszusprechen) schon längst mit Jupiter verschmolzen; er lächelt täglich auf die Ehen unsrer Soldaten und Beamten mit den goldenhaarigen Töchtern jener Wälder herab. Im Osten sind die Tempel meiner Ahne *[Venus; die Familie der Julier leitete ihre Abstammung von Julus her, dem Sohn des Aeneas und Enkel der Aphrodite]* dieselben wie die der Astarte und Astaroth. Wenn ich lange genug lebe oder wenn auch meine Nachfolger die Wichtigkeit dieser Einigkeit unter den Kulten einsehn, werden alle Männer und Frauen der Welt einander Brüder und Schwestern nennen, Kinder des Jupiter.
Diese weltweite Vereinheitlichung hat unlängst eine etwas lä-

cherliche Folge gezeigt, von der ich einige Veranschaulichungen dieser Briefsendung beischließe. Ihre Pyramidale Majestät, die Königin von Ägypten, hat um Zulassung zu den Mysterien unsrer römischen Guten Göttin angesucht. Du hast immer an Genealogie und auch an Theologie Geschmack gefunden. Aber nicht einmal Du würdest das ungeheure Beweismaterial zu durchforschen wünschen, womit sie ihre Ansprüche stützt. Cleopatra tut nichts halb; mein Vorsaal ist angefüllt mit den Ballen dieser Dokumente.

Ihr Gesuch gründet sich auf ihre Abstammung von der Göttin Qu'eb und der Göttin Cybele.

Ein wenig davon schon macht einem schwindeln. Aber ich fasse hier für Dich einige dreihundert Seiten wie mit ihren eignen Worten zusammen, obgleich ich die Texte nicht vor mir habe:

»Die griechischen Theologen sanktionierten die Gleichsetzung von Qu'eb und Cybele vor mehr als zweihundert Jahren – siehe die angeschlossenen zweihundert Seiten. Gelegentlich des Besuchs der Königin Dicoris von Armenia Litoria in Rom im Jahre *[89]* entschied der Meister der Rituale, daß eine ›Identität der Emanation‹ zwischen Cybele und der Guten Göttin besteht – siehe die beigebrachten Aktenbündel X und XI.

Der Pontifex maximus wird sich erinnern, daß die Königin von Ägypten, als sie in Alexandria ihre Ahnentafeln vorlegte (papperlapapp!) – wenngleich sie dazumal ihre ägyptische Abstammung noch nicht öffentlich bekanntgemacht hatte (das hatte sie wahrhaftig nicht!) –, Vorbereitungen traf zur Verkündung ihres Anspruchs auf Tyrus und Sidon kraft der Ehe ihres Urgroßvaters (ihr Urgroßvater war, wenn er kopfstand, auch nicht größer, als er war) mit Königin Oholiba. Ich bin daher, durch die Königinnen Jesebel und Athalia, Abkömmling und Erzpriesterin der Astaroth. Durch diese Verwandtschaft, da Königin Jesebel eine leibliche Base Didos war, der Königin von Carthago (beachte die Drohung – mein Großvater ließ ihre Großtante sitzen) und so weiter und so fort.« Es ist alles durchaus wahr. Die Potentaten des Ostens sind jeder und jede vielmals ihre eignen Vettern und

Basen. Ich habe ihr geschrieben, sie werde nach entsprechender Unterweisung zu dem frühen Teil der Riten zugelassen werden; die Erlaubnis werde ihr nicht auf Grund eines ihrerseits etwa bestehenden Anspruchs erteilt, von der Bona Dea oder irgendeiner andern Göttin abzustammen, sondern nur, weil die Göttin sich freue – während des frühen Teils des Abends – alle Frauen zu empfangen, die sich vor ihr neigen wollen.
Ich möchte hinzufügen, daß obiges Brimborium leicht ein ungerechtes Bild von der Königin geben könnte. Es spiegelt nur eben die einzige Seite ihres Geistes, die sie nicht als außergewöhnlich verständig zeigt.
Ich sollte hinzufügen, daß die Königin es unterließ, eine sehr merkwürdige Tatsache unter die ihr Ansuchen stützenden Begründungen aufzunehmen. Vielleicht kennt sie sie nicht. Die Verehrerinnen der Guten Göttin tragen während der Riten eine Kopfbedeckung, die gewiß weder griechisch noch römisch sein kann und unter ihnen als der ›ägyptische Turban‹ bekannt ist. Wie das kommt, dafür hat nie jemand eine Erklärung gegeben. Aber wer kann die Symbole, die Zuflüsse und die Ausdrucksformen dieser weltumfassenden Mischung von Wonne und Grauen, welche Religion ist, erklären?

XLIV Die Herrin Julia Marcia, aus Caesars Haus in Rom, an Clodia.

[29. September]

Dieser Brief ist vertraulich.
Julia Marcia entbietet ihren Gruß Clodia Pulcher, der Tochter und Enkelin ihrer allerteuersten Freundinnen.
Ich freue mich darauf, morgen abend bei Deinem Gastmahl zugegen zu sein und dabei Deinen Bruder kennenzulernen, eine

alte Freundschaft mit Marcus Tullius Cicero zu erneuern und Dich wiederzusehen.

Ich bin vor drei Tagen in die Stadt gekommen, um an einer Sitzung der Leiterinnen eines religiösen Festes teilzunehmen, das von allen, die es begehen, ob seines hohen Alters in Ehren gehalten und mit dankbarer Andacht gefeiert wird. Bei dieser Sitzung wurden mir acht Anträge vorgelegt, Dich von der diesjährigen Feier auszuschließen. Ich habe sie mit Bedauern gelesen, ja mit großem Kummer, aber ich finde die Anschuldigungen nicht schwer oder bestimmt genug, die verlangte Maßregel zu rechtfertigen. Daß jedoch diese Anträge vorliegen, ist etwas, das ich selbst und die anderen für den frommen Geist und die Einmütigkeit der Riten verantwortlichen Frauen nicht unbeachtet lassen können.

Das Verfahren, das ich einzuschlagen beabsichtige, besteht in einem Ausgleich. Ich fühle mich gewiß, daß ich seine Annahme erreichen kann, immer vorausgesetzt, daß nicht noch mehr Anträge unterbreitet werden und unwiderlegliche Beweise enthalten, daß Dein Ausschluß ratsam sei. Indem ich diesen Ausgleich vorschlage, wünsche ich nicht so verstanden zu werden, als nähme ich die vielen Klagen leicht, die Deine Handlungen, ob mit Recht oder Unrecht, hervorgerufen haben. Mich leitet nur das Bestreben, einen nicht zu rechtfertigenden Skandal in einer Institution zu vermeiden, welche gar sehr von ihnen geliebt wurde, die Dich sehr liebten.

In strengstem Vertrauen teile ich Dir mit, daß Cleopatra, die Königin von Ägypten, binnen kurzem in Rom sein wird und ein Gesuch um Zulassung zu den Zeremonien eingereicht hat, von welchen hier die Rede ist. Dieses von langer Beweisführung und vielen Präzedenzfällen und Analogien begleitete Gesuch ist dem Aufsichtsrat und dem Pontifex maximus vorgelegt worden. Es wird darüber wahrscheinlich dahin entschieden werden, daß der Königin gestattet sein soll, den Riten vor Mitternacht beizuwohnen, wann es dann Brauch ist, daß die vestalischen Jungfrauen, die Unverheirateten, die Schwangeren und *[hier folgt ein Aus-*

druck, der die Nichtzugehörigkeit zu einer der Tribus bedeutet, in welche die Bürger Roms eingeteilt waren] sich zurückziehn. Ich gedenke vorzuschlagen, daß Du zur Instruktorin der Königin von Ägypten bestellt werdest, wodurch Du verpflichtet wärst, sie um Mitternacht in ihren Palast heimzugeleiten. Deine Feindinnen werden sich, davon bin ich überzeugt, zufrieden geben, wenn sie wissen, daß Du nicht zu der Feier zurückkehren wirst, nachdem Du Dich mit Deinem Gast entfernt hast.

Du wirst meinen Vorschlag überdenken, Clodia, und ich hoffe, daß Du morgen abend Gelegenheit finden wirst, mir Deine Einwilligung mitzuteilen. Sonst bliebe Dir keine andere Möglichkeit, als die gegen Dich eingebrachten Anträge zu bestreiten und Deinen Anklägerinnen in einer Vollsitzung unserer Ausschüsse gegenüberzutreten. Hätten wir weltliche Dinge zu behandeln, würde ich Dir gewiß raten, das zu tun; bei einer Verteidigung gegen solche Anschuldigungen ginge es jedoch um Anstand, Würde und moralischen Ruf. Sie offen zu besprechen, hieße eingestehn, daß diese kostbaren Besitztümer beschädigt seien. Der Pontifex maximus weiß nichts von diesem Fall, und ich brauche kaum zu sagen, daß ich alle Anstrengungen machen werde, um zu verhindern, daß er anders zu seiner Kenntnis gelange als in der endgültigen Form der Beilegung, die anzunehmen ich Deiner Entscheidung vorgeschlagen habe.

XLIV-A Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[Um den 8. Oktober]

1002. *[Über Clodia und einen Mimus des Pactinus.]* Ich werde häufiger durch kleine Dinge aus der Fassung gebracht als durch große. Soeben sah ich mich genötigt, die Aufführung eines Bühnenstücks zu verbieten. Ich lege eine Abschrift dieses Stücks bei, eines Mimus von Pactinus, betitelt ›Der Tugendpreis‹. Du weißt wahrscheinlich, wenngleich ich es Dir mitzuteilen vergaß, daß ich

den Brauch einführte, zwanzig Geldpreise von verschiedener Höhe Mädchen des Arbeiterstands zu verleihen, welche ob ihrer guten Sitten, Fürsorglichkeit für ihre Eltern, Diensttreue und so weiter den besten Leumund bei den Nachbarn genießen. Ich glaube, dies hat einige gute Wirkung gehabt. Es hat nebenbei eine so große Plage von Witzen und Satiren heraufbeschworen, wie nur irgend etwas, das ich je unternommen habe. Es hat gewaltig zur Belustigung Roms beigetragen; jeder Straßenkehrer entdeckt, daß er ein Witzbold ist, und Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht verschont bleibe.

Eins der Ergebnisse ist der überwältigende Erfolg beiliegender Posse. Du wirst bemerken, daß die vierte Episode von Clodia und ihrem Bruder handelt. Die Zuschauer brauchten nicht lange, um sie sich zu deuten. Es wurde mir berichtet, daß sich am Schluß der Szene jedesmal ein Tumult von Beifall, Hohngelächter und wilder Schadenfreude erhob. Fremde umarmten einander und johlten und schrien vor Vergnügen; die Leute sprangen wie toll auf und nieder und rissen in zwei Aufführungen die Geländer um.

Nach acht Aufführungen ordnete ich nun die Absetzung des Stücks an. Nach der zweiten war Clodius Pulcher in meiner Kanzlei erschienen, um Einspruch zu erheben. Ich ließ ihm sagen, ich sei mit afrikanischen Angelegenheiten beschäftigt und könne ihn nicht empfangen. Ich wollte, daß das edle Geschwisterpaar eine Weile die gesalzene Suppe, die es sich eingebrockt hatte, auslöffle. Nun erschien er abermals, diesmal in genügend gedemütigter Verfassung, und ich willfahrte seiner Bitte.

Es ging mir wider den Strich, das Ding abzuwürgen. Es hat keinen literarischen Wert, aber bisher habe ich nie die freie Meinungsäußerung der Bürger gezügelt und auch nie eine noch so aufreizende Gesinnung bestraft. Überdies winde ich mich bei dem Gedanken, daß viele vermuten werden, ich hätte das Zeug unterdrückt, weil es eine große Zahl gegen mich selbst gerichteter Pfeile enthält.

Die Zuhörerschaft in einem Theater ist die denkbar sittenstrengste Gemeinde. Der Umstand, daß alle diese Römer da Seite an

Seite sitzen, scheint ihnen ein erhöhtes Urteilsvermögen zu verleihn, von dem man nicht feststellen kann, daß sie es sonstwo betätigen. Sie kennen kein Zögern, wenn es zu entscheiden gilt, ob das Verhalten der Personen in einem Stück gut oder schlecht ist, und sie messen sie nach einem ethischen Maßstab, den sie bei weitem nicht an sich selbst anlegen. Pandarus im Zuschauerraum bebt vor tugendhafter Entrüstung angesichts des Kupplers auf der Bühne. Wenn sie im Theater sitzen, sind zwölf Huren prüder als eine vestalische Jungfrau. Ich habe oft die Wahrnehmung gemacht, daß die moralische und ethische Auffassung einer Theaterzuhörerschaft einige dreißig Jahre hinter der Zeit zurück ist; als Masse spiegeln die Menschen die Ansichten wider, die sie als Kinder von ihren Eltern und Betreuern empfangen haben. Und so waren denn bei dieser Posse die Zuschauer zu einer Ekstase von Entrüstung über unsre Clodia aufgepeitscht. Jeder und jede fühlte sich untadelig tugendhaft.

Dieses erhabene Gefühl mag wohl eine ganze Stunde angehalten haben. Daß wir doch einen Aristophanes unter uns hätten! Er könnte beide, Clodia und Caesar, anprangern und dann die Lacher dem Gelächter preisgeben.

XLIV-B Aus ›Der Tugendpreis‹, einem Mimus des Pactinus.
[Ein Preisrichter, der unverkennbar Caesar sein soll, sitzt in seinem Amtszimmer und fragt die Anwärterinnen aus. Er wird als verschlagener alter Lüstling dargestellt. Ein Schreiber ist bei ihm.
Das Stück ist in Versen.
Dies ist die vierte Episode.]

Schreiber: Ein schönes Mädel wär draußen und möcht den Gestrengen sprechen. *[Lateinisch:* pulcher = *schön.]*

Richter: Was? Und schöner Bub ist keiner da? *[Dies ist eine der vielen Stellen in der an ihnen überreichen Literatur, wo Caesar der Päderastie bezichtigt wird.]*

Schreiber: Die draußen ist seine Schwester, gstrenger Herr.

Richter: Na, nur herein mit ihr! Du weißt, mir kommt's nicht drauf an.

Schreiber: Sie flennt, gstrenger Herr.

Richter: Natürlich flennt sie, wenn sie tugendhaft ist, Strohkopf! Tugendhafte Weiber weinen in der ersten Hälfte ihres Lebens, und tugendlose in der zweiten, und auf diese Weise trocknet der Tiber nie aus. Laß sie herein! (Schreiber ab. Eine junge Person tritt auf, in Lumpen gekleidet.)

Komm näher, Kleine! Mir scheint, ich kann gar nichts mehr deutlich sehn – außer zwei Villen in Tivoli *[wo Caesar die Besitzungen zweier Edelleute von der Partei des Pompejus konfisziert hatte, die beim römischen Volk besonders beliebt waren.]* Also einen Preis für deine Tugend willst du haben? Das willst du doch, gelt – du süßes Schatzerl?

Junge Person: Ja, gstrenger Herr. Der Herr wird keine Tugendhaftere in der ganzen Stadt finden.

Richter (sie liebkosend): Bist du sicher, daß du nicht ins unrichtige Amt gekommen bist, kleine Rose? Hm . . . Laß mich sehn, laß mich sehn . . . Das ist aber, ahem, nicht mehr deine erste Blüte, nicht wahr?

Junge Person: O nein, gstrenger Herr. Die erste war schon unter den Consuln Cornelius und Mummius *[das heißt im Jahre 146 v. Chr.]*

Richter: Das will ich gern glauben. Sag mir, mein Täuberl, ist dein Vater noch am Leben?

Junge Person (weinend): Oh, das is aber gar net schön von dem gstrengen Herrn, das jetzt gegen mich hervorzukramen.

Richter: Dann kannst du mir vielleicht sagen, ob dein Mann noch am Leben ist?

Junge Person: Gstrenger Herr, i bin net herkommen, daß i mi beleidigen laß mit alle möglichen Beschuldigungen.

Richter: Sch–sch! Schon gut, schon gut. Ich hab nur geglaubt, ich seh Schneeflocken in deiner Hand. *[Dem Volksglauben nach litten Mörder an einem skrofulösen Abblättern der Haut*

von der Handfläche.] Sag mir, meine Liebe, hast du stets zärtlich für deinen Vater und deine Mutter gesorgt?

Junge Person: O ja, das hab ich. Ich hab ihnen bis zum letzten Atemzug verholfen.

Richter: Eine liebevolle Tochter. Und warst du auch lieb zu deinen hübschen Brüdern?

Junge Person: Ich hab ihnen nie was verweigert.

Richter: Dabei bist du hoffentlich nicht übers Modeste hinausgegangen? *[Modeste war ein Dorf mit einem Tempel, fünfzehn Meilen nördlich Roms.]*

Junge Person: O nein, was denkt der gstrenge Herr von mir! Nicht draußen vor der Stadtmauer. Wir haben alles schön daheim abgmacht.

Richter: Ein Vorbild! Ein exemplarisches Vorbild! Und jetzt sag mir, mein Zuckergoscherl, warum bist du denn in Lumpen gekleidet?

Junge Person: Das wundert dich, lieber Herr? Es ist ja kein Geld mehr in Umlauf in Rom. Ich glaub, der Mammurra hat es alles nach Untergallien mitgehn lassen. *[In einer der frühern Episoden erhielt Mammurra, als ›weise Frau‹ aus Gallien gekleidet, einen Tugendpreis dafür, daß er ›nichts umherliegen ließ‹.]* Mein älterer Bruder bringt natürlich kein Geld heim, weil er eine Rente von der Geäderten Nase hat *[das heißt von Caesar. Die Einfachheit seines häuslichen Lebens hatte längst dazu geführt, daß ihm Knauserigkeit nachgesagt wurde]*. Mein zweiter Bruder hat auch kein Einkommen, weil sein ganzer Besitz in den Tiber *gekäfert* worden ist. *[Caesar hatte vor kurzem den Lauf des Tibers reguliert, indem er Teile der Ufer am Fuß des Vaticanischen Hügels hatte abgraben lassen. Das Volk von Rom war von der Ausführung dieses Unternehmens besonders gefesselt gewesen, weil dabei eine neue Grabvorrichtung oder -maschine in Verwendung kam. Diese von Caesar während seiner Feldzüge erfundene Maschine erhielt sogleich die Bezeichnung ›Käfer‹. Auf dem so dem Fluß zum Opfer gebrachten Gelände hatten sich die verrufensten Lokale Roms befunden.]*

Richter: Und du, kleiner Nachtschmetterling? Irr ich mich oder hab ich gehört, daß du dir eine ganze Menge Viersoldistücke ernippst?

[Und so weiter.]

XLV Abra, Pompeias Kammerfrau, an den Oberkellner in der Taverne des Cossutius (einen Agenten des geheimen Nachrichtendienstes Cleopatras).

[17. Oktober]

Wie Du verlangst, will ich zuerst Deine Fragen in derselben Reihenfolge beantworten.

1. Ich war fünf Jahre bei der Herrin Clodia Pulcher bedienstet. Im Krieg sind wir aus Rom weg und haben in ihrem Haus in Baiae gewohnt. In zwei Jahren werde ich frei sein. Hier arbeite ich seit drei Jahren. Ich bin achtunddreißig. Ich habe keine Kinder.

2. Diesen Monat darf ich das Haus nicht verlassen. Niemand von der Dienerschaft darf es verlassen. Sie haben entdeckt, daß jemand Sachen stiehlt. Das sagen sie, aber ich glaub nicht, daß das der Grund ist. Wir alle glauben es ist weil sie den Schreiber beobachten, den aus Kreta.

3. Mein Mann darf jeden fünften Tag zu mir kommen. Er muß sich durchsuchen lassen, wenn er wieder weggeht. Kein Lieferant oder Hausierer darf herein. Sie kommen alle zum Gartentor und dort kaufen wir von ihnen.

4. Ja, ich schicke der Herrin Clodia Pulcher jedesmal einen Brief, wenn Hagia, die Hebamme, kommt. *[Es ist anzunehmen, daß die Hebamme zu einer in Caesars Haushalt Bediensteten kam.]* Sie wird nicht durchsucht. Ich schreibe der Herrin Clodia Pulcher über solche Sachen wie daß die Königin von Ägypten meiner Herrin einen Besuch gemacht hat; wann der Herr die ganze Nacht nicht daheim war; manchmal Sachen von denen der Weinschenk sagt, daß sie bei Tisch von ihnen gesprochen haben; und wann der

Herr die Hinfallende hat. Die Herrin Clodia Pulcher zahlt mir kein Geld. Sie hat meinem Mann eine Taverne eingerichtet auf der Appischen Straße beim Grab des Mopsus. Wenn meine Briefe zufriedenstellend sind, möchten wir gern eine Kuh, mein Mann und ich.

5. Nein, ganz bestimmt nichts Bestimmtes. Aber ich glaub, der Herr mag mich nicht. Vor sechs Monaten haben sie einmal meinetwegen gestritten und vor zwei Tagen haben sie noch viel ärger gestritten. Aber meine Herrin täts nie zulassen, daß er mich wegschickt. Sie tät so viel weinen. Sie kann nie genug von Schmuck reden und von Kleidern und Frisuren und so weiter. Und sie hat niemanden außer mir mit wem sie davon reden kann. So ist das.

6. Briefe, die meine Herrin bekommt. Voriges Jahr hat der Herr dem Türhüter gesagt, daß alle Briefe für meine Herrin zu seiner Post gelegt werden sollen. Wenn sie tagsüber gekommen sind, sind sie beim Türhüter geblieben, bis sie zum Herrn in die Kanzlei getragen worden sind. Aber meine Herrin ist mehrmals im Tag zum Türhüter gegangen und hat gefragt, ob Briefe für sie da sind, und dann hat er sie ihr gegeben. Sie hat einen großen Streit daraus gemacht und hat geweint und jetzt kommen alle Briefe zu ihr. Er hat nur gesagt, daß alle anernimmen Briefe vernichtet werden müssen ohne daß sie gelesen werden. Die meisten werden aber. Es sind viele. Manche sind aufregend. Manche nicht.

Hier beginnt mein Brief:

Der Herr ist sehr gut zu meiner Herrin. Von dem Augenblick, wo er aus der Kanzlei nachhaus kommt, verbringt er fast die ganze Zeit mit ihr. Wenn er geschäftlichen Besuch hat, spricht er mit ihm im nächsten Zimmer und läßt die Tür offen und machts so kurz wie möglich. Wenn sie schlafen geht, kommen noch Freunde zu ihm auf eine Stunde oder zwei, denn er schläft nicht gern, ich meine, er braucht nicht viel Schlaf. Weil die, ich meine Hirtius, Mammurra, Oppius, viel trinken und laut lachen, gehn sie in dem Herrn sein Arbeitszimmer hinauf, das auf den Fluß schaut.

Und weil meine Herrin fast zwei Stunden braucht zum Zubettgehn, ist sie oft noch wach, wenn er zurückkommt. Oft verläßt er seine Freunde noch bevor sie sich zurechtgemacht hat und sitzt bei uns und spricht mit ihr, währenddem ich ihr das Haar kämme und so weiter. Also was ich nämlich sagen will, daß sie fast immer etwas zum Streiten findet. Sie weint fast jedesmal. Sehr oft schickt er mich aus dem Zimmer, wenn sie über etwas reden. Sie streitet wegen den Aufwandgesetzen, wegen dem Leopardenjungen, was die Königin von Ägypten ihr geschenkt hat, und wegen dem, daß die Herrin Clodia Pulcher nicht ins Haus eingeladen wird und an welchem Tag wir in die Villa am Nemisee sollen und wann wir ins Theater gehn. Und jetzt ist vor zwei Tagen ein ganz großer Streit gewesen. Wie meine Herrin das Zimmer für einen Moment verlassen hat, ist der Herr, glaub ich, schnell mit der Hand zwischen alle die Tiegeln und Flaschen auf ihrem Putztisch gefahren und hat einen anernimmen Brief gefunden, den was sie vor vielen Wochen bekommen hat. Ich glaub, er hat ihn gelesen und wieder hingelegt, wo er war. Wie sie dann mit mir zurückgekommen ist, hat er so getan, als tät er ihn ganz von neuem finden. Das ist, glaub ich, was geschehn ist. Es war ein Brief, in dem ist gestanden, daß Clodius Pulcher, der Mann, der dem Cicero sein Haus angezündet hat und gedroht hat, er wird alle Senatoren umbringen, daß der meine Herrin wie verrückt liebt und daß sie gewarnt werden muß vor ihm, weil er vielleicht seine Liebe nicht mehr zurückhalten kann. Der Herr war sehr ruhig, aber wie ich ihn kenn, muß er innerlich vor Wut gekocht haben. Er hat gesagt, der Brief ist offenbar von Clodius Pulcher selber geschrieben und nur ein Mann, der eine Frau wirklich verachtet und lächerlich machen will, würde einen solchen Brief schreiben. Meine Herrin hat gesagt, sie haßt den Clodius Pulcher, aber daß es ganz klar ist, daß er diesen Brief nicht geschrieben hat. Dann hab ich nicht mehr im Zimmer bleiben dürfen. Wie ich zurückgekommen bin, hat sie geweint gehabt und dann hat sie wieder angefangen zu weinen und hat immer wieder gesagt, so ein Leben ist unmöglich und nicht zum Ertragen.

Der Herr hat mich rufen lassen und gesagt, ich hätt den Brief ins Haus gebracht. Ich hab einen schrecklichen Eid schwören müssen, den er mir vorgesagt hat, daß ich nichts von dem Brief gewußt hab. Aber ich glaub, er weiß schon. Ich glaub aber nicht, daß er mich wegschicken wird.
Willst Du, ich soll Dir schreiben, wann der Herr die ganze Nacht nicht zuhaus ist?
Der Weinschenk sagt, er hat den Herrn zu Balbus und Brutus – Decimus Brutus mein ich, nicht der hübsche – etwas sagen hören davon, daß Rom nach Troja verlegt werden soll. Troja ist in Ägypten, glaub ich.
Der Schreiber, der aus Sizilien, sagt, daß er sichs anders überlegt hat und kein Krieg gegen die Parther sein wird. Der kretische Schreiber hat gesagt du Esel natürlich wird einer sein. Das ist alles, was ich darüber weiß.
Es wird eine Verordnung herauskommen, daß nach zehn Uhr keine Wagen in die innere Stadt dürfen und sie dürfen nur eine Stunde bleiben.
Ich hab vergessen zu schreiben, daß Clodius Pulcher herzugeritten gekommen ist, wie meine Gnädige in ihrer Sänfte zum Nemisee unterwegs war, und mit ihr zu reden angefangen hat bis Affius dazugekommen ist und gesagt hat, er hat Befehl, daß niemand mit unsrer Gesellschaft sprechen darf. Affius ist der Verwalter vom Gut und war unser Reiseleiter. Er war mit dem Herrn in den Kriegen und hat nur einen Arm.
Und jetzt will ich schließen.
Ich möcht nur noch sagen, daß es mir hier nicht gefällt. Es ist mir ungemütlich. Ich hab die Herrin Clodia Pulcher gebeten, mich zurückzunehmen, aber sie sagt ich muß bleiben. Ich weiß aber einen Weg, wie ich von hier wegkönnt. Wenn dieser Brief so ist, wie Du ihn haben willst, werd ich bleiben und noch ein paar schreiben.
Die Kuh, die wir gern möchten, wär eine braunscheckige.

XLVI Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[Um den 13. Oktober]

1012. *[Über seine und Cleopatras Ansichten von der Göttlichkeit der Herrscher.]* Die Königin von Ägypten und ich, wir haben einen Streit. Es ist kein in Frauengemächern üblicher Streit, obgleich er häufig zu einem Abschluß gelangt, von dem man nicht sagen kann, daß er etwas Neuartiges ist.

Cleopatra erklärt, daß ich ein Gott bin. Sie war entsetzt, als sie entdeckte, daß ich erst seit kurzem dahin gelangt bin, mich als einen Gott anzuerkennen. Cleopatra glaubt fest, daß sie eine Göttin ist, und die Anbetung ihres Volks bestärkt sie täglich in diesem Glauben. Sie beteuert mir, daß die Gottheit, die in ihr lebt, sie mit ungewöhnlichem Scharfblick ausgestattet hat, Göttlichkeit in andern zu erkennen. Durch diese Gabe ist sie in der Lage, mich dessen zu versichern, daß auch ich ein Gott bin.

Das alles führt zu Gesprächen von sehr schmeichelhafter Art, unterbrochen von recht drolligem Gebärdenspiel. Ich zwicke die Göttin, und die Göttin quietscht. Ich lege der Göttin die Hand auf die Augen, und, bei den unsterblichen Göttern! sie vermag nicht das geringste zu sehn. Sie hat jedoch Antworten auf alle diese Sophistereien bereit. Es ist allerdings der einzige Gegenstand, bei dem die große Königin nicht der Vernunft zugänglich ist, und ich habe gelernt, unsre Gespräche darüber keine ernste Wendung nehmen zu lassen. Einzig was diesen Gegenstand betrifft, ist sie, vielleicht, Orientalin.

Nichts scheint mir gefährlicher zu sein – nicht nur für uns Herrscher, sondern auch für diejenigen, die mit unterschiedlichen Graden von Verehrung zu uns aufblicken – als solche Zuschreibung göttlicher Attribute. Es ist gar nicht schwer zu verstehn, daß viele Menschen bisweilen das Gefühl haben, von ungewöhnlichen Kräften geschwellt oder von einer unerklärlich richtigen Strömung getragen zu werden. Ich hatte dieses Gefühl häufig, als ich jünger war; ich schaudere nun davor, und mit Entsetzen. Wie oft

habe ich zu hören bekommen, gewöhnlich von Schmeichlern, daß ich zu dem furchtsamen Schiffer damals in dem Sturm sagte: »Hab keine Furcht; du fährst Caesar.« Was für ein Unsinn! Ich blieb von den Mißgeschicken des Lebens auch nicht mehr verschont, als irgendein andrer Mensch.

Aber das ist noch nicht alles. Die Geschichte der Völker zeigt, wie tief eingewurzelt unser Hang ist, den Hochbegabten oder auch nur Hochgestellten ein mehr als menschliches Wesen zuzuschreiben. Ich zweifle kaum, daß die Halbgötter und sogar die Götter der alten Zeit nichts weiter sind als Ahnen, von welchen man solche ehrfürchtigen Vorstellungen hegte und nährte. Das alles ist furchtbar gewesen. Es weitet das Vorstellungsvermögen des heranwachsenden Knaben und sanktioniert gute Sitten und öffentliche Einrichtungen. Man muß jedoch darüber hinauswachsen – hinauswachsen und es abstreifen. Jeder Mensch, der je lebte, ist bloß ein Mensch gewesen, und seine Leistungen sollten als Erweiterungen seines Menschseins, nicht als Unterbrechungen angesehn werden.

Ich habe niemand als Dich, zu dem ich davon reden kann. Mit jedem Jahr nimmt diese, einen aus der Fassung bringende Vergötterung meiner Person zu. Ich erinnere mich mit Scham, daß es eine Zeit gab, wo ich mich aus Staatsgründen bemühte, sie anzufachen: ein genügender Beweis, daß ich ein Mensch bin, und ein sehr fehlbarer, denn es gibt keine menschliche Schwäche, die derjenigen gleichkäme, andern die Vorstellung einpflanzen zu wollen, daß man ein Gott sei. Ich träumte einmal in der Nacht, daß Alexander an der Tür meines Zelts erschien, mit erhobenem Schwert, um mich zu erschlagen. »Aber du bist doch kein Gott!« rief ich entrüstet, und er verschwand.

Je älter ich werde, mein lieber Lucius, desto mehr freue ich mich, ein Mensch zu sein – sterblich, fehlbar und ohne mich dessen zu schämen. Heute brachten mir meine Sekretäre schüchtern eine Reihe von Schriftstücken, in denen ich verschiedene Fehler gemacht hatte (mir selbst gegenüber nenne ich sie Cleopatra-Schnitzer; so sehr kann einen diese Zauberin berücken). Ich verbesserte

einen nach dem andern und lachte dabei. Meine Sekretäre zogen die Stirne kraus. Sie konnten nicht verstehn, daß Caesar sich zu freuen vermochte über seine Irrtümer. Sekretäre sind keine sehr erheiternden Gefährten.

Die Wörter ›Göttlichkeit‹ und ›Gott‹ sind schon etliche Zeit bei uns in Gebrauch. Sie haben tausend Bedeutungen, und für jedweden Menschen ihrer ein Dutzend.

Unlängst am Abend fand ich meine Frau dabei, wie sie unter starker Gemütsbewegung die Götter anflehte, für ihren Ausflug zum Nemisee einen sonnigen Tag zu senden. Meine Tante Julia ist Landwirtin, und sie glaubt nicht, daß die Götter das Wetter ändern werden, wie es ihr recht wäre; aber sie ist überzeugt, daß sie über Rom wachen und mich als obersten Lenker hergesetzt haben. Cicero glaubt nicht, daß sie zögern würden, Rom untergehn zu lassen (er würde nicht wünschen, sich mit ihnen in die Ehre zu teilen, den Staat vor Catilina gerettet zu haben); aber er zweifelt nicht daran, daß sie dem Menschen die Idee der Gerechtigkeit ins Herz legten. Catullus glaubt wahrscheinlich, daß die Menschen die Idee der Gerechtigkeit daraus entwickelten, daß sie miteinander über Eigentum und Grenzraine stritten; aber er ist ganz überzeugt, daß die einzige Kundgebung des Göttlichen die Liebe ist und wir nur aus Liebe, auch wenn sie verraten und gekränkt wird, das Wesen unsres Daseins erkennen können. Cleopatra hält die Liebe für die angenehmste aller Beschäftigungen und ihre eigne Zuneigung zu ihren Kindern für das zwingendste Gefühl, das sie je erlebte; aber sie hält sie für sicherlich nicht göttlich – Göttlichkeit wohnt für sie in der Stärke des eignen Willens und in der Tatkraft der eignen Persönlichkeit. Und keine dieser Bedeutungen ist für mich von Bedeutung, obgleich ich zu verschiedenen Zeiten meines Lebens an eine jede glaubte. So oft ich den Glauben an eine von ihnen verliere, erfüllt mich vermehrte Stärke. Ich fühle, daß ich, je mehr falscher Bedeutungen ich mich entledigen kann, der richtigen desto näher komme.

Aber ich bin ein alternder Mann. Die Zeit drängt.

Der Dictator erließ eine Verfügung, daß keine Stadt mehr ihren Namen in irgendeine Form des seinen ändern darf. Wie ich glaube, weil er entdeckt hat, daß er wortwörtlicher verehrt wird, als ihm lieb ist.

Er hat aufgehört, Ortschaften und Legionsmessen Geschenke zu senden; sie wurden ausnahmslos in Schreine gestellt und so zum Ziel von Wallfahrten um Heilung und Hilfe.

Es besteht kein Zweifel, daß dem so ist, und nicht nur auf den vorgeschobenen Posten der Republik im Barbarenland und in den Gebirgen Italiens, sondern hier in der Stadt.

Es heißt, seine Dienerschaft werde unaufhörlich bestochen, damit sie seine Gewänder stehle, die Abschnitzel seiner Nägel und seine abrasierten Barthaare, ja sogar seinen Harn – all diese besitzen angeblich magische Kräfte und werden zur Anbetung aufbewahrt.

Fanatisch Gläubigen gelingt es manchmal, in sein Haus einzudringen, wo sie dann irrtümlich für Attentäter gehalten werden. Einer dieser Einschleicher, Dolch in der Hand, wurde eines Nachts in der Nähe von Caesars Schlafstätte überrascht. Ein summarisches Verfahren wurde an Ort und Stelle durchgeführt, und Caesar selbst nahm das Verhör vor. Der Mann sprach fast ganz unzusammenhängend, aber nicht aus Furcht. Im Verlauf des Verhörs warf er sich zu Boden, starrte ekstatisch zum Gesicht des Dictators empor und stammelte dabei, er wolle nichts weiter als »einen Tropfen von Caesars Blut, um sich damit zu heiligen«. Zur bestürzten Enttäuschung der Wachen und Diener, die sich um Caesar gesammelt hatten, stellte der ihm viele Fragen und brachte schließlich seine ganze Lebensgeschichte aus ihm heraus. Dieses eingehende Interesse, das so mancher Consul nicht zu erwecken vermocht hat, steigerte die Verehrung des armen Kerls zu noch größerer Verzückung, und zuletzt flehte er Caesar an, ihn mit eigner Hand zu töten.

Caesar soll sich an die Umstehenden gewendet und mit einem

Lächeln gesagt haben: »Es ist oft schwer, Haß von Liebe zu unterscheiden.«

. . . . . .

Caesars Arzt Sosthenes zum Abendessen.

Er sprach von der Wirkung, die Caesar auf andere Menschen hat.

»Über welchen andern Mann sind solche Geschichten erzählt und geglaubt worden?

Bis in die jüngste Zeit wurden allnächtlich Dutzende Kranker von ihren Angehörigen an die Mauer, die sein Haus umgibt, gelegt oder gelehnt, damit sie da schliefen. Nun wurden sie weggejagt, und man kann sie jetzt Reihe an Reihe um seine Statuen liegen sehn. Auf seinen Reisen bitten ihn die Bauern, seinen Fuß auf ihre minder fruchtbaren Äcker zu setzen.

Und diese Geschichten! Man hört sie in Soldatenliedern; man sieht sie in Versen und Bildern an öffentliche Orte gekritzelt. Es heißt, seine Mutter empfing ihn von einem Blitzstrahl; er sei von ihr durch den Mund oder durchs Ohr geboren worden; er sei ohne Geschlechtsteile auf die Welt gekommen und die, welche er nun doch besitze, seien ihm aufgepfropft worden und seien die eines geheimnisvollen Fremden, den er im Eichenhain des Zeustempels in Dodona antraf und zu diesem Zweck erschlug; oder sie seien von einer Zeusstatue des Phidias. Es gibt keine Abnormität, deren man ihn nicht beschuldigt hat, und es wird geglaubt, daß er wie Jupiter gewisse Vorlieben im Tierreich habe. Auch ist die Meinung weit verbreitet, daß er buchstäblich der Vater seines Landes sei und Hunderte von Kindern in Spanien, Britannien, Gallien und Afrika hinterlassen habe.

Und dabei machen Aberglaube und Volksglaube nicht vor Widersprüchen halt. Es heißt andrerseits, er übe so strenge Enthaltsamkeit, daß die Unkeuschen in seiner Nähe unerträglichen Schmerz fühlen.

Welcher Mensch, welcher bloße Mensch hat die Phantasie des Volks je zu einer so lebhaft wuchernden Menge von Legenden angeregt? Und nun, da Cleopatra nach Rom kam, was hören wir

da nicht alles? Cleopatra, der üppige Schlamm des Nils. Geh in die Schenken, geh in die Kasernen – den Römern schwindelt der Kopf beim Gedanken an diese Umarmungen. Wir feiern die Vermählung der unbesiegten Sonne mit der fruchtbaren Erde.

Ich bin sein Arzt. Ich habe diesen Körper bei Krämpfen gepflegt und seine Wunden verbunden. Ja, es ist ein sterblicher Körper; aber wir Ärzte lernen den Körpern unsrer Patienten lauschen, wie Musiker verschiedenen Zithern lauschen, die man ihnen in die Hand gibt. Caesar ist kahlköpfig, er ältelt und ist bedeckt mit Narben aus vielen Kriegen; aber jedes Stück seines Leibes ist von Geist durchdrungen. Die Kräfte seines Körpers zur Selbstheilung sind außerordentlich. Krankheit ist Entmutigtsein. Die Krankheit, an welcher Caesar leidet, ist die einzige, die auf eine sich übernehmende Begeisterung deutet. Sie entspricht dem Charakter seines Geistes.

Der Geist Caesars. Er ist die Umkehrung des Geistes der meisten Menschen. Caesar freut sich, sich zu verpflichten. An uns treten täglich ein Dutzend Herausforderungen heran; wir müssen ja oder nein sagen bei Entscheidungen, die ganze Ketten von Folgen nach sich ziehn. Manche von uns überlegen; manche weigern sich, sich zu entscheiden, was selbst schon eine Entscheidung ist; manche stürzen sich schwindlig in die Entscheidung hinein, mit zusammengebissenen Zähnen und geschlossenen Augen, was eine Art von Entscheidung aus Verzweiflung ist. Caesar ist nichts lieber, als sich entscheiden zu müssen. Es ist, als fühlte er seinen Geist nur dann sich betätigen, wenn der ihn in bedeutsame Folgen verstrickt. Caesar scheut vor keiner Verantwortung zurück. Er lädt sich mehr und mehr davon auf die Schultern.

Es ist möglich, daß ihm einige Formen der Phantasie fehlen. Ganz gewiß denkt er wenig über die Vergangenheit nach und versucht nicht, die Zukunft klar ins Auge zu fassen. Er schwelgt nicht in Reue und frönt keinem Ehrgeiz.

Von Zeit zu Zeit erlaubt er mir, gewisse Untersuchungen an ihm vorzunehmen. Ich verlange von ihm anstrengende Übungen, dann ein ruhiges Liegen, indessen ich verschiedene Beobachtun-

gen anstelle, und so weiter. Während einer solchen erzwungenen Regungslosigkeit fragte er mich: ›Wenn ich dem Ermordetwerden entgehe und ein hohes Alter erreiche, an der Schwäche welcher Organe werde ich sterben?‹ ›Herr‹, sagte ich, ›an einem Schlagfluß.‹ Er schien sehr erfreut zu sein. Ich wußte, was ihm im Sinn lag. Es gibt zwei Dinge, vor denen ihm graut: körperlicher Schmerz, für den er ganz außergewöhnlich empfindlich ist, und unanständiges Aussehn.

Ein andermal fragte er mich, ob es irgendeinen Druck oder Griff oder eine Bewegung gebe, wodurch ein Mensch schnell und ohne Blutvergießen seinem Leben ein Ende machen könne. Ich zeigte ihm drei, und ich zweifle nicht, daß er mir seitdem besonders gewogen und dankbar ist.

Ich hinwieder habe viel von ihm gelernt. Ich pflegte zu glauben, es sei am besten, Essen, Schlafen und die Befriedigung des Geschlechtstriebs durch Ausbildung fester Gewohnheiten zu regeln. Ich glaube jetzt so wie er, daß ihnen am besten gedient ist, wenn man bei der ersten Regung auf sie eingeht. Ich habe dadurch nicht nur meinen Tag verlängert, sondern auch meinen Geist freigesetzt.

Oh, er ist ein außerordentlicher Mann! Diese Legenden haben eine auf ihre Art wahre Grundlage; aber mit dem einen Unterschied: Caesar liebt nicht, noch flößt er Liebe ein. Er verbreitet eine gleichmäßige milde Glut geordneten guten Willens, eine leidenschaftslose Tatkraft, die ohne Fieber schafft und sich ohne Selbstprüfung und ohne an sich selbst zu zweifeln ausgibt.

Laß mich dir etwas zuflüstern: Ich könnte ihn nicht lieben, und ich entferne mich aus seiner Nähe nie ohne ein Gefühl der Erleichterung.«

XLVI-B Aus einem Bericht der Geheimpolizei Caesars.

Subjekt 496: Artemisia Baccina, Hebamme, Heilkräutlerin und Wahrsagerin, wohnhaft in der Ziegenvorstadt. Wurde verhört und gestand, bei den Riten zugegen gewesen zu sein, die von der

Brüderschaft der Begrabenen Sonne begangen werden. Sagte aus, es gebe zehn oder zwölf Kapitel in Rom. (Siehe Subjekte 371 und 391). Zuletzt scharf verhört, sagte sie aus, das Oberhaupt der Brüderschaft sei Amasius Lenter (Subjekt 297, hingerichtet am 12. August). Das Ritual beginne mit der langsamen Folterung und Tötung eines schwarzen Schweins, eines schwarzen Hahns, etc., und schließe mit der Anbetung einer Phiole Bluts, angeblich Bluts des Dictators. Subjekt wird nach Sizilien deportiert und unter die Überwachung der dortigen Polizei gestellt.

XLVI-C Aus hinterlassenen Aufzeichnungen Plinius' des Jüngeren.

[Etwa ein Jahrhundert später geschrieben.]

Merkwürdig. Mein Gärtner berichtet mir, daß der folgende Glaube beim gemeinen Volk weit verbreitet ist. Auf meinen Spaziergängen habe ich Winzer, Höckerweiber und andere befragt und dies bestätigt gefunden.
Sie glauben, daß der Leichnam Julius Caesars nicht verbrannt wurde (woran wir freilich nicht zweifeln), sondern eine Vereinigung oder eine Mysteriengemeinde sich seiner bemächtigte, ihn in viele Stücke zerteilte und jedes Stück unter einem der Stadtteile Roms begrub. Sie behaupten, daß Caesar von einer alten Prophezeiung wußte, die besagte, der Bestand und die Größe Roms hänge von seiner Ermordung und Zerstückelung ab.

XLVII Kundmachung der Königin von Ägypten.

[26. Oktober]

Cleopatra, Königin von Ägypten *[usw., usw.]* bedauert, daß es dem ehrwürdigen Collegium der Vestalinnen nicht möglich sein wird, sich morgen abend bei ihrem Empfang einzufinden.

Es wurden jedoch Anstalten getroffen, das ehrwürdige Collegium an diesem Tage um drei Uhr zu empfangen.
Mit Zustimmung des Pontifex maximus und der ehrwürdigsten Vorsteherin des Collegiums werden um diese Zeit zur Darstellung kommen:

Die große Auferstehung des Horus,
Die Schönheit des Osiris,
Der Angriff auf das Neschmet-Schiff,
Der Einzug des Herrn von Abydos in seinen Palast.

Diejenigen Teile dieser Zeremonien, die zur Vorführung am Abend ungeeignet sind, werden am Nachmittag in ihrer ganzen Feierlichkeit vor den geweihten Gästen dargestellt werden.
Die Königin von Ägypten wird um diese Zeit geruhen, die ehrwürdigen Jungfrauen persönlich zu empfangen.

XLVIII Caesar an Cleopatra.

[29. Oktober]

Ganz Rom spricht von der Pracht des Empfangs bei der Königin; die Feinsinnigeren rühmen immer wieder ihr königliches Auftreten, ihre kunstreiche Gastlichkeit, ihren Takt und den Zauberbann ihrer Schönheit.
Ich darf wohl von meiner Liebe und Bewunderung sprechen, die niemals geringer sein werden.
Meine Besuche bei der großen Königin müssen in den vor uns liegenden Tagen weniger häufig sein, aber ich beschwöre sie, nie an meiner Liebe zu zweifeln, noch an meiner unablässigen Bedachtnahme auf die Wohlfahrt ihres Landes.
Es würde mir große Freude machen, die Königin von Ägypten öfter in meinem Heim zu empfangen. Ich ersuche soeben die Schauspielerin Cytheris, meiner Frau Unterrichtsstunden in der Art der Deklamation und Gestik zu geben, die bei den Mysterien der Guten Göttin erforderlich ist. Da auch Du bei dieser Zusam-

menkunft anwesend sein wirst, würdest Du, glaube ich, diesem Unterricht viel Interesse abgewinnen – womit ich keineswegs sagen will, daß die Königin an Wohllaut der Rede oder an Würde des Auftretens noch etwas zu lernen habe.

Am Schluß der Lektionen, dessen bin ich gewiß, wird sich Cytheris nicht weigern, falls Du etwa den Wunsch äußern solltest, sie Stellen aus den griechischen und römischen Tragödien vortragen zu hören – ein Vorrecht, um dessen Genuß unsre Nachkommen uns nicht wenig beneiden werden.

Die Herrin Clodia Pulcher wird sich für einige Zeit in ihre Villa aufs Land zurückziehn. Es dünkt mich nicht mehr als gebührlich, Dich wissen zu lassen, daß ich selbst vor einiger Zeit ihr dies nahelegte, sie jedoch die Erlaubnis erbat, bis zu dem Tag nach Deinem Empfang in der Stadt zu verbleiben. Diese zeitweilige Zurückgezogenheit hat ihren Grund in einer Sache, die ich Dir einmal erzählen werde, wenn Du sie zu hören wünschst.

Die Glückseligkeit, die der Königin Besuch mir gebracht hat, zieht gelegentlich meine Gedanken von der Arbeit ab. Wäre ich jünger, diese Glückseligkeit würde in meine Arbeit einfließen und mir ein Ansporn zu neuen Aufgaben sein. Die länger werdenden Strahlen meiner Tage mahnen mich jedoch, daß mir nicht mehr diese schier unbegrenzte Zeit fürs Planen und Ausführen bleibt, die ich einst zu besitzen schien.

Erlaube mir, meine Arbeit mit Glückseligkeit zu verbinden, indem ich der Königin am *[Samstag]* einen Besuch mache, um ihr die Pläne zu zeigen, die ich für koloniale Siedlungen in Nordafrika entworfen habe. Wenn das Wetter dann günstig ist, möchte ich die Königin zu Schiff nach Ostia führen und sie dabei darauf aufmerksam machen, was bereits unternommen wurde, um Überschwemmungen zu regeln und die Strömungen zu verlangsamen. In Ostia werden wir Gelegenheit haben, den Fortschritt an den Hafenanlagen zu sehn, für die die Königin mir solch unschätzbaren Rat zuteil werden ließ.

Noch eins möchte ich der großen Königin sagen. Ich hoffe, sie wird sogar zu längerem Aufenthalt in Italien bleiben, als sie zu-

erst beabsichtigte. Darf ich, um diesen Entschluß zu fördern, anregen, daß sie nach Alexandria um ihre Kinder sende? Ich werde eine meiner jüngst fertig gewordenen Galeeren, die sich bereits als die allerschnellsten, die das Meer befahren, erwiesen haben, der Königin für diesen Zweck zur Verfügung stellen und dem Tag entgegensehn, an dem ich die Freude über die Ankunft ihrer Kinder mit ihr werde teilen könen.

XLVIII-A Cleopatra an Caesar.
[Mit wendendem Boten.]

Ein Mißverständnis, großer Caesar, ist zwischen uns entstanden.
Ich sehe ein, daß keine Beteuerungen von mir die falsche Auffassung, unter der Du leidest, beseitigen können. In meiner Qual kann ich nur hoffen, daß die Zeit und die Ereignisse Dich von meiner Ergebenheit und treuen Anhänglichkeit überzeugen werden.
Nochmals jedoch muß ich sagen, daß die Lage, in der ich mich – zu meinem nicht geringeren Erstaunen als dem Deinen – befand, von Böswilligen absichtlich herbeigeführt war.
Marcus Antonius hatte mich überredet, ihn in jenen Teil der Gärten zu begleiten, um etwas zu sehn, was er »das größte je in Rom gesehene Wagestück« nannte. Er versicherte mir, es werde von ihm in Gemeinschaft mit etwa fünf oder sechs Gefährten unternommen werden. Da es für mich Zeit war, wieder eine Runde durch die Anlagen zu machen, gewährte ich ihm seine Bitte und nahm Charmian mit mir. Der Rest ist Dir bekannt.
Ich werde nicht ruhn, bevor ich Beweise erlangt habe für die Mitschuld andrer an dem, was sich dann zutrug. Ich weiß, daß solche Beweise Dich nicht von meiner Unschuld überzeugen werden, wenn ich Dir nicht auch ersichtlich machen kann, daß ich unermüdlich besorgt bin um alles, was mit Dir zu tun hat und mit Deinen Interessen und Deinem Glück. Dieses Streben allein

bewegt mich, Deine Einladung anzunehmen, meinen Aufenthalt in der Stadt zu verlängern. Ich nehme auch dankbar Deine Aufforderung an, den von Cytheris geleiteten Sitzungen in Deinem Heim beizuwohnen.

Dagegen habe ich gegenwärtig nicht den Wunsch, meine lieben Kinder herholen zu lassen, aber ich danke Dir für die Gelegenheit, die Du mir geboten hast.

Großer Freund, großer Caesar, mein Geliebter, was mir zuoberst im Sinn liegt, ist der Gedanke, daß Du ungerecht leiden gemacht wurdest. In Qual schreie ich auf gegen die Mächte des Schicksals, die mich durch eine höllische List, wie keine bloßen Sterblichen sie hätten aushecken können, als ein Werkzeug zu Deiner Kränkung mißbraucht haben. Oh, glaube es nicht! Laß Dich nicht das Opfer einer so durchsichtigen Täuschung sein. Gedenke meiner Liebe! Beginne nun nicht, den Blick in meinen Augen anzuzweifeln und die Freude in meiner Hingabe. Ich bin noch immer eine junge Frau; ich weiß nicht, welche Form eine erfahrenere den Beteuerungen der Unschuld gäbe. Soll ich entrüstet sein darüber, daß Du mir mißtraust? Soll ich stolz und zornig sein? Ich weiß es nicht; ich kann nur aufrichtig sein, und sei es auf Kosten der Schamhaftigkeit. Nie habe ich geliebt, nie werde ich lieben, wie ich Dich liebe. Wer kann gekannt haben, was ich kannte – eine Wonne, untrennbar von Dankbarkeit, eine Leidenschaft, darum nicht geringer, daß sie ganz Huldigung war? So geartet, war diese Liebe dem Unterschied unserer Lebensalter angemessen; sie braucht den Vergleich mit keiner andern zu scheuen. Erinnere Dich, erinnere Dich! Vertraue! Trenne mich jetzt nicht wie durch einen Vorhang von dieser Göttlichkeit in Dir, durch den schwärzesten aller Vorhänge, gewebt aus dem Glauben an meinen Verrat. Ich Dich verraten! Ich Dich nicht lieben!

Diese Worte sind nicht königlich. Sie sind aufrichtig. Ich habe mich zum letztenmal auf diese Weise ausgedrückt, bis Du mir erlaubst, es wieder zu tun. Ich nehme nun die Ausdrucksweise eines Staatsbesuchs an, denn Übereinstimmung mit Deinen Wünschen ist der Leitsatz meiner Liebe.

XLIX Alina, die Gemahlin des Cornelius Nepos, an ihre Schwester Postumia, die Gemahlin des Publius Cecinnius, in Verona.
[30. Oktober]

Du wirst wohl auch die Briefe gelesen haben, die wir über diese traurige Sache durch den Eilboten des Dictators der Familie des Dichters sandten. Hier einige Einzelheiten, die ich nur für Deine Augen hinzufüge. Mein Mann trauert, als hätte er einen Sohn verloren. (Unberufen! unsere Buben sind gesund, den Göttern sei Dank!) Auch ich habe Gaius *[Catullus]* liebgehabt, schon seit wir als Kinder alle miteinander spielten. Aber Gefühl sollte unsre Augen nicht blind machen – ich kann doch wohl freimütig zu Dir sprechen? – für die Lehren aus diesem beklagenswert irregeleiteten Leben. Ich mochte seine Freunde nicht; natürlich mochte ich auch dieses schlechte Weibsbild nicht; ich mochte die Verse nicht, die er in den letzten Jahren schrieb; und ich werde nie den Dictator mögen oder loben, der dieser Tage in unserm Haus ein und aus geht, als wäre er ein alter Freund der Familie.
Wir hatten Gaius oft aufgefordert, bei uns zu wohnen, aber Du kennst ja seinen brüsken Unabhängigkeitssinn. Und als er eines Tags an unsrer Tür erschien, und hinter ihm der alte Fusco, der ihm sein Bettzeug nachtrug, und er uns fragte, ob er in unserm Gartenhaus wohnen dürfe, da wußte ich, daß er wirklich krank war. Mein Mann berichtete es sogleich dem Dictator; der Dictator sandte unverzüglich seinen Arzt herüber, einen Griechen namens Sosthenes, den eingebildetsten, dickköpfigsten jungen Mann, dem ich je begegnet bin. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich selbst mich sehr gut aufs Kurieren von Krankheiten verstehe. Ich glaube, es ist eine Gabe, die die unsterblichen Götter allen Müttern verleihen, doch dieser Sosthenes tat immer wieder Heilmittel ab, die ihre Wirksamkeit seit undenklichen Zeiten *erwiesen* haben. Aber das wäre eine lange Geschichte.
Also, Postumia, es besteht nicht der leiseste Zweifel, daß dieses Weib sein Tod war. Nachdem sie ihn drei Jahre lang alle Wege der Hölle geführt hatte, wurde sie plötzlich ganz Güte, und das

ist die Art und Weise, wie sie ihn getötet hat. Sie erschien nie selber, aber jeden Tag kamen Briefe, Geschenke von Leckerbissen – und was für Leckerbissen! – griechischen Handschriften und was weiß ich, und zweimal täglich ließ sie sich nach seinem Befinden erkundigen. Das alles machte Gaius sehr glücklich, aber es gibt verschiedene Arten des Glücklichseins; die seine war dieses verwunderte, körperlose Glücksgefühl, das vermutlich betrogene Ehemänner empfinden, wenn ihre Frauen plötzlich sehr lieb zu ihnen sind. Als die Tage vergingen und sie nicht selber erschien, konnten wir sehn, daß er aller Hoffnung auf Genesung entsagte und sich in den Tod gleiten ließ. Ungefähr um drei Uhr nachmittags des *[27.]* kam sehr besorgt sein Diener Fusco – erinnerst Du Dich seiner? er machte sich am Gardasee bei den Booten nützlich – ins Haus gelaufen. Er sagte, sein Herr habe hohes Fieber, aber kleide sich an, um zum Empfang bei der Königin von Ägypten zu gehn. Ich eilte ins Gartenhaus hinüber und fand ihn bewußtlos in einer großen Lache Gallenflüssigkeit liegen, die er erbrochen hatte. Mein Mann ließ sogleich Sosthenes holen, und der kam und blieb bei Gaius bis zu seinem Tod, eine Stunde vor Tag. Ich durfte das Krankenzimmer nicht betreten. Aber wer anders erschien plötzlich gegen zehn Uhr, als der Dictator selbst? Er war prächtig gekleidet und muß sich vom Empfang bei der Königin weggestohlen haben, der ja kaum eine Meile entfernt stattfand. Die ganze Nacht konnten wir die Orchester hören und den Himmel von den Freudenfeuern erleuchtet sehn. Ich hörte Fusco meinem Mann erzählen, daß, als der Dictator ins Zimmer trat, Gaius sich auf den Ellbogen aufstützte und ihm wild entgegenschrie, er solle sich wegscheren. Er nannte ihn ›Räuber der Freiheit‹, ›Ungeheuer von Habgier‹, ›Mörder der Republik‹ und noch vieles andre, was natürlich alles absolut wahr ist. Mein Mann kam um diese Zeit zu den beiden – er war ausgegangen und hatte unsern alten Balsambrenner gesucht. Er sagte mir später, daß der Dictator das alles schweigend hinnahm, aber dabei bleich war wie ein Geist. Es war wahrscheinlich schon hübsch lange her, daß Caesar geheißen worden war, ein Zimmer zu verlassen, aber

er verließ es. Er kam etwa zwei Stunden nach Mitternacht wieder, nachdem er seine Festkleidung mit andrer vertauscht hatte. Gaius schlief grade; als er dann aufwachte, schien er mit seinem Besucher versöhnt zu sein. Mein Mann sagt, er lächelte sogar und sagte: »Wie, keine Verbrämungen, großer Caesar?« Nun, Du weißt ja, wie mein Mann diesen Menschen vergöttert. (Meist halten wir uns an ein Übereinkommen, in unserm Haus einfach überhaupt nicht von ihm zu sprechen.) Cornelius sagt, daß Caesar von da an ganz wundervoll war, wundervoll in seinem Schweigen und in seinen Antworten. Er sagt, Caesar war natürlich an mehr Sterbelagern anwesend als irgend jemand sonst. Du kennst doch alle diese Geschichten über Gallien, und wie die verwundeten Soldaten sich weigerten zu sterben, bevor ihr General seine allabendliche Runde gemacht hatte. Oh, ich gestehe, Postumia – ein so böser Herrscher er auch ist –, es ist etwas sehr Eindrucksvolles und doch Ungezwungenes in seinem Wesen. Mein Mann sagt, er selbst ist mit Sosthenes in einer Ecke des Zimmers geblieben und hat sehr wenig von dem hören können, was die beiden sprachen. Offenbar hat sich Gaius dabei einmal, während ihm die Tränen übers Gesicht strömten, fast aus dem Bett geworfen und geschrien, daß er sein Leben und Dichten um die Gunst einer Dirne vergeudete. Ich hätte nicht gewußt, was darauf antworten, aber wie es scheint, wußte es der Dictator. Mein Mann sagt, er sprach in noch leiserem Ton, doch soviel er zu hören vermochte, pries Caesar diese Clodia Pulcher, als wäre sie eine Göttin. Gaius litt keine Schmerzen, aber er wurde immer schwächer. Er lag da, die Augen zur Zimmerdecke gerichtet, und lauschte Caesars Worten. Von Zeit zu Zeit verstummte Caesar, aber wenn sein Schweigen ihm zu lange dauerte, berührte Gaius ihn am Handgelenk, wie um zu sagen: »Sprich weiter, sprich weiter!« Und dabei sprach Caesar von nichts anderm als von Sophokles. Gaius starb zu einem Chor aus ›Oedipus auf Kolonos‹. Caesar legte ihm die Münzen auf die Augenlider, umarmte Cornelius und den elenden Arzt und ging heim, schon im ersten Tageslicht, aber ohne Leibwache.

Du wirst vielleicht einiges von alledem seiner Mutter und seinem Vater weitererzählen wollen, aber es scheint mir, daß es sie nur noch mehr betrüben müßte. Ich würde mich nicht wenig verantwortlich fühlen, wenn einer meiner beiden Buben einer solchen blinden Verliebtheit erläge, wie wir sie hier miterlebt haben. Ich glaube, ich kann sagen, daß ihre Erziehung sie davor bewahrt haben wird!

[Der Brief geht weiter und bespricht den Verkauf einer Liegenschaft.]

XLIX-A Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[In der Nacht vom 27. zum 28. Oktober]

1013. *[Über den Tod Catulls.]* Ich wache am Bett eines sterbenden Freundes, des Dichters Catullus. Von Zeit zu Zeit schläft er ein. Dann ziehe ich meinen Schreibstift hervor, vielleicht, um wie gewöhnlich Nachdenken zu vermeiden. (Obgleich ich nun schon gemerkt haben sollte, daß, an Dich zu schreiben, grade diejenigen Fragen aus den geheimen Tiefen meines Geistes heraufruft, mit deren Vermeidung ich mein Leben verbrachte.)

Er öffnete nur ein wenig die Augen, sagte die Namen von sechsen der Plejaden her und fragte mich dann nach dem der siebenten.

Sogar schon als junger Mann, Lucius, hast Du ein untrügliches Auge für das Unausweichliche und für unvermeidliche Folgen gehabt. Du hast keine Zeit mit dem Wunsch vergeudet, daß Dinge anders wären. Von Dir lernte ich, aber langsam, daß es weite Gebiete des Erlebens gibt, die unser Wunsch nicht ändern, denen unsre Furcht nicht ausweichen kann. Ich klammerte mich jahrelang an eine Schar von Selbsttäuschungen, an den Glauben, daß eine glühende Heftigkeit des Denkens Botschaft von einem geliebten, aber selbst teilnahmslosen Menschen bringen könne und daß bloße Entrüstung den Triumph eines Feindes aufzuhal-

ten vermöge. Das Weltall geht seinen gewaltigen Gang, und es gibt sehr wenig, was wir tun können, um den abzuändern. Du erinnerst Dich wohl, wie entsetzt ich war, als Du so leichtlich das Wort hinwarfst: »Hoffnung hat noch nie das morgige Wetter geändert.« Schmeichelei beteuert mir unaufhörlich, daß ich »das Unmögliche vollbrachte« und »die Ordnung der Natur umkehrte«; ich nehme diese Tribute mit einem ernsten Neigen des Kopfes entgegen, aber nicht ohne den Wunsch, daß der beste meiner Freunde anwesend wäre, um sie mit mir so zu verlachen, wie sie es verdienen.

Ich beuge mich dem Unvermeidlichen nicht nur, ich werde dadurch gestärkt. Die Leistungen der Menschen sind bemerkenswerter, wenn man die Beschränkungen betrachtet, unter denen sie sich mühn.

Das Erzbeispiel des Unvermeidlichen ist der Tod. Ich erinnere mich gut, daß ich in meiner Jugend glaubte, ich sei gewiß von seinem Wirken ausgenommen. Zum erstenmal, als meine Tochter starb, und dann, als Du verwundet wurdest, wußte ich, daß ich sterblich bin; und nun betrachte ich jene Jahre als vergeudet, als fruchtlos, in welchen mir nicht bewußt war, daß der Tod gewiß, ja jeden Augenblick möglich ist. Ich kann nun auf den ersten Blick diejenigen erkennen, die ihren Tod noch nicht vorausgesehn haben. Ich erkenne sie als die Kinder, die sie sind. Sie vermeinen, indem sie der Betrachtung des Todes ausweichen, die Würze des Lebens erhöhen zu können. Das Umgekehrte ist wahr: Nur wer sein Nichtsein ins Auge faßt, ist fähig, das Sonnenlicht zu preisen. Ich will nichts zu tun haben mit der Lehre der Stoiker, daß die Betrachtung des Todes uns die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens zeige und die Nichtigkeit aller Freuden des Lebens. Jedes Jahr sage ich dem Frühling mit innigerer Leidenschaft Lebewohl, und jeden Tag bin ich mit größerer Entschlossenheit dabei, das Gefälle des Tibers zu nutzen, wenn auch meine Nachfolger ihm vielleicht gestatten werden, sich sinnlos ins Meer zu ergießen.

Er hat abermals die Augen geöffnet. Es kam ein krampfhafter Anfall von Kummer. Clodia! Mit jedem Augenblick, den ich das mit ansehe, verstehe ich deutlicher ihre zerstörte Größe.

Oh, es wirken Gesetze in der Welt, deren Tragweite wir kaum ahnen können. Wie oft haben wir erhabene Größe ganze Lawinen von Bösem ins Rollen bringen und Tugend von Schlechtigkeit gezeugt gesehn. Clodia ist keine gewöhnliche Frau, und als er an sie geriet, hat Catullus Gedichte gesprüht, die nicht gewöhnlich sind. In unserm engen Blickfeld sagen wir *gut* und *böse*, aber woraus die Welt Nutzen zieht, das ist der Stärkegrad. Darin liegt ein Gesetz verborgen, aber wir sind nicht lange genug anwesend, um mehr zu erblicken, als zwei Glieder der Kette. Dem entspringt der Gram über die Kürze des Lebens.

Nun schläft er wieder.

Abermals ist eine Stunde vergangen. Wir sprachen miteinander. Sterbebetten sind mir nichts Fremdes. Mit den Schmerzen Leidenden spricht man über sie selbst; denen, die klaren Geistes sind, preist man die Welt, die sie verlassen. Es liegt keine Würde darin, eine verachtenswerte Welt zu verlassen, und Sterbende sind oft von der Furcht gequält, daß das Leben am Ende nicht die Anstrengungen wert war, die es sie gekostet hat. Mir fehlt es nie an Dingen, die ich preisen kann.

In der eben vergangenen Stunde habe ich eine alte Schuld abgetragen. Vielmals während der zehn Jahre meiner Feldzüge wurde ich von einem immer wiederkehrenden Wachtraum heimgesucht. Ich ging nachts vor meinem Zelt hin und her und improvisierte eine Rede. Ich stellte mir vor, ich hätte eine Schar ausgewählter Männer und Frauen um mich, besonders junger, denen ich zu sagen wünschte, was alles ich – als Knabe und Mann, Soldat und Staatslenker, als Liebhaber, Vater und Sohn, als Leiden und Freuden Erlebender – Sophokles schulde. Einmal, bevor ich sterbe, wollte ich mein von Dank und Lob übervolles Herz ausschütten – das allsogleich wieder gefüllte.

Ja, er war ein Mann, und seines war Manneswerk. Eine alte Frage ist beantwortet. Nicht etwa, daß die Götter sich weigerten, ihm

zu helfen, obgleich es gewiß ist, daß sie ihm keine Hilfe leisteten. Das ist nicht ihre Art. Hielten sie sich nicht verborgen, er hätte nicht so ausgespäht, um sie zu finden. Auch ich bin durch die höchsten Alpen gewandert, wann ich nicht die Hand vor den Augen sehn konnte, aber nie mit seiner Gefaßtheit. Ihm genügte es, zu leben, *als ob die Gipfel da wären.*

Und nun ist auch Catullus tot.

L. Caesar an Cytheris.
[1. November]

Du kannst Dir wohl vorstellen, verehrte Frau, daß ein Mann in meiner Stellung zögert, an jemand eine Bitte zu richten, für den er die größte Hochschätzung hegt; damit nicht am Ende seine Bitte ein Gewicht zu haben scheine, das ihr zu geben, nicht in seiner Absicht liegt. Nimm an, daß meine Stellung noch dieselbe ist wie damals, als ich die Freude hatte, Deine Bekanntschaft zu machen und Du erstmals eine Bewunderung erwecktest, die mit dem Hingehn der Zeit sich nur steigerte.
Meine Frau hat die Responsorien gelernt, welche ihr bei gewissen Zeremonien zufallen werden, die im Dezember stattfinden. Ich durfte sie in diesen unterrichten, aber begrenzt natürlich durch ihre Geheimhaltung. Darf ich Dich ersuchen, ein paar Stunden dafür zu gewähren, sie im Sprechen dieser Responsorien zu unterweisen und in dem Gebaren, das zu deren Feierlichkeit stimmt?
Da die Königin von Ägypten bei einem Teil des Zeremoniells anwesend sein wird, wäre ich Dir zu besonderm Dank verpflichtet, wenn ihr gestattet würde, an so vielen Stunden teilzunehmen, wie Du für meine Frau erübrigen kannst.
Mit einem sehr beglückenden Gefühl erfuhr ich vor wenigen Tagen zufällig, daß Du eine geschätzte Freundin unsres Lucius

Mamilius Turrinus bist und ihn manchmal auf der Insel Capri besuchst. Es ist sein Wunsch, daß seiner so wenig als möglich Erwähnung getan werde, und auch schon diese Zeilen drücken dem Brief das Siegel des Schweigens auf. Mich beglückt nicht nur, daß Du Dich seiner Freundschaft erfreust und er sich der Deinen, sondern daß durch Dich (und ich hoffe, hochgeschätzte Frau, auch durch mich) sein Genie – wenn ich so sagen darf – in der Welt wirksam werden kann, wenn es uns gleich nicht erlaubt ist, seinen Namen zu gebrauchen. Es wäre bemerkenswert genug, daß irgendein Mensch eine so verzweifelte Lage überstanden und ihre Folgen erduldet haben und doch in seiner Seele unerschüttert geblieben sein sollte; daß dies aber ihn befallen hat, der bereits alle Männer an Weisheit überragte, wie er ihnen an den Eigenschaften überlegen war, welche wir Schönheit der Seele nennen, ist Anlaß zu staunender Bewunderung, deren Grenzen ich nie erreicht habe. Die Insel Capri ist für mich von einer Aura umgeben, die ich nur ehrfürchtige Scheu nennen kann. Daß ich nicht das einzige Echo dieses Genies bin, ist für mich nicht nur eine Beglückung, sondern eine Erleichterung. Viele Dinge bleiben unbesprochen zwischen meinem Freund und mir. Zu diesen gehört die Regel, daß ich keine Briefe von ihm erhalte und ihn nur einmal im Jahr besuchen darf. Ich bin oft betrübt über diese Einschränkungen, aber mit der Zeit gelange ich zu der Einsicht, daß auch sie die fast einer andern Welt entstammende Weisheit zeigen, von der einem etwas zu vermitteln er nie verfehlt.

Da wir von großen Männern reden, lege ich Abschriften der letzten Verse bei, die Gaius Valerius Catullus schrieb, der vor fünf Nächten gestorben ist.

LI Die Königin von Ägypten: Memorandum für ihren Staatssekretär.

[6. November]

Die Königin von Ägypten hat mit Befriedigung die Auskünfte erhalten, welche Du ihr unterbreitet hast. Ihre belobende Anerkennung gilt besonders Deinen Berichten vom 29. Oktober und 3. November samt den ihnen angeschlossenen Dokumenten. Die Königin hat Deine Abschätzung der Unzufriedenheitsherde zur Kenntnis genommen.

[Hier folgen Cleopatras Bemerkungen über zwölf Individuen und Gruppen, von denen einzeln oder zusammen Versuche zum Umsturz des Staates oder zur Ermordung des Dictators zu gewärtigen sein mochten. Die möglichen Verschwörer umfassen nicht die beiden Casca, Cassius oder Brutus. Von dem Material zu diesem Abschnitt ist einiges im vierten Buch enthalten.]

Zusätzlich lenkt die Königin Deine Aufmerksamkeit auf folgendes:

1. Die Berichte der Quelle 14 *[Abra]* sind wertlos. Ihre Einfalt ist gemacht. Es sollte nicht schwer sein, den Wert dieser Briefe durch Drohungen mit Bloßstellung und durch andre Arten von Druck zu steigern.

2. Bist Du überzeugt, die volle Bedeutung des Verschwindens des Dictators während meines Empfangs am 27. erforscht zu haben? Seine Anwesenheit am Krankenbett eines zotenreißerischen Versemachers scheint keine genügende Erklärung zu bieten.

3. Es sollten alle Anstrengungen gemacht werden, eine Vertrauensperson in den Haushalt des Marcus Antonius hineinzubringen. Das Beweismaterial, das Du über seine Untreue gegenüber dem Dictator im Jahre *[46]* gesammelt hast, wird Dir hiermit zurückgegeben. Es sollte bei den Dokumenten abgelegt werden, die Du vor Diebstahl oder Beschlagnahme gesichert ver-

wahrst. Ich behalte das übrige Material, das Du in seinem Haus gefunden hast.

4. Die Schneiderin Mopsa. Verschaffe mir so bald als möglich einen vollständigen Bericht über Vorleben, Herkunft, Umgang und so weiter. Ebenso eine Übersicht, in welchen Häusern sie während dieses Monats arbeitet. Sie kommt am 17. zu mir, um mein Gewand für die Zeremonien der Guten Göttin anzufertigen.

5. Deine Aufgabe für diese Woche besteht in einem eingehenden Studium der gegenwärtigen Umstände der Herrin Clodia Pulcher und ihres Bruders. Wie wird es gedeutet, daß sie sich aufs Land zurückgezogen hat? Wann kommt sie wieder in die Stadt? Der Bericht des Sosigenes *[des ägyptischen Astronomen]* war unbefriedigend. Ich wünsche, daß Du ihm bedeutest, was er zu beobachten hat. Ich bin Deiner Meinung, daß Clodius Pulcher des Dictators Gattin zu verführen trachtet. Ich wünsche, daß Du dies mit genauester Aufmerksamkeit verfolgest. Es besteht wenig Zweifel, daß Mitteilungen durch Quelle 14 zwischen ihnen hin und her gehn. Berichte mir jeglichen Vorschlag, den Du etwa dafür machen kannst, aus dieser Lage der Dinge Vorteil zu ziehn.

In Anerkennung des Fleißes und der Geschicklichkeit, die Du bei den Dir übertragenen schwierigen Aufgaben gezeigt hast, beliebt es mir mit Vergnügen, Dir und Deinen Nachkommen auf immerwährende Zeiten die Oase Sesseden zu verleihen, samt ihren Revenuen und Imposten, einzig beschränkt durch die im 44. und 47. Erlaß meiner Regierung festgesetzten Regelungen *[Einschränkungen der Abgaben, die Bezirksbeamte und Grundherren von den Bauern einheben dürfen, und Begrenzungen der Gebühr für das Tränken von Kamelen an Quellen und Wasserläufen]*.

LII Pompeia an Clodia.

[12. November]

Ich vermisse Dich die ganze Zeit, liebste Mausi. Niemand kann verstehn, warum Du jetzt plötzlich aufs Land bist, wenn so viel in der Stadt los ist. Ich fragte meinen Mann, welches Interesse Du überhaupt an Mathematik finden kannst, und er sagte, daß Du sehr begabt bist für solche Dinge und daß Du alles über die Sterne weißt und was sie tun.

Du darfst zehnmal raten, wer die ganze Zeit zu uns ins Haus kommt, fast jeden zweiten Tag, und es geht dabei höchst ungewöhnlich zu. Cleopatra! Und nicht nur Cleopatra, auch Cytheris, die Schauspielerin. Und mein Mann hat das alles so eingerichtet. Ist das nicht sonderbar?

Erst kam Cytheris, um mich, Du weißt schon was, zu lehren. Dann begann Cleopatra herzukommen, um das auch zu lernen. Am Ende der Stunden bittet die Königin die Schauspielerin immer, etwas zu rezitieren, und – oh, solche Sachen, daß es mir kalt über den Rücken läuft. Kassandra, wie sie wahnsinnig wird, und Medea, wie sie auf die Ermordung ihrer kleinen Kinder sinnt, und lauter Leute, die sterben. Und mein Mann kommt da immer zeitig nach Hause, und es wird nur von griechischen Dramen geredet, und er steht auf und ist Agamemnon, und Cytheris ist Klytaemnestra, und Cleopatra ist Kassandra, und Octavius und ich müssen Chor sein, und dann nachtmahlen wir alle. O meine liebe Claudilla, Du solltest hier sein, denn ich habe niemand, mit dem ich lachen kann; sie sind alle so furchtbar ernst bei diesen Sachen. Für mich ist es sehr, sehr spaßig, wenn mein Mann zu brüllen anfängt und wenn Cleopatra rasend wird.

Wirklich, ich habe die Königin recht gern. Natürlich ist sie nicht so wie Du und ich. Ich habe immer gedacht, daß sie fast häßlich ist, aber manchmal ist sie fast schön. Aber ich bin wirklich nicht das kleinste bißchen eifersüchtig. Mein Mann ist zu ihr nicht anders als zu Tante Julia.

Gestern fragte die Königin von Ägypten meinen Mann, wann

Du zurückkommen wirst. Sie sagte, sie hofft, Du wirst bald zurückkommen, da Du doch ihre Instruktorin für die Riten bist. Mein Mann sagte, er weiß nicht, was Deine Pläne sind, aber er nimmt an, Du wirst bis zum 1. Dezember zurück sein.

Liebste, ich habe Deinen Bruder gesehn, den jüngern, meine ich; er ist auf seinem Pferd herangeritten gekommen, als ich zum Nemisee unterwegs war. Er sieht Dir so ähnlich, daß ich stets staunen muß. Die Leute sagen, daß er ein schlechter Mensch ist, und auch Du sagst das, aber ich weiß, er ist das nicht. Du darfst nicht diese Haltung gegen ihn einnehmen, meine liebe Claudilla. Jeder Mensch würde schlecht, wenn Du ihm die ganze Zeit sagst, daß er schlecht ist.

Aus diesem Brief wirst Du wohl schließen, daß ich sehr glücklich bin, aber ich bin's nicht. Ich gehe fast nie aus dem Haus, und niemand, den ich zu sehn wünsche, kommt je her. Einmal bin ich bei der Königin von Ägypten gewesen, und einmal habe ich einen Besuch bei Porcia gemacht, der Frau des Brutus, die ein Kind erwartet. Das war alles. Manchmal sitze ich einfach da und wünsche mir, ich wäre tot. Ich muß immer denken, wenn man nicht lebt, solang man jung ist, wann lebt man dann? Ich bete meinen Mann an, und er betet mich an, aber ich habe gern Menschen um mich, und er nicht.

Ich habe soeben gehört, daß mein Besuch bei Porcia einfach verschwendet war; eben ist die Nachricht gekommen, daß sie eine Fehlgeburt gehabt hat, also hätte ich gar nicht hinzugehn brauchen.

LIII Cytheris an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri. *[25. November]*

Die Luft in Rom, mein lieber Freund, ist voll Unbehagens und Reizbarkeit; die Zungen werden scharf und satirisch, aber niemand lacht; man hört täglich Geschichten von Vorgängen und

Verbrechen, die nicht so sehr leidenschaftlich, vielmehr ziellos und unlogisch sind. Eine Zeitlang dachte ich, daß dieses unbehagliche Gefühl nur in mir selbst sei, nun aber spüren es alle. Unser Herr und Gebieter ist beschäftigter denn je; Erlässe kommen täglich zu uns herabgeflattert. Bestimmungen zur Einschränkung des Wuchers wurden festgesetzt, und jedermann muß das Stück Straße vor seiner Tür reinhalten. Eine große Weltkarte ist in das Pflaster vor den Gerichtshöfen eingelassen worden, auf der goldene Adler die Lage neuer Städte anzeigen. Junge Ehemänner stehn davor, reiben sich das Kinn und versuchen zu entscheiden, ob sie ein neues Heim in Eis und Schnee oder unter glühender Sonne errichten sollen.

Ich wollte schon Deine Einladung annehmen, sogleich nach Capri zu kommen, als dieser Herr und Gebieter verlangte, ich solle in sein Haus kommen und seine Frau und seinen königlichen Gast in dem Zeremoniell unterweisen, das anfangs Dezember von ihnen verlangt werden wird. Am Schluß dieser Lektionen, deren wir bisher acht hatten, wird mit verteilten Rollen aus den Tragödien gelesen, woran wir alle teilnehmen, auch Caesar selbst. Ich finde da, daß ich mich in einer Tragödie innerhalb einer Tragödie bewege.

Ich beginne allmählich dieses Rätsel zu begreifen: Caesars Ehe. Ich sehe, daß sie nicht auf irgendeiner krankhaften Vorliebe für sehr junge Mädchen beruht, wie so viele Lästerzungen behauptet haben. Caesar ist ein Lehrer; das ist eine Art wütender Leidenschaft bei ihm. Er kann nur lieben, wo er unterrichten kann; die Gegengabe, die er verlangt, sind Fortschritte und Aufgeklärtheit. Von diesen jungen Mädchen fordert er nur, was Pygmalion vom Marmor forderte. Ich vermute nach allem, daß er dreimal belohnt wurde – von Cornelia, von seiner Tochter und von der Königin von Ägypten; und vielmals auf Widerstand stieß. Der Widerstand, mit dem er es nun zu tun hat, ist ungeheuer und niederschmetternd. Pompeia ist kein unverständiges Geschöpf. Aber seine Methode bei ihr ist so unverständig, daß er, was sie an Verstand besitzt, einschüchtert und darben läßt. Liebe als Er-

ziehung ist eine der großen bildenden Kräfte in der Welt, aber sie schafft einen heiklen Schwebezustand; und Harmonie ist ihr so selten erreichbar wie der Liebe der Sinne. Vereitelt, schafft sie sogar noch größeres Unheil, denn wie alle Liebe ist sie eine Art von Wahnsinn. Einerseits liebt er sie als ein zartes heranwachsendes Ding und als Weib (und der auf einem Weibe ruhende Blick Caesars ist wie der keines andern Mannes), und andrerseits liebt er sie um der Möglichkeit willen, daß aus ihr vielleicht eine Aurelia, eine Julia Marcia würde. In seinem Geist ist Rom ein Weib; er heiratete Pompeia, um sie zu noch einer dieser lebenden Statuen der großen römischen Matrone zu bilden.

Auch Cleopatra hat ihn enttäuscht. Man kann nur ahnen, wie berauschend sie anfangs die Anforderungen an eine geliebte Schülerin erfüllt haben muß. Und das tut sie noch immer. Ich vergöttere diesen Koloß, aber ich bin eine alte Frau; ich bin nicht mehr bildsam. Dennoch verstehe ich sehr gut den verzückten Eifer, mit dem sie jedes Wort aufnimmt, das von seinen Lippen fällt. Er entdeckte jedoch, daß er sie nichts Wesentliches lehren kann, denn das Wesen dessen, was er zu lehren hat, ist Moralbewußtsein, ist Verantwortungsgefühl; Cleopatra aber hat auch nicht das verschwommenste Empfinden dafür, was recht und was unrecht ist; und Caesar weiß nicht, daß er diese Leidenschaft fürs Belehren hat. Das alles ist für ihn so unsichtbar wie etwas, das von selbst einleuchtet. Daher ist er ein sehr schlechter Lehrer. Er nimmt an, alle Menschen seien zugleich eifrige Lehrer und gierige Lerner und durchpulst von lebendiger Moral. Frauen sind feinfühligere Lehrer als Männer.

Ich werde nie aufhören, von dem uns gelegentlich zuteil werdenden Anblick bewegt zu sein, wie große Männer versuchen, eine Ehe zu schaffen, wo es keine Ehe geben kann, und immerzu eine besiegte Zärtlichkeit an Ehefrauen von schlecht gemischten Anlagen verschwenden. Die Geduld, welche sie erwerben, ist ganz verschieden von der Geduld, welche Ehefrauen gegenüber ihren Männern zeigen; die gehört zur natürlichen Ordnung der Dinge und sollte nicht lobender hervorgehoben werden als die Ehrlich-

keit der Ehrlichen. Man sieht diese gekränkten Ehemänner sich schließlich in sich selbst zurückziehn; sie haben die tiefe Einsamkeit des Menschen kennengelernt, wie ihre glücklicheren Brüder sie nie kennenlernen.

Ein solcher Ehemann ist Caesar. Seine andere Gemahlin ist Rom. Beiden ist er ein schlechter Gemahl, aber aus einem Übermaß ehelicher Liebe.

Laß mich noch einen Augenblick fortsetzen.

Ich bin erst jüngst dahin gelangt, einige Worte zu verstehn, die Du vor Jahren sagtest: »Schlechtigkeit ist vielleicht die Erforschung der eigenen Freiheit« – habe ich das richtig behalten? – »und die Suche nach einer Begrenzung, die man zu achten vermag.« Wie dumm von mir, das nicht schon längst begriffen zu haben, mein lieber Freund; ich hätte es in meine Medea, meine Klytaemnestra hineinspielen können. Ja, im Licht dieses Gedankens können wir da nicht sagen, daß ein großer Teil dessen, was wir ›Schlechtigkeit‹ nennen, der Grundzug der Tugend ist, die Gesetze ihres eigenen Wesens zu erforschen? Ist es nicht das, was Antigone, meine Antigone, unsre Antigone, meint, wenn sie sagt: *[im Drama des Sophokles, als Antwort auf Kreons Behauptung, ihr erschlagener ›guter‹ Bruder würde nicht wünschen, daß ihr ›schlechter‹ Bruder ehrenvoll bestattet werde]* »Wer weiß, ob nicht in der Unterwelt seine *[bösen]* Taten untadelig erscheinen werden?« Ja, hierin ist die Deutung von Clodias Ausschweifungen zu finden, und wenn Caesar nicht wachsam ist, wird Pompeia auf die Suche nach einer Begrenzung ihrer Neugierden gehn. Die Natur bietet sie unsern Sinnen: Feuer brennt unsre Finger, und das Hämmern unsres Herzens hindert uns, Berghänge hinaufzulaufen; aber nur die Götter haben den Abenteuern unsres Geistes ein Halt entgegengesetzt. Wenn es ihnen nicht beliebt einzugreifen, sind wir dazu verurteilt, uns unsre eigenen Gesetze zu machen oder angstvoll durch die pfadlosen Wüsten unsrer beängstigenden Freiheit zu wandern und nach dem beruhigenden Anblick sogar eines verriegelten Tors, einer abweisenden Mauer zu suchen. Es ist ein von Possenschreibern immer wieder aufge-

tischter Scherz, daß Ehefrauen sich freuen, von ihren Männern verprügelt zu werden. Darin spiegelt sich jedoch eine ewige Wahrheit: Es liegt eine große Beruhigung in dem Wissen, daß die uns Liebenden uns genug lieben, um die Verantwortung dafür zu übernehmen, die Grenzen des Erlaubten zu bezeichnen.
Ehemänner irren da oft – aber in beiden Richtungen. Caesar ist ein Tyrann – als Ehemann wie als Herrscher. Nicht etwa weil er, wie andre Tyrannen, Freiheit ungern andern zugesteht; sondern, selber erhaben frei, hat er alles Bewußtsein davon verloren, wie Freiheit bei andern wirkt und entwickelt ist; immer im Irrtum, gewährt er zu wenig oder zu viel.

LIV Clodia, aus Nettuno, an ihren Bruder in Rom.
[Auswahl aus fast täglichen Briefen während des Monats November.]

Komm nicht her, Hirnloser, ich will niemand sehn.
Ich bin vollkommen glücklich so. Cicero ist mein Nachbar. Er schreibt verdrossen diese kläglichen Unaufrichtigkeiten, die er Philosophie nennt. Wir kamen mehrmals zusammen, beschränken uns aber jetzt darauf, einander Geschenke von Obst oder Backwerk zu senden. Er vermochte mich nicht für Philosophie zu interessieren, und ich konnte ihm kein Interesse für Mathematik einflößen. Er ist ein sehr witziger Mann, aber aus irgendeinem Grund ist er es nie mir gegenüber. Ich mache seinen Witz versiegen.
Ich tue den ganzen Tag gar nichts und wäre sehr langweilige Gesellschaft für Dich. Ich studiere Zahlen und vermag tagelang alles andre zu vergessen. Man kommt auf Dinge beim Studium des Unendlichen, von denen sich nie jemand hat träumen lassen. Ich habe Sosigenes mit ihnen erschreckt. Er sagt, sie sind gefährlich.

Ich bin sehr böse auf Dich, daß Du Dich an den alten Adlerschnabel gewendet hast, damit er diese Posse verbiete. Eine Demütigung beginnt erst in dem Augenblick, wo wir solche Dinge überhaupt beachten. Wann wirst Du lernen, daß die Freude der Boshaften sich verdoppelt, wenn sie gewahr werden, daß wir durch ihre Bemerkungen verletzt sind?

Wie Du sagst, es ist ärgerlich, wenn man eines Tausends Verbrechen beschuldigt wird, zu deren Begehung man gar nie gekommen ist. Gewiß, ich habe meine lieben Eltern verlassen, sobald ich nur konnte, aber ich habe nie einen Finger gerührt, um sie zu erzürnen. Ich habe nicht nur meinen armen Mann nicht getötet, sondern ich bin auf die Knie gefallen und habe ihn gebeten, sich nicht durch unmäßiges Essen umzubringen. Ich habe nie das leiseste Beben einer Leidenschaft für Dich oder für Dodo empfunden, tatsächlich habe ich oft mit Erstaunen auf die ausgehungerten Wasserratten gestarrt, die sich darauf einließen, Dich anziehend zu finden.

Was diese jüngste Sache betrifft *[den Tod des Catull?]*, wünsche ich nicht, daß Du sie je wieder erwähnst. Es ist alles so verwickelt; niemand anders wird es je verstehn. Ich will es nicht erwähnt hören.

Das Schlimmste daran, daß einem Verbrechen nachgesagt werden, ist jedoch, daß es einem keine Ruhe läßt, bis man alle diese Verurteilungen verdient hat. Aber es würde natürlich nur etwas ganz Ungeheures genügen. Etwas, das die Sonne verfinstert.

Selbstverständlich ärgert es mich, daß Leute sagen sollten, *er* habe mir geboten, aufs Land zu gehn. Wenn's auch glatter Unsinn ist, ist es doch aufreizender als alle andern Lügen zusammengenommen. Aber ich werde nicht in die Stadt kommen, bloß um es zu widerlegen.

[27. November]

Komm doch hierher, Publius! Ich kann das nicht mehr länger aushalten, aber ich bin noch nicht bereit, in die Stadt zurückzukehren.

Um Himmels willen komm, aber bring niemand mit!
Das Schlimmste an Untätigkeit ist, daß sie einen darüber grübeln macht, wie die Zeit vergeht. Und sie hat mich dahin gebracht, Erinnerungen nachzuhängen, als wäre ich ein altes Weib. Letzte Nacht konnte ich nicht schlafen; ich stand auf und verbrannte alle meine Mathematikhefte; dann warf ich alle Briefe hinein, die ich seit zehn Jahren bekommen habe. Sosigenes tanzte herum wie ein alter Nachtfalter und versuchte, mich zurückzuhalten.
Brich sogleich auf, wenn Du diesen Brief erhältst. Ich habe eine Idee. Marcus Antonius gelang es nicht, »das größte je in Rom gesehne Wagestück« zu vollenden. Nun, ich weiß ein andres.
Mopsa ist hier und macht mir ein neues Gewand und einen Turban für die Lala-lala-Spiele.

[28. November]

Ich hoffe, dieser Brief erreicht Dich nicht mehr und Du bist bereits unterwegs. Wenn nicht, brich sogleich auf!
Ich habe soeben einen Brief vom Dictator erhalten, der verlangt, ich soll nach Rom zurückkehren, um meine Unterweisung der Königin zu beginnen. Er hat mich für den Zweiten zum Abendessen eingeladen.

LV Cleopatra an Caesar.

[5. Dezember]

Ich teile Dir das Folgende mit, großer Caesar, obwohl ich weiß, daß meine Beweggründe von Dir mißverstanden werden könnten.

Vor anderthalb Monaten hätte ich Dich so etwas sogleich wissen lassen; dieser Gedanke bestimmt mich jetzt, es zu tun.
Die Herrin Clodia Pulcher hat *zwei* Gewänder und Turbane für die Zeremonien am Abend des 11. Dezember anfertigen lassen. Sie beabsichtigt, ihren Bruder in das eine davon zu kleiden und

ihn in Dein Haus einzuschmuggeln. Deine Frau weiß davon, wie ein Brief zeigt, der sich nun in meinem Besitz befindet.

LV-A Caesar an Cleopatra.
[Mit wendendem Boten.]

Ich danke Dir, große Königin. Ich bin für vieles in Deiner Schuld. Ich bedaure, daß diese unglückselige Sache, auf die Du meine Aufmerksamkeit lenkst, auch darunter sein sollte.

LVI Alina, die Gemahlin des Cornelius Nepos, an ihre Schwester Postumia, die Gemahlin des Publius Cecinnius in Verona.
[13. Dezember]

Nur ein Wort in Eile, liebste Postumia. Rom ist auf den Kopf gestellt. So einen Aufruhr hat es noch nie gegeben. Die öffentlichen Ämter wurden geschlossen, und die meisten Kaufleute haben ihre Läden gar nicht geöffnet. Die Nachricht muß Dich wohl schon erreicht haben – daß Clodia Pulcher ihren Bruder, als Teilnehmerin verkleidet, zu den Zeremonien der Guten Göttin eingeschmuggelt hat. Ich stand nur ein paar Schritte weit von ihm, als er entdeckt wurde. Es heißt, daß es die Herrin Julia Marcia gewesen ist, die darauf aufmerksam machte. Unser Singen hatte schon eine Stunde gedauert, und die Responsorien hatten begonnen. Einige Frauen stürzten sich auf ihn und rissen ihm den Turban und die Bänder ab. Ein solches Gekreisch hast Du noch nicht gehört! Die Frauen schlugen bald von allen Seiten auf ihn ein, so fest sie konnten. Andre rasten umher und verhüllten eilig die geheiligten Dinge. Natürlich war kein einziger andrer Mann in Rufweite; dann kamen einige Wachen und ergriffen ihn, der blutete und stöhnte, und schleppten ihn weg.
Das ist das Ende; wirklich, ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Alle sagen, daß es das Ende ist. Die Leute sagen sogar, nun mag Caesar Rom nach Byzanz verlegen. Ich muß jetzt gleich zur Gerichtsverhandlung hinunter. Cicero hielt schon gestern eine furchtbare und wundervolle Rede gegen Clodius und Clodia. Alle möglichen Leute werden als Zeugen vorgeladen, und die Luft schwirrt von Gerüchten. Einige glauben, daß die Königin von Ägypten die Hand im Spiel gehabt hat, weil Clodia ihre Unterweisung übernommen hatte; aber die Königin war unpäßlich und ist gar nicht zu der Feier hingegangen.

Das Sonderbarste von allem ist das Benehmen Caesars. Als Pontifex maximus sollte er die Untersuchung leiten. Aber von Anfang an weigerte er sich, etwas damit zu tun zu haben. Kein Zweifel, daß seine Frau ebenso schuldig ist wie die beiden. Ist es nicht gräßlich, gräßlich?

Mein Mann ist soeben nach Hause gekommen. Er sagt, daß Pompeias Familie – ihrer zwanzig – gestern abend zu Caesar ging, um ihn anzuflehen, daß er zu Pompeias Verteidigung spreche. Es scheint, daß er sehr ruhig war und sie eine Stunde lang anhörte. Dann erhob er sich und sagte, er habe nicht die Absicht, bei der Gerichtsverhandlung zu erscheinen; es sei möglich, daß Pompeia nicht in diese Sache verwickelt sei, daß es aber für eine Frau in ihrer Stellung nicht schwer sei, ihr Leben so zu führen, daß ein solcher Verdacht nie auf sie fiele; der Verdacht allein sei schon schädigend genug, und er werde sich gleich morgen – das ist heute – von ihr scheiden.

Jetzt muß ich aber wirklich zu der Gerichtsverhandlung, meine Liebe. Ich werde vielleicht als Zeugin auszusagen haben. Es ist ein sonderbares Gefühl, durch die Straßen dieser Stadt zu gehn! Es ist, als wäre die Stadt selbst in Schande und Ungnade und als sollten wir alle aus ihr ausziehn.

VIERTES BUCH

LVII Servilia, aus Rom, an ihren Sohn Marcus Junius Brutus.

[8. August]

[Dieser Brief erreichte Brutus, als er nach Ablauf seiner Amtszeit im diesseitigen Gallien die Rückreise nach Rom antreten wollte.]

Kehre zurück, Marcus, kehre zurück in die Stadt, in der aller Augen auf Dich gerichtet sind!

Der Held, dessen Namen Du trägst *[Junius Brutus, der die Tarquinier vertrieben hatte]* lebt in Dir, im Geist, wenn nicht im Blut, und seine Aufgabe liegt auf Deinen Schultern.

Kehre zurück in die Stadt, deren Heil Dein Heil, deren Freiheit Deine Freiheit ist! Römer rufen wiederum den Namen eines Brutus an, und aller Augen richten sich auf Dich.

Der Mann, gegen den sich Roms Zorn wendet, ist kein kleiner Mann. Der Mann, der nun Rom erstickt, ist groß in allem, und am größten im Irren. Der Mörder muß von gleicher Statur wie der Ermordete sein, oder Rom wäre zweimal versklavt. Es gibt nur einen einzigen Römer von solcher Hoheit, und aller Augen sind auf Dich gerichtet. Die Hand, die ihn niederstreckt, muß leidenschaftslos sein wie die Gerechtigkeit. Das Werk des Tyrannenmörders ist ein heiliges Werk, dessen noch Ungeborene mit dankbaren Tränen gedenken.

Komm, sieh Dir ihn an! Zolle ihm die Ehre, die ihm gebührt! Blicke auf ihn, wie ein großer Sohn auf einen großen Vater blickt, und mit dem Streich nicht eines, sondern zehntausendmal tausender Arme – fälle ihn!

Des Kindes eingedenk, das Dir bald geboren werden wird, erhebe die Hand und schlag zu!

LVII-A Brutus an Servilia.
[Ihren Brief zurücksendend.]

Dieser Brief ist Dein Brief. Daß ich ihn gelesen habe, macht ihn nicht zu dem meinen.

Die Worte, mit denen Du mich heißest, einen Freund und Wohltäter zu morden, sind klar genug. Die Worte, mit denen Du meine Abstammung in Frage ziehst, sind nicht klar.
Mit zwanzig Jahren sollte jeder Mann genugsam sein eigener Vater sein. Sein leiblicher Vater ist von großer, wenn auch geringerer Bedeutung. Wer dessen Vaterschaft jedoch in Frage zieht, sollte das nur unter Eid tun; unter dem feierlichsten Eid und mit der unbedingtesten Klarheit.
Das hast Du nicht getan. Dadurch habe ich auf zweierlei Weise ein gewisses Maß der Achtung verloren, die ich Dir pflichtgemäß schulde.

LVII-B Cornelius Nepos: Merkbuch.
[Aufzeichnungen über Cicero im Gespräch.]

Ich hielt den Augenblick für günstig, ihn zu fragen, was ganz Rom ihn seit dreißig Jahren zu fragen wünscht. »Sag mir, mein Freund, was ist deine Meinung – ist Marcus Junius Brutus der Sohn Julius Caesars?«
Er wurde sogleich nüchtern.
»Cornelius«, sagte er, »man muß es sich gut überlegen, das Wort ›Meinung‹ anzuwenden. Mit viel Beweismaterial wage ich zu sagen, daß ich etwas weiß; mit geringem, daß ich eine Meinung darüber habe; mit noch weniger wage ich eine Mutmaßung. In einer solchen Sache habe ich nicht einmal genug für eine Mutmaßung. Angenommen jedoch, ich fühlte, daß ich eine hege – sollte ich sie dich wissen lassen, dich, der du sie zweifellos in

einem Buch erwähnen wirst? In einem Buch haben Mutmaßungen so ihre Art, sich größer auszunehmen, als Tatsachen. Tatsachen können widerlegt werden; eine Glosse kann sie nichtig machen; aber Mutmaßungen sind nicht so leicht abgetan. Die Geschichtswerke, die wir zu lesen bekommen, sind kaum mehr als Aufmärsche von Mutmaßungen, die sich als Tatsachen gebärden.

Ist Marcus Junius Brutus der Sohn Caesars? Stellen wir die Frage so: Weiß ich oder habe ich irgendeine Meinung darüber, ob an das Bestehn einer solchen Verwandtschaft geglaubt wird – von Brutus, von Caesar, von Servilia?

Brutus ist einer meiner besten Freunde. Caesar ist . . . Caesar ist der Mann, den ich seit dreißig, seit vierzig Jahren am aufmerksamsten beobachte. Und Servilia – nun, es wurden einmal einleitende Schritte unternommen, mich mit Servilia zu verheiraten. Erwägen wir die Sache!

Ich habe die beiden ersten viele, viele Male beisammen gesehn, und ich kann dich dessen versichern, daß ich nie auch nur das leiseste Anzeichen gewahrte, das als Anerkennung einer solchen Verwandtschaft ausgelegt werden könnte. Caesar schätzt Brutus sehr. Er hegt für ihn die Zuneigung, die schweigende Zuneigung eines ältern Mannes für einen jüngern von bemerkenswerten Fähigkeiten. Vielleicht sollte ich sagen: mißgünstige Zuneigung – das heißt, etwas wie Furcht vor ihm oder wenigstens ein . . . Nun, sag selbst, Cornelius, freuen wir Ältern uns immer im Bewußtsein, daß es glänzende Geschichtsschreiber und Redner in den auf uns folgenden Generationen geben wird? Fühlen wir nicht vielmehr, daß es Pflicht unsrer Nachfolger ist, nicht an uns heranzureichen? Überdies hat Caesar sich immer kühl verhalten gegenüber allen Männern von unbestechlicher Unabhängigkeit – gegenüber dem ganzen Dutzend, dem ganzen halben Dutzend. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Caesar sich nicht wohl fühlt in Gesellschaft fähiger Männer – oder vielmehr solcher, die sowohl Fähigkeit als auch hervorragenden Charakter besitzen. O ja, so ist er, so ist er! Ihm gefällt Fähigkeit, wenn sie skrupellos,

und Charakterstärke, wenn sie unpraktisch ist. Aber beides in einem Mann vereint, das verträgt er nicht. Er hat sich mit Schurken umgeben; er findet Gefallen daran, wie Schurken reden; sie unterhalten ihn mit ihren Späßen – Oppius, Mammurra, Milo –, Schurken, einer wie der andre. Wenn er arbeitet, arbeitet er mit Männern wie Asinius Pollio, der ehrlich und treu ist – und mittelmäßig.

Wie nun Brutus sich Caesar gegenüber benimmt, das unterscheidet sich in keinem Punkt von seinem Benehmen gegen irgendeinen von uns Ältern. Brutus fühlt Zuneigung zu niemand, hat nie welche gefühlt und wird nie welche fühlen – außer, natürlich, zu seiner Frau und ihrethalben vielleicht zu seinem Schwiegervater. Du kennst ja dieses unbewegte, hübsche Gesicht, diese überlegte Redeweise, diese ernste Höflichkeit. Wenn er dächte, daß Caesar sein Vater sei oder sein könnte – nein, ich vermag es nicht zu glauben! Ich habe ihn Caesar für Gunstbeweise danken sehn; ich habe ihn Caesars Meinung widersprechen hören; ja, ich war sogar dabei, als er Caesar seine Frau vorstellte. Caesar ist ganz Schauspieler, und wir werden nie wissen, was er denkt. Aber Brutus ist keinen Zoll ein Schauspieler, und ich würde einen Eid darauf ablegen, daß er jene Möglichkeit nie auch nur erwogen hat.

Bleibt also unsre Mutmaßung, was Servilia glaubt.

Aber bevor ich zu der komme, gibt es noch etwas, das gesagt werden muß. Vor dreißig Jahren waren viele fest von diesem Verhältnis überzeugt und hielten es für eine unbezweifelbare Tatsache. Die Daten, so könnte man sagen, stützen diese Vaterschaft. Zu jener Zeit festigte Caesar seinen politischen Aufstieg durch eine wohlberechnete Reihenfolge doppelter Ehebrüche. Frauen spielten damals eine viel größere Rolle im Leben der Republik, und Servilia war einer der glänzendsten politischen Köpfe, männlicher wie weiblicher, in der ganzen Aristokratie.

Sie war imstande, die politische Gesinnung von zwanzig schwachsinnigen und schwankenden Multimillionären zu beeinflussen; sie brauchte nicht mehr zu tun, als ihnen zu sagen, *was sie als*

Nächstes befürchten sollten. Beurteile die Servilia von damals nicht nach der Servilia von heute. Heute ist sie nur eine wie toll Ränke schmiedende Frau, die zwischen unsinnigen und einander widersprechenden Grundsätzen hin und her taumelt und die Stadt mit anonymen, aber durchsichtigen Briefen überschwemmt. Das Klima Roms ist ungünstiger geworden für das weibliche Geschlecht. Beurteile nicht einmal Clodia, wie sie vor zehn Jahren war, nach der Clodia von heute. Vor zwanzig und vor dreißig Jahren war Rom eine Arena willensstarker Frauen – erinnere dich an Caesars Mutter, an die Mutter des Pompeius und an Caesars Tante. Sie dachten an wenig andres als Politik und erlaubten ihren Männern, Liebhabern, Gästen und Kindern nicht, an etwas andres zu denken. Die Leute tun heute so, als wären sie entrüstet darüber, daß ihre Mütter und Großmütter sich offenbar nur aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit mehrmals scheiden ließen und wieder verheirateten. Sie vergessen dabei, daß das nicht nur geschah, weil diese Bräute Reichtum und Familienverbindungen mitbrachten, – alle Welt wußte, daß jede dieser Frauen selbst schon eine politische Macht war. Bedenke nur – als der Kampf zwischen Sulla und Marius zur Austragung kam, war Giftmord ein so häufiges Ereignis, daß man es sich zweimal überlegte, im Hause der eigenen Schwester an einer Mahlzeit teilzunehmen.

Du kannst dir vorstellen, welcher Geschicklichkeit Caesars es bedurfte, von einem Bett dieser einander bekämpfenden Klytaemnestras ins andre zu schlüpfen. Das ist eine Geschichte, die noch zu erzählen bleibt. Das Wunder dabei ist, daß eine jede aus dieser Kette von Liebesgefährtinnen ihn bis zum heutigen Tag anbetet. Wie oft habe ich, wenn ich mich in Gesellschaft der einen oder andern unsrer alternden Matronen befand, das Gespräch auf das Lob dieses Mannes gewendet und dabei entdeckt, daß mir ein atemloses junges Mädchen, dem fast die Sinne schwanden, lauschte und überzeugt war, die einzige Egeria dieser scheckigen Laufbahn zu sein.«

Hier hatte Cicero abermals einen Lachanfall, an dem er fast er-

stickte, und mußte hilfreich auf den Rücken geklopft werden. »Nun beachte«, fuhr er fort, »daß Caesar, dem im Ehebett nur ein einziges Kind zu zeugen gelang, es außerhalb der Ehe sehr weit gebracht hat, seinen Beinamen eines ›Landesvaters‹ zu rechtfertigen. Ich glaube, es besteht wenig Zweifel, daß er alle Anstrengungen machte, diese einflußreichen Liebhaberinnen durch das Band eines Kindes an sich zu fesseln. Ferner wurde oft beobachtet, daß er, wenn die Auserkorene des Augenblicks ihm ankündigte, sie sei schwanger – folgst du mir? –, und wenn er überzeugt war, tatsächlich der Vater dieses ... dieser freudigen Erwartung zu sein – daß er da jedesmal eine sehr ansehnliche Gegengabe leistete; er bedachte die Betreffende mit einem Geschenk, und mit keinem geringen Geschenk. Während der Jahre jedoch, von denen wir sprechen, das darf man nie vergessen, war Caesar mittellos. Ja, während der ganzen zwanzig kritischsten Jahre seiner Laufbahn war Caesar ... war er ein Verschwender ohne Einkommen, grenzenlos freigebig mit andrer Leute Gold.

[Hier folgt Ciceros Abschweifung über Caesar und das Geld, die bereits in Dokument XII wiedergegeben wurde.]

Jedenfalls befreite Caesar genug Geld seiner Freunde aus Untätigkeit, um Volumnia die ›Andromache‹ des Apelles zu schenken (sehr passend für eine Ehebrecherin!), das großartigste Gemälde der Welt, wenn auch nur noch ein verblassendes Überbleibsel dessen, was es einmal gewesen war. Kannst du zweifeln, daß ihre Zwillingstöchter die Töchter Caesars sind? Ist das nicht die *Nase* – zweimal die Nase? Und Servilia schenkte er die rosenfarbne Perle, die sie so andächtig bei jeder Feier der Stadtgründung trägt. Die ist die berühmteste Perle der Welt und war damals in Rom der meistbesprochene Gegenstand. Der reizlose Busen, an dem sie nun trotz allen Aufwandgesetzen ruht, mein Freund, war einst so schön wie sie. War sie der Lohn dafür, Marcus Junius Brutus geboren zu haben? Wir werden's nie wissen. Wir werden's nie wissen.«

LVIII Caesar, aus Rom, an Brutus in Gallien.

[17. August]

[Durch Privatkurier.]

Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, mit welcher Befriedigung ich von vielen Seiten Berichte über die musterhafte Art erhielt, wie Du Dein hohes Amt verwaltet hast. Ich hoffe, daß aus zwei Gründen meine Belobung Dir eine Befriedigung ist; aus dem geringern, daß sie von einem Freund kommt, der auf alles, was Du tust, stolz ist und sich darüber freut; und aus dem beträchtlicheren, daß auch ich ein Diener des römischen Staates bin und leide, wenn er geschädigt, und mich freue, wenn ihm würdig gedient wird. Bei den unsterblichen Göttern, ich wollte, ich hörte aus allen Provinzen von solcher Gerechtigkeit, solch unermüdlicher Sorge für alle Untertanen und solcher Tatkraft im Vollzug der Gesetze! Tausende, die aus dem Schlaf der Barbarei erwachen, hast Du Rom lieben und ehren gelehrt; Du hast sie es nur so weit fürchten gelehrt, als Recht und Gesetz Ehrfurcht heischen.

Kehre zurück, mein lieber junger Mann, in das Land, das immer größere Aufgaben für Dich hat!

Was ich Dir hier schreibe, ist nur für Deine Augen bestimmt, und ich verlasse mich darauf, daß Du diesen Brief vernichtest, sobald er gelesen ist. Beeile Dich nicht, mir eine Antwort zu schreiben. Mein Kurier wird Dein Belieben abwarten.

Ich glaube nicht, daß es in einer Republik zu den Verantwortlichkeiten des Führers gehört, seinen Nachfolger zu bezeichnen oder zu ernennen. Ebensowenig glaube ich, daß das Oberhaupt einer Republik mit dictatorialer Macht ausgestattet sein soll. Und doch bin ich Dictator, und ich bin überzeugt, daß die Machtbefugnisse, die zu ergreifen ich gezwungen war, für die Führung des Staates notwendig sind, und ich bin überzeugt, daß nur die Ernennung eines Nachfolgers durch mich den Staat vor noch einem langen und erschöpfenden Bürgerkrieg bewahren kann. Wir beide hatten viele eingehende Unterredungen über das Wesen des Regierens und über das Ausmaß, bis zu welchem es derzeit unsern römi-

schen Bürgern überlassen bleiben kann, sich selbst zu regieren. Wir waren nicht immer einer Meinung über den Grad, bis zu welchem sie fähig sind, sich selbst zu regieren. Ich hatte Dich auf den Posten, den Du nunmehr verläßt, gestellt, damit Du durch die tägliche Ausübung der Verwaltung lernen mochtest, wie ungeheuer weit die große Masse der Menschen von denjenigen abhängig ist, die über sie gesetzt sind. Ich wünsche nun, daß Du einen ähnlichen Posten in der Hauptstadt bekleidest und eine ähnliche Wahrheit über unsre Bürger in Italien entdecken mögest.

Ich wünsche, daß Du das Amt eines Praetors übernimmst. Ich ernenne zugleich mit Dir auch Deinen Schwager *[Cassius]* dazu. Ich wünsche, daß Du Praetor der Stadt wirst; von den beiden Praeturen ist es das schwierigere, das dem Blick der Öffentlichkeit ausgesetztere und mir selbst nähere Amt.

Wie ich oben sagte, glaube ich, daß es, wie unsre Bürger nun einmal veranlagt sind, angesichts der politischen Lage auf der Halbinsel meine Pflicht ist, meinen Nachfolger zu ernennen. Es ist wahr, daß ein Mann in meiner Stellung einen Nachfolger nur ernennen kann; er kann ihn nicht bestätigen. Es gibt eines, dessen alle Menschen gleichermaßen unkundig sind, und das ist die Zukunft. Ein Nachfolger muß sich selbst bestätigen. Es gibt jedoch Möglichkeiten, wie ich, lebend oder tot, noch immer dem Manne, der mir nachfolgt, Hilfe leisten kann. Unter anderm dadurch, daß ich ihn in die Methoden einführe, nach welchen die Welt verwaltet wird, und mit ihm Kenntnisse und Erfahrungen teile, die anderswo nicht erhältlich sind. Als Praetor der Stadt hättest Du sie zu Deiner Verfügung.

Es wird mir täglich zu Bewußtsein gebracht, daß mein Leben jeden Augenblick abgeschnitten werden kann. Es paßt mir nicht, meine körperliche Sicherheit gegen meine Feinde zu wahren, indem ich dafür meine Bewegungsfreiheit einenge und mein Gemüt beunruhige. Es gibt täglich viele Stunden, wo es jemand, der mir nach dem Leben trachtet, nicht schwerfiele, mich zu vernichten. Die Erkenntnis dieser Gefahren hat mich bewogen, meine Nach-

folge zu bedenken. Wenn ich sterbe, werde ich keine Söhne hinterlassen. Und auch wenn ich Söhne hätte – ich glaube nicht, daß die Eignung zum Führer vom Vater auf den Sohn übergeht. Die Staatsführung gebührt denen, die das öffentliche Wohl lieben und dazu begabt und ausgebildet sind, es zu verwalten. Ich glaube, daß Du diese Liebe besitzt und so begabt bist; die Ausbildung Dir zu sichern, war und bin ich in der Lage. Die Entscheidung, ob Du die oberste Führung zu ergreifen wünschst, steht bei Dir.
Ich bitte Dich, mir Deine Gedanken darüber mitzuteilen.

LVIII-A Brutus an Caesar.
[Durch den unverzüglich zurückgesandten Kurier.]

Ich danke Dir für die Belobung. Ich danke Dir für den Beistand, den Du mir während der Dauer meines Amtes gewährt hast. Ich nehme die Stadtpraetur an und hoffe, dieses Amt so auszufüllen, daß ich mir die gute Meinung erhalte, die Dich bewog, es mir zu übertragen.
Das andre Amt, das Du in Aussicht stellst, wünsche ich nicht zu erwägen. Meine Gründe dafür, es abzulehnen, sind in Deinem eigenen Brief enthalten. Erlaube mir, Deine Worte anzuführen: Ich glaube nicht, daß es in einer Republik zu den Verantwortlichkeiten des Führers gehört, seinen Nachfolger zu bezeichnen oder zu ernennen. Caesars Stelle kann nur ein Caesar ausfüllen; sollte sie frei werden, dann muß dieses Amt und diese Zusammenfassung von Macht notwendigerweise ein Ende nehmen. Mögen die unsterblichen Götter Dich lange erhalten, auf daß Du den Staat lenkest, wie nur Du allein es kannst; wenn Du einmal aus diesem Amt scheidest, mögen sie uns vor Bürgerkrieg bewahren.
Meine übrigen Gründe für die Ablehnung sind rein persönlich. Mit jedem Jahr fühle ich mich mehr und mehr zum Studium der Philosophie hingezogen. Sobald ich Dir und dem Staat eine Zeitlang als Praetor der Stadt gedient habe, werde ich Dich ersuchen,

mich fernerer Dienste zu entheben, damit ich mich ausschließlich solchen Studien widmen kann. Durch sie hoffe ich ein Monument zu hinterlassen, nicht unwert unseres Römergeistes und Deiner guten Meinung.

LIX Caesar an Porcia, die Frau des Marcus Junius Brutus, in Rom.

[18. August]

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Dir mitzuteilen, daß ich vor einigen Tagen Deinen Gemahl in die Stadt zurückberief. Das tat ich nicht ohne Bedauern, edle Frau, denn alle, die Rom lieben, könnten wohl wünschen, daß er im diesseitigen Gallien bleibe und Rom dort weiter so hervorragende Dienste leiste wie bisher. Erlaub mir, Dir, edle Herrin, die Worte zu wiederholen, die ich ihm gestern schrieb:

»Bei den unsterblichen Göttern, ich wollte, ich hörte aus allen Provinzen von solcher Gerechtigkeit, solch unermüdlicher Sorge für alle Untertanen und solcher Tatkraft im Vollzug der Gesetze.«

Laß mich hinzufügen, daß es nichts gibt, was Dein Haus berührt, das nicht auch mir naheginge. Keine Meinungsverschiedenheiten konnten die tiefgegründete Achtung erschüttern, die ich für die Dir am engsten Verbundenen hege. *[Porcia war die Tochter des Jüngeren Cato.]* Es kam mir zur Kenntnis, daß Du die Geburt eines Kindes erwartest. Nicht nur Du allein, ganz Rom erwartet das Kind eines so edlen Erbes. Der Gedanke, daß der Vater des Kindes in der glückbringenden Stunde anwesend sein wird, gewährt mir besondere Freude.

LIX-A Porcia an Caesar.
[19. August]

Porcia, die Gemahlin des Marcus Junius Brutus, sendet dem Gaius Julius Caesar, Dictator, vielen Dank für seinen gütigen Brief und für seinen Anteil an der hochwillkommenen Neuigkeit, die er enthält.

LIX-B Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.
[Um den 21. August]

947. Kein Mensch ist frei von Neid. Ich hege drei neidische Regungen, wenn dieser Name bewunderndem Nachdenken über drei Dinge gegeben werden kann. Ich beneide Dich um Deine Seele, Catullus um seinen Sang und Brutus um seine ihm jüngst vermählte Frau. Von den beiden ersten habe ich Dir des längeren gesprochen, allerdings nicht zum letztenmal.
Das dritte kam mir nicht erst jüngst in den Sinn. Schon als Gattin meines prahlerischen und untüchtigen Freundes *[M. Calpurnius]* Bibulus war sie mir aufgefallen. Wie außerordentlich steht doch Schweigen einer Frau an. Nicht ein Schweigen, das Abwesenheit und Leere ist – obgleich auch das ungewöhnlich genug –, sondern eine Schweigsamkeit, die ganz Aufmerksamkeit ist. Eine solche zierte meine Cornelia, die ich »mein beredtes Schweigen« nannte; und auch meine Julia, die schon lange schweigt und sogar in meinen Träumen schweigt; solche Schweigsamkeit ziert Catos Porcia.
Und doch, wenn diese Frauen sich bewogen fühlten, zu sprechen, wer kam ihnen da an Beredsamkeit, an Witz gleich? Sie mochten von der kleinsten Kleinigkeit in der Leitung ihres Haushalts sprechen, und Cicero, vor vollversammeltem Senat, hätte aller Ohren nicht so in Bann halten können. Mein neidisches Nachdenken hat mich belehrt, warum. Das Triviale ist nur aus dem Munde derer

unerträglich, die ihm Bedeutung beimessen. Aber unser Leben ist in das Triviale getaucht; das Bedeutsame begegnet uns eingehüllt in die zahlreichen Einzelheiten des Trivialen; das Triviale besitzt nur diese Würde, daß es vorhanden und allgegenwärtig ist. Durch ihre eigenste Natur sind Frauen die Bewahrerinnen einer ungeheuern Menge solcher folgenreicher Bedeutungslosigkeit. Einem Mann scheint die Aufzucht von Kindern eine aufreibendere Dienstbarkeit zu sein, als die Aufzucht von Tieren, und etwas die Geduld Erschöpfenderes, als ein Freilager unter den Mücken der ägyptischen Wüste. Eine schweigsame Frau ist eine, die im Geist zu unterscheiden weiß, welche Einzelheit ins Vergessen verfliegen muß und welche ein zweites Besehn verdient.

Einen andern Mann um seine Frau zu beneiden, gilt im allgemeinen nicht als etwas sehr Friedliches; aber bei mir war es das. Zu Lebzeiten des Bibulus war ich oft in seinem Haus und sah und neidete ihm seine allabendliche Heimkehr zu dieser besonnenen Ruhe. Als Bibulus starb, erging ich mich in langen Erwägungen, aber ein entscheidender Schritt schien nicht in Frage zu kommen. Auch Brutus stellte zweifellos lange Erwägungen an; und er wurde sehr darob bekrittelt, daß er sich nach einer so langen Ehe von Claudia schied *[der Tochter des Appius Claudius, eines entfernten Verwandten Clodias]*; ich aber konnte das verstehn, und heute weiß ganz Rom von einem Glück, das auch der grimmigste Stoiker beneiden, auch der wachsame Dictator mit wohlwollender Nachsicht betrachten muß. *[Die Heirat verstärkte die einzige Oppositionspartei unter den Aristokraten, von der man sagen konnte, sie finde weitverbreitete Unterstützung in der Volksmeinung. Brutus heiratete seine Cousine, denn seine Mutter, Servilia, und Porcias Vater, der Jüngere Cato, waren Geschwister; Cassius und Lepidus waren mit Halbschwestern des Brutus verheiratet, Töchtern Servilias aus ihrer frühern Ehe mit dem Consul Silenus; beide waren Frauen von außerordentlich schlechtem Ruf.]* Kommt sie Deiner Mutter und meiner Mutter und Tante gleich? – Ich weiß es nicht. Es mag sein, daß ihre Tugenden dieselbe Starrheit haben, wie sie die ihres Mannes und ihres Vaters, beides unfrohe

Männer, entstellt. Man kann einen kalten Ernst, die Folge entrüsteter Abkehr von einer schändlichen Umgebung, nur beklagen; er legt sich gar bald Tadelsucht und Selbstgefälligkeit bei. Es belustigt mich bisweilen, mich zu erinnern, daß mein junger Freund Brutus nicht immer ein so marmorner Philosoph war. Er schmachtete eine Zeitlang die Unvergleichliche an *[Cytheris, die Schauspielerin]* und machte sich sein Vermögen, indem er den Cappadoziern und den Cyprioten die Haut über die Ohren zog; ich, der ich in jenem Jahr Consul war, rettete ihn knapp vor einer stürmisch verlangten gerichtlichen Untersuchung wegen Erpressungen.

Ja, diese Moralisten sind tugendhaft aus entrüsteter Abkehr; daher ihre Starrheit. Möge das »beredte Schweigen« eine wohltätige Wirkung auf den edlen und hübschen Brutus haben! *[Dies ist ein Wortspiel, denn* brutus *bedeutet sowohl brutal als auch häßlich.]*

LX Die Flugblätter der Verschwörung.

[Die folgenden Flugblätter, eigentlich Schneeballenbriefe, kamen zu Tausenden während der ersten Wochen des Septembers 45 in Italien in Umlauf. Dieses erste tauchte am 1. September in Rom auf.]

Der Rat der Zwanzig jedem Römer, würdig seiner Ahnen! Sei bereit, die Tyrannei abzuschütteln, unter der unsere Republik stöhnt. Unsere Väter starben um der Freiheiten willen, deren ein Einziger uns nun beraubt. Ein Rat der Zwanzig hat sich gebildet; sie haben vor den Altären Eide geschworen; sie haben von den Göttern die Versicherung erhalten, daß die ihre eine gerechte Sache ist und zum Erfolg führen wird. Jedem Römer, der diesen Aufruf erhält, wird eingeschärft, fünf Abschriften davon anzufertigen. In aller Heimlichkeit sorge er dafür, daß diese Abschriften in die Hände fünf andrer Römer gelangen, die voraussichtlich derselben

Meinung sind oder zu ihr bekehrt werden können; ihnen wird eingeschärft, ihrerseits Abschriften auszusenden.
Weitere Aufrufe werden folgen. Allmählich werden ihre Weisungen bestimmter werden.
Tod dem Gaius Julius Caesar! Für unser Land und unsere Götter! Verschwiegenheit und Entschlossenheit!

Der Rat der Zwanzig

LX-A Asinius Pollio an Caesar.

[Dies ist der Schluß von Pollios Bericht an Caesar vom 18. September aus Neapel, wiedergegeben als Dokument XIV.]

Ich sende meinem Feldherrn die dreizehn Abschriften des Flugblatts, die mir im Lauf der letzten sechs Tage zukamen – drei in mein Quartier in Pausilypum, zehn hierher. Mein Feldherr wird bemerken, daß fünf von ihnen von ein und derselben Hand zu sein scheinen, die jedoch versucht hat, sich zu verstellen. Quintus Cotta erhielt sechzehn, Lucius Mela zehn.
Eine entsprechende Bewegung für das gemeine Volk, das heißt, die des Lesens und Schreibens Unkundigen, wurde hier in diesem Landesteil in Gang gebracht. Kieseln und Muscheln sind in Umlauf, auf denen geschrieben steht: XX/C/M [mortem: *den Tod*]. Meine Ordonnanz hat eine Anzahl von diesen gesammelt. Er versichert mir, daß sie mehr Entrüstung als Begeisterung hervorrufen und dazu führten, daß andre Steinchen in Umlauf gesetzt wurden, die die Bezeichnung tragen: XX/M. Beide Inschriften finden sich auch auf das Pflaster der Gehsteige, an Mauern etc. gekritzelt.
Ich vermesse mich nicht, meinem Feldherrn Vorschläge dafür zu machen, welche Maßregeln zu ergreifen wären, um diesem Treiben entgegenzuwirken, doch unterbreite ich hiermit das Ergebnis einer in unsrer Kanzlei abgehaltenen Besprechung der Sache zwischen Cotta, Mela, Annius, Turbatius und mir selbst.

1. Die Bewegung begann in Rom. Hier hingegen trat sie zum erstenmal fünfzehn Tage später in Erscheinung.
2. Drei Sklaven wurden festgenommen, als sie diese Briefe zustellten. Sie wurden der Folter unterworfen. Zwei erklärten, sie hätten die Flugblätter, mit unsern Anschriften versehn, an öffentlichen Orten gefunden (ein altes Weib fand eins auf ihrem Tragbrett, unter den Feigen, die sie verkaufte) und sie dann abgeliefert, weil sie hofften, eine Belohnung zu erhalten. Die ganze Verbreitung beruht auf der Gewohnheit, dem Überbringer einer Botschaft Geld zu geben. Der dritte Sklave gestand, der Brief an mich, samt einem Trinkgeld, sei ihm von einer Verschleierten auf dem Kai übergeben worden.
3. Die Anstifter dieser Sache scheinen nicht die Rotte des Clodius Pulcher zu sein, der es an solcher Findigkeit und Geduld mangelt, noch auch die Mißvergnügten um Cassius und Casca, die nur als kleine Gruppe etwas planen würden. Der Wunsch, eine weit ausgebreitete Anhängerschaft zu werben, das verhältnismäßige Fehlen einer Aufreizung zu Gewalttätigkeit und dazu die Behauptung religiöser Billigung deuten auf eine Gruppe bedächtiger und vielleicht älterer Leute. Wir schließen die Möglichkeit nicht aus, daß ein Cicero oder Cato auf ein solches Vorgehn verfallen sein mag.
4. Es ist schwer zu sagen, wie sich eine solche, durch Kettenbriefe ins Rollen gebrachte Bewegung von negativem in positives Handeln umsetzen soll. Wir sind jedoch darin einer Meinung, daß die Bewegung Folgen zeitigen könnte, die der glatten Abwicklung der Regierungsgeschäfte abträglich wären, und wir erwarten, was für Gegenmaßnahmen immer angeordnet werden mögen.

LX-B Zweites Flugblatt.

[Dieses Flugblatt erreichte eine sogar noch weitere Verbreitung über die ganze Halbinsel. Abschriften tauchten zuerst in Rom, am 17. September, auf.]

Der Rat der Zwanzig jedem Römer, würdig seiner Ahnen! Zweiter Aufruf. Jedem Römer, der ihn erhält, wird eingeschärft, fünf Abschriften davon anzufertigen und in aller Heimlichkeit dafür zu sorgen, daß sie in die Hände der fünf Männer gelangen, an die er den vorhergegangenen weiterleitete.

Hier unsere Weisungen:

Vom 16. des Monats September angefangen, wird jeder Römer samt seinem Hausstand trachten, Einkäufe in der Stadt, Sachen vor Gericht und alle Tätigkeiten des öffentlichen Lebens soweit als möglich nur an den geraden Tagen des Monats zu besorgen. Überdies werden sich alle, die sich in Rom befinden, besonders eifrig dadurch bemerkbar machen, daß sie den Dictator überall mit Beifall begrüßen und sich bei jedem öffentlichen Erscheinen seinem Gefolge anschließen. In all ihren Gesprächen werden sie sich mit Begeisterung für jedes Vorhaben erklären, das er plant, besonders für die Verlegung der Hauptstadt nach dem Osten, einen Feldzug nach Indien und eine Wiederherstellung des Königtums.

Unser nächster Aufruf wird noch bestimmtere Weisungen enthalten.

Tod dem Gaius Julius Caesar! Für unser Land und unsere Götter. Verschwiegenheit und Entschlossenheit!

Der Rat der Zwanzig

LX-C Cornelius Nepos: Merkbuch.

[Diese Eintragung wurde nach Caesars Tod gemacht.]

Während des Herbstes *[45]* waren die Hauptgegenstände aller Gespräche die sogenannten Kettenbriefe und der Besuch Cleopatras. Tatsächlich wurde, die Kettenbriefe aufgebracht zu haben, von vielen der Königin von Ägypten zugeschrieben, da man zu erkennen glaubte, sie hätten etwas umwegig Orientalisches, wie es einem Römer nicht eingefallen wäre. Das Befolgen der Aufforderung, alle öffentlichen Geschäfte nur an den geraden Tagen des Monats zu besorgen, wurde von aller Welt mit atemloser Anteilnahme beobachtet. Anfänglich wurde ein Überwiegen von Geschäftigkeit an den ungeraden Tagen wahrgenommen. Dies ließ allmählich nach, und das Umgekehrte begann sich zu zeigen.

LXI Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus.

[Beigelegt war eins der ersten Flugblätter der Verschwörung.]

[8.–20. September]

979. Jemand hat sich eine neue Art ausgedacht, das Volk auf einen Umsturz des Staates und auf meine Ermordung vorzubereiten. Ich lege eine Abschrift dieser öffentlichen Aufrufe bei. Sie sind zu Tausenden in ganz Italien verbreitet.

Kaum ein Tag verstrich während dieses Jahres, an dem ich nicht neue, ins einzelne gehende Beweise für die eine oder andre dieser verschwörerischen Bewegungen erhalten habe. Man bringt mir Listen von Namen und Berichte über geheime Zusammenkünfte. Ich lasse Briefe abfangen. Die Mehrzahl solcher Gruppen ist unglaublich ungeschickt. Ihre Mitgliedschaft umfaßt gewöhnlich einen, der eifrig bereit ist, was er weiß, für Geld oder Gunst zu verkaufen. Jede neue Verschwörung erweckt in mir großes In-

teresse – ich wollte schon sagen »freudiges Interesse«, das immer bald enttäuscht wird.

Zunächst einmal hege ich wenig Zweifel, daß ich früher oder später von der Hand eines Tyrannenmörders sterben werde. Ich habe keine Lust, mein Leben mit beständigem Schutz durch Bewaffnete, noch auch, mein Gemüt mit ängstlicher Wachsamkeit zu beschweren. Ich wünschte, es wäre der Dolch eines Patrioten, der mich niederstreckt, aber ich bin ebensosehr dem eines Wahnsinnigen oder Neiders ausgesetzt. Inzwischen habe ich durch Gefängnis, Verbannung, Ermahnung und Aufdeckung so viele Anschläge, als mir zur Kenntnis kamen, vereitelt oder aufgehalten.

Wie gesagt, ich habe sie mit Interesse verfolgt. Es ist immerhin möglich, daß ich unter denen, die meinen Tod beabsichtigen, den Mann finde, der in den Dingen, in welchen ich unrecht habe, recht hat. Es gibt viele bessere Männer in der Welt, als ich einer bin, aber den Mann habe ich noch nicht gesehn, welcher ein besserer Beherrscher unsres Staates sein könnte. Wenn es ihn gibt, würde er, glaube ich, nun meinen Tod planen. Rom, wie ich es gestalte, wie ich es gestalten mußte, ist kein behaglicher Ort für einen Mann, dessen Genie ihn befähigt, an oberster Stelle zu herrschen: Wäre ich nicht Caesar, ich würde nun Caesars Mörder. (Dieser Gedanke ist mir bis zu diesem Augenblick nie gekommen, aber ich sehe, daß es wahr ist; es ist eine der vielen Entdeckungen, die ich der Gewohnheit verdanke, Dir Briefe zu schreiben.)

Doch gibt es sogar einen noch tieferen Grund, warum ich wünsche, etwas über den Mann zu wissen, der mich töten wird, auch wenn mir dieses Wissen erst im letzten Augenblick meines Lebens würde. Das bringt mich auf die Frage zurück, die, wie Du weißt, mich immer mehr beschäftigt: Gibt es einen Geist im oder überm Weltall, der uns beobachtet?

Ich werde oft der »Günstling des Schicksals« genannt. Wenn es die Götter gibt, waren sie es, die mich dahin gestellt haben, wo ich stehe. Sie stellten jeden Mann dahin, wo er steht, aber der Mann, der meinen Platz füllt, ist eine der auffallenderen ihrer Ernennungen – wie es, in seiner Art, der Dichter Catullus ist;

wie Du es bist; wie Pompeius es war. Der Mann, der mich tötet, würde uns vielleicht einiges Licht über das Wesen der Götter verschaffen – er, der ihr erwähltes Werkzeug wäre. Aber noch während ich dies schreibe, entfällt die Feder meiner Hand. Ich werde wahrscheinlich durch den Dolch eines Wahnsinnigen sterben. Die Götter verbergen sich sogar in der Wahl ihres Werkzeugs. Wir sind alle der Gnade eines herabfallenden Dachziegels ausgeliefert. Uns bleibt nur das Bild Jupiters, wie er umhergeht und Dachziegel lockert, die dann auf einen Limonadeverkäufer oder auf Caesar fallen. Die Volksrichter, die Sokrates zum Tod verurteilten, waren keine erhabenen Werkzeuge; und das waren auch nicht der Adler und die Schildkröte, die Aeschylos den Tod brachten. Wahrscheinlich wird mein letzter Augenblick des Bewußtseins erfüllt sein von der letzten vieler Bestätigungen, daß die Angelegenheiten der Welt mit der Sinnlosigkeit vor sich gehn, mit welcher Blätter von der Strömung eines Bachs dahingetragen werden.

Es gibt noch ein andres Element in dem Eifer, mit dem ich jede neue Verschwörung erforsche. Wäre es nicht eine wundervolle Entdeckung, daß ich auf den Tod gehaßt werde von einem Mann, dessen Haß selbstlos ist? Selten genug findet man eine selbstlose Liebe; bisher habe ich bei meinen Hassern keine höhern Antriebe als Neid, selbstfördernden Ehrgeiz oder selbsttröstende Vernichtungswut entdeckt. Vielleicht werde ich in jenem letzten Augenblick in das Gesicht eines Mannes schauen dürfen, dessen einziger Gedanke Rom ist, und der nur daran denkt, daß ich der Feind Roms bin.

980–982. *[Bereits im Dokument VIII wiedergegeben.]*

983. *[Über das Wetter.]*

984. *[Über das zunehmende Abweichen des gesprochenen vom geschriebenen Latein und den Verfall der Kasusendungen und des Subjunktivs in der Umgangssprache.]*

985. *[Abermals über das Erstgeburtsrecht und die Vererbung von Grundeigentum.]*

986. *[Bemerkungen zu dem zweiten Flugblatt.]*

Ich lege den zweiten Aufruf des ›Rats der Zwanzig‹ bei. Ich habe noch nicht in Erfahrung gebracht, wer die Urheber dieser Reihe sind. Sie riecht nach einer neuen Sorte von Malkontenten.

Seit meiner Kindheit habe ich auf die Haltung der Menschen gegenüber denen geachtet, die über sie gesetzt sind und ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken vermögen. Wieviel Verachtung und Haß versteckt sich da hinter wieviel Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit! Die Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit entspringen der Dankbarkeit eines Menschen dafür, daß die Höhergestellten ihm Verantwortung und die Schrecken gewichtiger Entscheidungen abnehmen; die Verachtung und der Haß jedoch seinem Groll gegen den Mann, der seine Freiheit eingrenzt. Während einiger Zeit jedes Tags und jeder Nacht ist selbst der sanfteste Mensch, und sei er sich dessen noch so dunkel bewußt, der Mörder derer, die von ihm Gehorsam fordern können. In meiner Jugend war ich oft von Bestürzung erfüllt, wenn ich entdeckte, daß ich wachend oder schlafend zu Träumen vom Tod meines Vaters, meiner Lehrer und meiner Vormunde neigte, denen ich oft eine wirkliche, wenn auch nicht ununterbrochene Liebe entgegenbrachte. Es geschah daher mit etwas wie Wohlgefallen, daß ich den Liedern zu lauschen pflegte, die meine Soldaten am Lagerfeuer sangen; für je vier Lieder, die mich zu den Göttern erhoben, gab es da ein fünftes, das mich zu einem verblödeten, abgelebten Lastergreis herabsetzte. Diese Art sangen sie am lautesten, und die Wälder widerhallten von Wonne über meinen Tod. Ich fand in mir keinen Zorn, sondern nur ein wenig Gelächter und fühlte mich nur ein paar beschleunigte, mich dem Greisenalter näherbringende Schritte tun, als ich entdeckte, daß sogar Marcus Antonius und Dolabella eine Zeitlang gemeinsame Sache mit einer Gruppe machten, die sich zu meinem Tod verschworen hatte; vorübergehend war der Herr, den sie liebten, mit all den Herren, die sie gehaßt hatten, verschmolzen. Nur Hunde beißen ihre Herren nie.

Diese Verquickung von Trieben ist ein Teil der Bewegung der Welt, und es steht uns nicht zu, sie zu billigen oder zu mißbilli-

gen, denn wie alle Grundtriebe bringt sie sowohl Gutes als auch Böses hervor. Und daraus schöpfe ich die Bestätigung meiner Überzeugung, daß, was den Geist im Innersten bewegt, das Verlangen nach uneingeschränkter Freiheit ist, und daß dieser Drang ausnahmslos von seinem Gegenteil begleitet ist, von der Furcht vor den Folgen der Freiheit.

LXII Aufzeichnungen Catulls, gefunden von Caesars Geheimpolizei.

[Sie gelangten am 27. September in die Hände des Dictators.]

[Diese Entwürfe standen auf der Rückseite von Blättern, welche Bruchstücke von Gedichten trugen, oder auf Schreibtäfelchen. Alle waren sie nur nachlässig getilgt.]

. . . Ein Ausschuß von zehn Männern ist gebildet worden . . .
. . . Dieser Rat der Zwanzig, der vor den Altären der Götter Eide geschworen hat . . .
. . . beginnend mit dem Zwölften des nächsten Monats, September . . .
. . . an den ungeraden Tagen des Monats zu unterlassen . . .
. . . geflissentliche Anwesenheit bei jedem öffentlichen Erscheinen des Dictators . . . Beifallskundgebungen von überströmender Schmeichelhaftigkeit . . .

LXII-A Caesar an Catull.

[27. September]

Ich wurde darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse Deiner Freunde eine Reihe von Schriftstücken in Umlauf setzten, welche darauf abzielen, die Regierung der Republik zu stürzen. Ich be-

trachte dieses Beginnen mehr als kindisch und irrig, denn als verbrecherisch. Deine Freunde werden die Mittel bemerkt haben, die ich bereits anwandte, um ihr Tun harmlos und lächerlich zu machen. Man drängt mich jedoch, die Missetäter öffentlich zu bestrafen.

Ich finde es schwer zu glauben, daß Du an einem so einfältigen Ausflug in öffentliche Angelegenheiten teilgenommen hast; aber es liegen Beweise vor, die zeigen, daß Du zumindest von der Sache wußtest.

Um meiner langen Freundschaft mit Deinem Vater willen bin ich geneigt, milde mit diesen irregegangenen jungen Männern zu verfahren. Ich lege ihr Geschick in Deine Hände. Wenn Du imstande bist, mir mitzuteilen, daß ihr Anteil an der Verbreitung dieser Briefe aufhören wird, werde ich die Sache als abgeschlossen betrachten.

Ich wünsche keine Verteidigung ihrer Handlungsweise zu hören. Ein Wort der Zusage von Dir wird genügen. Du kannst es mir übermorgen geben, wann ich Dich, wie ich höre, bei dem Gastmahl des Publius Clodius und der Herrin Clodia Pulcher treffen werde.

LXII-B Catull an Caesar.
[28. September]

Die Briefe, von denen Du sprichst, wurden von mir allein geplant und die ersten Abschriften von mir allein ausgesandt. Es gibt keinen Rat der Zwanzig.

Die Mittel, die ich anwandte, um Römer an ihre schrumpfenden Freiheiten zu erinnern, mögen einem Dictator wohl ungeschickt erscheinen. Seine Macht ist unbegrenzt, und so ist auch seine Eifersucht auf jede andre Freiheit als die seine. Seine Macht erstreckt sich auf das Durchstöbern privater Schriftstücke der Staatsbürger.

Die Abfassung dieser Briefe durch mich hat bereits aufgehört, denn ihre Wirksamkeit ist zu Ende.

LXII-C Drittes Flugblatt der Verschwörung, geschrieben von Caesar.

[Mit »ihre Wirksamkeit ist zu Ende« meinte Catull, daß das Land nun so sehr mit Briefen überflutet war, die Nachahmungen seiner eignen waren, daß sich die Bewegung alsbald in solcher Verwirrung und dem nachlassenden Interesse der Bürger verlor. Dieses dritte Flugblatt, das wenige Tage nach dem zweiten erschien, erhielt die weiteste Verbreitung von allen.]

Der Rat der Zwanzig jedem Römer, würdig seiner Ahnen, diesen dritten Aufruf.

Der Rat der Zwanzig ist nunmehr der Überzeugung, daß diese Briefe genügend weite Verbreitung erhalten haben. Hunderttausende wurden zu patriotischem Haß gegen den Unterdrücker aufgerüttelt und warten begierig auf seinen Tod.

In der Zwischenzeit bist Du angewiesen, das Volk auf dieses glückliche Ereignis vorzubereiten. Versäume daher keine Gelegenheit, die sogenannten Großtaten des Tyrannen lächerlich zu machen.

Setze seine Eroberungen herab. Vergiß nicht, daß diese Länder von seinen Unterfeldherren erobert wurden, denen er jedes Verdienst daran abspricht. Er wird der Unbesiegte genannt, aber es ist wohlbekannt, daß er viele kostspielige Niederlagen erlitt, die dem römischen Volk verheimlicht wurden. Verbreite recht viele Geschichten von seiner persönlichen Feigheit vor dem Feinde.

Gedenke der Bürgerkriege. Gedenke des Pompeius. Erinnere das Volk an den Glanz seiner Zirkusspiele.

Die Landverteilung: Verbreite Dich über das Unrecht, das den Großgrundbesitzern angetan wurde. Laß durchblicken, daß die Veteranen selbst nur steiniges oder sumpfiges Land erhielten.

Der Rat der Zwanzig hat genaue Pläne für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und die Verwaltung der Staatsgelder entworfen. Die altersblöden Erlässe des Dictators werden sogleich widerrufen werden: die Aufwandgesetze, die Kalenderreform, die

neue Währung, das Zehnköpfesystem bei der Kornverteilung, das sinnlose Ausgeben öffentlicher Gelder für Bewässerung und für die Regulierung der Wasserstraßen. Wohlstand und Fülle werden herrschen.
Tod dem Gaius Julius Caesar! Für unser Land und unsere Götter! Verschwiegenheit und Entschlossenheit!

Der Rat der Zwanzig

LXIII Gaius Cassius, aus Palestrina, an seine Schwiegermutter Servilia in Rom.

[3. November]

[Der folgende Brief setzt voraus, daß er zwischen den Zeilen gelesen werde, und bespricht so Gelegenheiten zur Ermordung Caesars und Mittel, um Brutus zu bewegen, sich der Verschwörung anzuschließen.]

Die Gemeinde, die eine Ehrung unseres Freundes beabsichtigt, vergrößert sich täglich. Es gibt viele, deren Namen wir nicht kennen. Unsere Bemühungen, die Namen derer zu erfahren, die schon vor einem Monat ihrer Bewunderung Ausdruck gaben *[derer, die Caesar am 27. September überfielen?]*, sind ergebnislos geblieben.
Es ist schwierig, eine Gelegenheit zu finden, bei der eine Ehrung dieser Art stattfinden kann, denn sie muß als Überraschung für den damit Bedachten kommen und zugleich einen so starken und erfreulichen Eindruck als möglich auf die Umstehenden machen. Pläne, dies am Schluß des Empfangs bei der Königin von Ägypten zur Ausführung zu bringen, waren bereits weit gediehen. Unser Ehrengast verschwand jedoch auf geheimnisvolle Weise aus den dort Versammelten, und es ist anzunehmen, daß er einen Hinweis auf die ihm zugedachte Huldigung erhalten hatte.
Ich bin immer mehr der Meinung, daß dieses erfreuliche Ereignis

verzögert werden sollte, bis zumindest noch einer der engsten Mitarbeiter unseres Freundes unter diejenigen einbezogen werden kann, die diese Ehrung vornehmen sollen. Wir sind Dir sehr verpflichtet für Deine Bemühungen zu diesem Ende. Die Person, die ich im Sinne habe, hat meine Gesellschaft gemieden und sogar eine Entschuldigung dafür gehabt, nicht imstande gewesen zu sein, mich in seinem Hause zu empfangen.
Wir verstehen durchaus das Gewicht Deiner Beweisgründe, edle Herrin, mit denen Du zur Eile drängst. Wir sind auch beunruhigt durch die Möglichkeit, daß uns andre bei diesem lobenswerten Vorhaben zuvorkämen, und mit Ergebnissen, die nur verhängnisvoll sein könnten. Ich hoffe, Dich aufzusuchen, wenn ich nächstesmal in die Stadt komme.
Gesundheit und langes Leben dem Dictator!

LXIV Porcia, die Gemahlin des Marcus Junius Brutus, an ihre Tante und Schwiegermutter Servilia.

[26. November]

Achtungsvoll, aber mit Entschiedenheit muß ich Dich bitten, diesem Hause keine Besuche mehr abzustatten. Mein Mann hat mir nicht verhehlt, mit welchem Widerstreben er Dich empfängt und mit welcher Erleichterung er Dich verabschiedet. Es wird Dir nicht entgangen sein, daß er Dich nie in Deinem Haus besucht; Du kannst daraus schließen, daß er Dich hier nur aus einem Gefühl der Sohnespflicht empfängt. Sein aufgeregtes Benehmen und sein unruhiger Schlaf, die auf Deine Besuche folgen, haben mich bewogen, diesen Schritt zu tun. Ich hätte ihn wohl früher getan, denn ich empfinde es als unziemlich, daß ich, seine Frau, vor jeder Eurer Unterredungen aus dem Zimmer gesandt werde.
Du kennst mich seit vielen Jahren. Du weißt, daß ich keine streitsüchtige Frau bin und daß ich stets anerkannt habe, Dir in vielem verpflichtet zu sein. Daß meine Schwestern gezwungen waren,

ebenso zu handeln, macht dies für mich nicht leichter *[das heißt ihre Schwägerinnen; offenbar hatten die Frauen des Cassius und des Lepidus ihrer Mutter gleichfalls das Haus verboten].*
Mein Mann weiß nicht, daß ich Dir diesen Brief schreibe. Ich habe nichts dagegen, daß er es erfährt, wenn Du es ihn wissen zu lassen wünschst.
Ich danke Dir für Dein Beileidschreiben zu meinem großen Verlust *[ihrer Fehlgeburt]*. Deine Ausdrücke der Zuneigung und Schätzung wären mir nähergegangen, hättest Du mir andrerseits gezeigt, daß ich genugsam eine Angehörige dieses Haushalts bin, um in Deine aufregenden Unterredungen mit meinem Mann einbezogen zu werden.

LXIV-A Inschrift.

[Die folgenden Worte wurden in eine goldene Tafel gegraben und diese zwischen andere, ähnliche Gedächtnistafeln in die Mauer hinter den Hausaltären der Familien der Porcier und Junier eingelassen, wo sie bis zur Zerstörung Roms blieb.]

Porcia, die Tochter des Marcus Porcius Cato aus Utica, dem Marcus Junius Brutus, dem Tyrannentöter, vermählt, wußte, daß ihr Gemahl ihr die Pläne verheimlichte, die er damals zur Befreiung des römischen Volkes erwog. Eines Nachts stieß sie sich einen Dolch tief in den Oberschenkel. Viele Stunden lang verriet sie durch kein Stöhnen noch sonst ein Zeichen den heftigen Schmerz, der sie verzehrte. Am Morgen wies sie ihrem Gemahl die Wunde mit den Worten: Wenn ich darüber schwieg, kann man mir nicht trauen, über die Ratschlüsse meines Gebieters Schweigen zu bewahren? Daraufhin umarmte ihr Gemahl sie unter Tränen und enthüllte ihr alle Gedanken, die er in seiner Seele verborgen gehalten hatte.

LXV Die Herrin Julia Marcia, aus dem Haus des Dictators in Rom, an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

[20. Dezember]

Wir haben eine betrübliche Zeit mitgemacht, mein lieber Junge. Du wirst mir verzeihen, wenn ich nicht des längeren darauf eingehe. Dieses schreckliche Ereignis *[die Profanierung der Riten der Guten Göttin]* war ein Schlag für uns alle. Wir verlassen das Haus so selten als möglich. Wir sehen einander ins Gesicht, als sähen wir Geister. Wir erwarten irgendein Strafgericht – ich wollte schon sagen, wir wünschen uns eine Bestrafung, aber wir sind natürlich schon bestraft. Wie Du Dir vorstellen kannst, hat es Rom aller Freude am Feste des Saturn beraubt *[die Saturnalien begannen am 17. Dezember]*, und mein Verwalter schreibt mir, daß sogar auch über unsere Bergdörfer ein Schatten gefallen ist. Mir tun besonders die Kinder und die Sklaven leid, für die diese Zeit immer die Krönung des Jahres gewesen ist.

Die neuesten Neuigkeiten erfüllen mich mit nicht geringerer Bestürzung, als der Skandal selbst. Das frevlerische Geschwisterpaar wurde freigesprochen. Kein Zweifel, daß die Richter mit ungeheueren Geldsummen von Clodius bestochen waren. Was gibt es da noch zu sagen? Wir müssen in einer Stadt leben, wo das Geld über die öffentliche Meinung hinwegrollt. Man sagt mir, daß sich den ganzen Tag lang Scharen von Menschen vor den Häusern der Richter sammeln und die Mauern und Türpfosten anspucken. Ich sprach heute vormittag ein paar Worte mit Cicero. Er ist von Verzweiflung überwältigt. Seine Anklagerede bei der Verhandlung war eine der großartigsten, die er je gehalten hat. Ich sagte ihm das, aber er schwenkte nur abwehrend die Hände, und die Tränen rannen ihm übers Gesicht.

Die Weigerung meines Neffen, die Sache weiter zu verfolgen, ist verständlich, doch bedauere ich sie tief. Wovor er als Gemahl zurückschrak, dessen war er als Pontifex maximus nicht enthoben. An dem Ganzen ist besonders eines, was ich Dir, wie ich fühle, mitteilen muß, allerdings im strengsten Vertrauen. Mein

Neffe wußte schon vorher, daß dieser gräßliche Mann zu der Feier kommen werde. Er hätte ihn an der Tür festnehmen lassen können, aber er wollte, daß die Sache auf diese Weise aufgedeckt würde, wie es tatsächlich geschah.

Wie sehr ich wünsche, daß Du hier wärest, mein lieber Lucius! Er ist nicht mehr derselbe. Er hat mich gebeten, eine Zeitlang bei ihm zu wohnen. Auf mein Drängen sind wir im Staatshaus geblieben. *[Der Oberste Priester wohnte zu Festzeiten gewöhnlich in dem ehemaligen Königshaus am Heiligen Weg, das ihm vom Staat zur Verfügung gestellt wurde. Caesar wäre, nachdem seine Frau in den Skandal verwickelt gewesen, lieber in sein eignes Haus auf dem Palatin gezogen.]* Er hat sich sogar noch tiefer in die Arbeit gestürzt. Der Krieg gegen die Parther scheint nun beschlossene Sache zu sein. Die Landenge von Korinth soll für einen Kanal durchstochen werden. Das Marsfeld soll an den Fuß des Vaticanischen Hügels verlegt und das gegenwärtige Feld für große Wohnbauten verwendet werden. Büchereien für das Volk sollen eröffnet werden, ihrer sechs in verschiedenen Teilen der Stadt. Darin bestehn unsere Tischgespräche, aber dies sind nicht die Dinge, die ihm auf dem Herzen lasten. Oh, daß er einen Freund hätte, mit dem er sich zwanglos aussprechen könnte. Die Gefährten seiner Trinkgelage ladet er nicht mehr ein. Von Zeit zu Zeit leisten uns Decimus Brutus und der andere Brutus Gesellschaft, aber diese Abende fallen nicht sehr glücklich aus. Unser Freund kann Freundschaft nur denen entgegenbringen, die sie zuletzt herzlich ihm entgegenbringen. Wie mein Mann von gewissen Leuten zu sagen pflegte: »Kühner Liebhaber – scheuer Freund«.

Laß mich noch ein anderes Geheimnis mit Dir teilen. Die Warnung, daß Clodius diese freche Entweihung beabsichtige, kam uns von niemand anders als – der Königin von Ägypten zu. In der Stadt ist der Glaube weitverbreitet, daß er sie heiraten werde. Diese Möglichkeit böte einen genügenden Beweggrund, daß sie den gräßlichen Plan ans Licht brachte. Hier aber hast Du meine unbedingte Beteuerung, daß an dem Gerücht nichts Wahres ist.

Irgend etwas ist zwischen ihnen vorgefallen; ich weiß nicht was. Ich glaube, es hat sehr viel mit seiner gegenwärtigen Niedergeschlagenheit zu tun. Und ich weiß, daß sie leidet. Es wird allgemein angenommen, wir alten Frauen seien sehr gescheit im Erraten von Herzensangelegenheiten, die sich in unserer nächsten Umgebung abspielen. Ich bin es nicht. Ich kann nur sagen, daß irgendein dummes Hindernis aufgetaucht sein muß und eine überaus glückliche Beziehung unterbrach. Ich gewahre, daß mein Großneffe *[Marcus Antonius]* eine Reise an die Ostküste unternommen hat.

Es ist unsinnig, daß Caesar hier allein lebt. Wir haben es besprochen. Die Zeit für hübsche junge Mädchen ist vorbei. Wer wäre zur Ehefrau für ihn geeigneter als unsere gute Calpurnia, die wir alle schon so lange kennen, und die in so vielen schwierigen Lebenslagen eine solche ruhige Würde bewahrte? Ich glaube, Du wirst bald hören, daß sie nach der stillsten aller Hochzeiten in dieses Haus eingezogen ist.

Die Hunde schlagen an. Er ist soeben heimgekommen. Ich höre ihn die Grüße des Hausgesindes erwidern. Nur jemand, der ihn innig liebt, kann erkennen, daß die Fröhlichkeit in seiner Stimme bloß angenommen ist. Ich bin erstaunt über mich selbst: ich habe in meinem langen Leben viele geliebt und verloren; aber nie habe ich eine so große Hilflosigkeit gegenüber dem Leid eines Menschen gefühlt. Ich kenne nicht einmal seine Ursache – oder von den vielen möglichen die vornehmlichste.

Am nächsten Tag.

Dies schreibe ich in Eile, mein lieber Lucius. Zu wem kann ich sprechen, wenn nicht zu Dir?

Seltsame Dinge gehen vor. Auch er konnte sich nicht zurückhalten und sprach mir davon mit einer vorgetäuschten Unbesorgtheit. Er sprach von den vielen Verschwörungen, die beständig aufgedeckt werden, Komplotten zum Umsturz des Staates und zu seiner Ermordung. Dabei entfaltete und faltete er immer wieder einige Papiere, die er in der Hand hatte. »Voriges Jahr war es Marcus Antonius«, sagte er. »Nun, so scheint es, denkt

Junius Brutus an dergleichen.« Ich wich entsetzt zurück. Er beugte sich zu mir und sagte mit seltsamem Lächeln: »Er kann nicht warten, bis diese alten Knochen stilliegen.«
Oh, wärst Du doch bei uns!

LXVI Cleopatra an die Herrin Julia Marcia auf ihrem Landgut in den Albanerbergen.

[13. Januar]

Deine Versicherung, daß Du Dich von Deiner Unpäßlichkeit völlig erholt hast, ist mir eine große Freude. Ich hoffe zuversichtlich, daß die Boten, die ich täglich an Deine Tür sandte, Deiner Umgebung nicht lästig wurden.
Ich habe Deine Genesung abgewartet, um Dir eine äußerst dringende Frage vorzulegen. Ich bin von einem Wall von Feinden umgeben; doch bin ich darin vom Glück begünstigt, daß Du, der einzige Mensch, an den ich mich wenden kann, auch der geeignetste bist, mir zu raten.
Verehrte Frau, ich kam nach Rom, um den Vorteil des großen Landes zu fördern, über das ich herrsche. Ich kam hierher als eine Fremde, ohne Kenntnis von den Sitten und Bräuchen der Römer, und der Gefahr ausgesetzt, Fehler zu begehn, die den ganzen Zweck meiner Reise beeinträchtigen können. Mich davor zu bewahren, richtete ich einen Beobachterdienst ein, um über möglichst viel von dem, was in der Stadt vorgeht, unterrichtet zu sein. Zu keiner Zeit habe ich die so erhaltenen Nachrichten auf irgendeine Weise verwendet, die dem Wohl der Bürger schaden könnte; bei einer Anzahl von Gelegenheiten war ich imstande, der öffentlichen Ordnung einen Dienst zu leisten.
Durch eifriges Bemühn und Glücksgunst bin ich in der Lage, sehr genau die Pläne einer Gruppe zu verfolgen, die sich mit der Absicht trägt, den Staat umzustürzen und den Dictator zu ermorden. Die Gruppe, von welcher ich spreche, ist nicht die erste,

die mir zur Kenntnis gebracht wurde; sie ist die entschlossenste. Es ist nicht ratsam, die Namen dieser Verschwörer hier in meinem Brief zu erwähnen.

Hochverehrte, es wäre schwierig für mich, das, wovon ich Kenntnis habe, dem Dictator zu dieser Zeit vorzulegen. Vor allem könnte es ihn wohl ärgern, daß zum zweitenmal eine Frau, noch dazu eine Fremde, ihn von einer Sache unterrichtet, die ihn so nahe betrifft. Ferner aber hat ein schmerzliches Mißgeschick mich um sein Vertrauen gebracht. Es ist mein einziger Trost, daß er weiß, meine Ergebenheit für ihn als das Oberhaupt der römischen Republik ist unerschüttert und unerschütterlich.

Die Verschwörergruppe, welche ich meine, beabsichtigte die Ermordung des Dictators auf seinem Heimweg, um die Mitternacht des 6. Januars, von der Überwachung der Wahlen. Ihr Plan war gewesen, ihm bei und unter der Brücke aufzulauern, welche beim Schrein der Tebetta über den Bach führt. Damals schrieb ich, ohne mich zu nennen, vieren ihrer Mitglieder, daß Caesar von ihren Absichten wisse. Sie planen nunmehr, ihn zu überfallen, sobald er am 28. Januar die Spiele verläßt. Du wirst verstehn, daß es unklug wäre, wenn ich abermals an die Verschwörer schriebe, und ich habe meinem Zuträger, der einer aus ihrer Zahl ist, versprochen, das nicht zu tun.

Ich erbitte dringendst Deinen Rat in dieser Sache, verehrte Frau. Das Nächstliegende wäre, das sehe ich ein, dem Leiter der Geheimpolizei des Dictators Mitteilung zu machen. Dazu kann ich mich jedoch nicht entschließen. Ich kenne die Untüchtigkeit dieser Organisation nur allzugut. Sie legt dem Dictator Berichte vor, worin Nachlässigkeit durch Entstellung maskiert, persönliches Vorurteil für Gewißheit ausgegeben, Wichtiges vorenthalten und Nichtiges aufgebauscht wird.

Laß mich, bitte, von Dir hören.

LXVI-A Die Herrin Julia Marcia an Cleopatra.
[Mit wendendem Boten.]

Ich danke Dir, große Königin, für Deine Briefe und abermals für die vielen Zeichen Deiner Sorge um mich während meiner Krankheit.
Zu diesem letzten Brief: Mein Neffe weiß in großen Zügen von der Gruppe, die Du erwähnst. Daß es dieselbe Organisation ist und daß er ihren Namen kennt, dessen bin ich sicher, denn er sprach mir von dem Hinterhalt bei der Brücke. Ich hege jedoch keinen Zweifel, daß Deine Nachrichten mehr ins einzelne gehn als seine, und daß sie von größter Wichtigkeit sind. Es ist meine beständige Angst, große Königin, daß er der Unterdrückung solcher Verschwörungen nicht ebensolche Tatkraft und Aufmerksamkeit zuwendet wie Gefahren für den Staat.
Ich werde dafür sorgen, daß er von dem für den 28. beabsichtigten Anschlag auf sein Leben erfahre. Sobald sich ein geeigneter Augenblick darbietet, werde ich ihn wissen lassen, daß wir diese Warnung Dir verdanken.
Die Zeiten, die wir durchleben, sind so voll von Anlässen zu Kummer und Verstörtheit, daß die glückliche Stunde, die ich mit Dir verbrachte, vor vielen Jahren gewesen zu sein scheint. Mögen die unsterblichen Götter Rom bald ein Maß von Ruhe wiedergeben und ihren gerechten Zorn von uns abwenden!

LXVII Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.
[Die folgenden Eintragungen scheinen während des Januars und Februars geschrieben zu sein.]
1017. *[Gründe für und gegen den Bau eines Kanals durch die Landenge von Korinth.]*
1018. *[Über die zunehmende Nachfrage nach römischen Luxuswaren in den Städten Galliens.]*

1019. *[Bitte um Bücher zur Auffüllung der neuen öffentlichen Bibliotheken.]*

1020. Du fragtest mich einmal lachend, ob ich jemals den Traum von der großen Leere hatte. Ich bejahte Dir das, und ich habe ihn seitdem wieder geträumt.

Er wird vielleicht durch eine zufällige Lage des schlafenden Körpers hervorgerufen, oder auch durch irgendeine Verdauungsbeschwerde oder andere Störung in uns. Aber das Grauen im Geist ist darum nicht weniger wirklich. Dieser Traum ist nicht, wie ich einst dachte, ein Bild des Todes und das Grinsen des Totenschädels. Er ist ein Zustand, worin man das Ende aller Dinge erahnt. Dieses Nichts stellte sich uns jedoch nicht als eine Leere und Stille dar, sondern als das entlarvte völlig Böse. Es ist Hohn und Drohung zugleich. Es verwandelt alle Wonnen ins Lächerliche und versehrt und verdorrt alles Streben. Dieser Traum ist das Gegenstück zu jener andern Vision, die mir im Krampf meiner Krankheit kommt. Da scheine ich die schöne Harmonie der Welt zu erfassen. Ich bin von unaussprechlichem Glück und Zuversicht erfüllt. Ich möchte allen Lebenden und Toten zurufen, daß es keinen Teil des Weltalls gibt, der unberührt bleibt von dieser Seligkeit.

[Die Eintragung ist auf griechisch fortgesetzt.]

Beide Zustände entstehn aus Dünsten im Körper, doch von beiden sagt der Geist: Hinfort kenne ich dies. Sie können nicht leichthin als Einbildungen abgetan werden. Jedem der beiden bringt unser Gedächtnis gar viele freudige und gar viele schmerzliche Bestätigungen. Wir können den einen nicht leugnen, ohne den andern zu verleugnen. Auch möchte ich nicht – wie ein dörfischer Friedenstifter die Zwistigkeiten zweier Bauern ausgleicht – einem jeden ein verkürztes Maß von Recht zuerkennen.

In diesen letzten Wochen aber geschah es nicht im Traum, sondern im Wachen, daß ich völlige Vergeblichkeit schaute und den Zusammenbruch allen Glaubens. Oh, und viel schlimmer: Meine Toten in ihren Grabgewändern rufen mir spottend zu, und noch ungeborene Geschlechter verlangen schreiend, daß ihnen das Pos-

senspiel eines sterblichen Lebens erspart bleibe. Doch nicht einmal in meiner äußersten Bitternis kann ich die Erinnerung an Glückseligkeit verleugnen.

Das Leben, das Leben enthält dieses Geheimnis, daß wir nicht wagen, das letzte Wort darüber zu sprechen, ob es gut oder schlecht sei, ob es sinnlos sei oder geordnet. Daß alles das behauptet wurde, ist nur ein Beweis, daß alles das in uns selbst liegt. Dieses ›Leben‹, in welchem wir uns bewegen, hat keine Farbe und gibt kein Zeichen. Wie Du einst sagtest: Das Weltall weiß nicht, daß wir da sind.

Laß mich also aus meinem Geist den kindischen Gedanken verbannen, daß es zu meinen Pflichten gehöre, irgendeine endgültige Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Lebens zu finden. Laß mich allen Antrieben in mir mißtrauen, in irgendeinem Augenblick zu sagen, daß es grausam oder gütig sei; denn in einer elenden Lage das Leben böse zu nennen, ist nicht weniger unedel, als es in einer glücklichen gut zu nennen. Laß mich nicht der Genarrte des Wohlbefindens oder der Zufriedenheit sein, sondern alles Erleben willkommen heißen, das mich an die Myriaden von Verwünschungen und Freudenrufen erinnert, die zu jeder Zeit Menschenlippen abgerungen wurden. Von wem hätte ich dies besser lernen können, als von Dir? Wer hat je so beständig die äußerste Tragweite von ja und nein heraufbeschworen – wer, wenn nicht Sophokles, der während seiner neunzig Jahre als der glücklichste Mensch Griechenlands bekannt war und dem doch kein dunkles Geheimnis verborgen blieb?

Das Leben hat keinen Sinn außer dem, den wir ihm geben. Es ermutigt den Menschen nicht, noch demütigt es ihn. Weder Seelenqual noch höchster Wonne können wir entgehn, aber diese Zustände haben aus eigenem uns nichts zu sagen; diese Himmel und Höllen warten auf den Sinn, den wir ihnen geben, wie alle Lebewesen ungeschlacht und fassungslos die Namen erwarteten, die Deukalion und Pyrrha über ihnen aussprachen. Mit diesem Gedanken wage ich endlich jene seligen Schatten aus meiner Vergangenheit um mich zu versammeln, an die ich bisher wie an

Opfer der Zusammenhanglosigkeit des Lebens dachte. Ich wage zu wünschen, daß aus meiner guten Calpurnia ein Kind erstehe, damit es sage: Auf das Sinnlose will ich einen Sinn prägen, und in den Einöden des Unerkennbaren will ich kennbar sein.

Dieses Rom, auf das ich mein Leben baute, besteht an sich nur als eine Anhäufung von Gebäuden, die größer oder weniger groß ist als eine andre, und von Bürgern, die fleißiger oder weniger fleißig sind als solche einer andern Stadt. Wasserflut oder Torheit, Feuersbrunst oder Wahnsinn können es jederzeit zerstören. Ich glaubte ihm durch Erbe und Erziehung anzuhangen, aber solche Anhängsel haben keine größere Bedeutung als der Bart, den ich mir vom Gesicht schabe. Ich wurde zu Roms Verteidigung vom Senat und den Consuln berufen; so verteidigte Vercingetorix Gallien. Nein, Rom wurde für mich erst dann zu einer Stadt, als ich mich, wie schon viele vor mir, entschied, ihm einen Sinn zu geben; und für mich kann Rom nur insofern bestehn, als ich es nach meiner Idee geformt habe. Ich sehe nun, daß ich jahrelang kindisch glaubte, ich liebte Rom, und es sei meine Pflicht, Rom zu lieben, weil ich ein Römer bin – als wäre es möglich oder achtungswert, Anhäufungen von Steinen und ein Gewimmel von Menschen zu lieben. Wir stehn zu nichts in Beziehung, ehe wir es nicht in einen Sinn gehüllt haben, und wir wissen auch nicht mit Gewißheit, was dieser Sinn ist, ehe wir uns nicht opfervoll mühten, ihn dem Ding aufzuprägen.

1021. *[Über den Wiederaufbau Carthagos und die Errichtung einer Mole in der Bucht von Tunis.]*

1022. Heute wurde mir gemeldet, eine Frau warte, um mich zu sprechen. Sie betrat meine Kanzlei tief verschleiert, und erst als ich meine Sekretäre aus dem Zimmer sandte, wurde mir gestattet, zu wissen, daß es Clodia Pulcher war. Sie kam, um mich zu warnen, daß eine Verschwörung gegen mein Leben im Gang sei, und um mir zu beteuern, daß weder sie noch ihr Bruder irgendwie teil daran hätten. Hierauf begann sie, mir die Namen dieser Aufwiegler zu nennen und die Tage, die für ihre Anschläge gewählt worden seien.

Bei den unsterblichen Göttern, diese Verschwörer vergessen die Tatsache in Rechnung zu stellen, daß ich der Liebling der Frauen bin! Kein Tag vergeht ohne neuen Beistand von diesen schönen Warnerinnen.

Ich wollte meiner Besucherin schon sagen, daß ich alles das bereits wisse, aber ich unterließ es. Ich sah sie als alte Frau am Feuer sitzen und sich erinnern, daß sie den Staat gerettet hatte. Allerdings war sie imstande, mir eine neue Tatsache mitzuteilen: Diese Männer erwägen auch die Ermordung des Marcus Antonius. Wenn das wahr ist, sind sie noch alberner, als ich gedacht hatte.

Von Tag zu Tag schiebe ich Maßnahmen zur Abschreckung dieser Tyrannentöter auf und kann mich auch nicht entschließen, was mit ihnen geschehn sollte. Es war bisher meine Gepflogenheit, jede solche Blase zum Platzen kommen zu lassen; die Tat selbst, und nicht ihre Bestrafung, ist das für die Öffentlichkeit Lehrreiche. Ich weiß nicht, was tun.

Unsere Freunde haben einen schlechten Augenblick gewählt, um die Hand gegen mich zu erheben. Die Stadt füllt sich bereits mit meinen Veteranen *[die sich, für den Partherkrieg, neuerlich anwerben ließen]*. Sie folgen mir in den Straßen unter lauten Zurufen. Sie halten die hohlen Hände an den Mund und rufen fröhlich, als wären es harmlose Wettläufe gewesen, die Namen von Schlachten, die wir miteinander gewannen. Mein Befehl schickte sie in jede Art von Gefahr, und ich habe sie unbarmherzig geschunden.

Diese Verschwörer habe ich nur mit Güte überschüttet. Die meisten von ihnen habe ich schon einmal begnadigt. Sie kamen aus den Togafalten des Pompeius zu mir zurückgekrochen und küßten mir die Hand in Dankbarkeit für ihr Leben. Dankbarkeit wird sauer im Magen eines kleinen Mannes, und er muß sie erbrechen. Bei den Flüssen der Unterwelt, ich weiß nicht, was mit ihnen tun, und es kümmert mich nicht! Sie blicken fromm zu den Standbildern des Harmodios und Aristogeiton auf *[der »klassischen« Tyrannenmörder der griechischen Geschichte]* – aber ich vergeude Deine Zeit.

LXVIII Inschriften an öffentlichen Orten.

[Täfelchen, die die folgenden Worte trugen, wurden an die Statue des Älteren Junius Brutus befestigt gefunden.]

O Brutus, weiltest du nun unter uns!

. . . . . .

Daß Brutus noch lebte!

[Die folgenden wurden an den Stuhl gelehnt gefunden, der Brutus als dem Praetor der Stadt vorbehalten war.]

Brutus, schläfst du?

. . . . . .

Du bist kein Brutus!

LXVIII-A Cornelius Nepos: Merkbuch.

[Vom Dezember angefangen, machte er alle Eintragungen, auch solche, die sich auf frührömische Geschichte bezogen, in Geheimschrift.]

Fr. Ein aufgeregter Besucher. Er sagte, der Langbeinige *[Trebonius? Decimus Brutus?]* sei an ihn herangetreten. Es war unmöglich, ihm klarzumachen, wie verrückt das Vorhaben im Grunde ist. Ich beschränkte mich darauf, ihm tüchtig meine Meinung zu sagen und die Verschwörung ins Lächerliche zu ziehn. Ich wies ihn darauf hin, daß sich kein einziger unter den Anstiftern befinde, dessen Name nicht meiner Frau und ihren Freundinnen bekannt sei; daß jede Verschwörung, die seine Mithilfe suche, fehlschlagen müsse, denn er sei als ein Mann bekannt, der nicht den Mund halten könne; daß sein Besuch bei *mir* beweise, er sei nicht fest genug von den Zielen eines solchen Aufstands überzeugt, um sich irgendwie daran zu beteiligen; daß er nichts dazu beigetragen habe als sein Geld und daß eine Verschwörung, die reicher Mittel bedürfe, von vornherein ein Mißerfolg sei, denn Geld habe noch nie Verschwiegenheit erkauft

oder Mut oder Treue; daß, sollte diese Verschwörung etwa Erfolg haben, sein Vermögen binnen fünf Tagen zerronnen sein werde; daß man kaum zweifeln könne, Caesar sei im Besitz der allergenauesten Einzelheiten, und daß man jeden Augenblick erwarten müsse zu hören, die Hitzköpfe seien aus ihren Häusern gezerrt und in die Höhlen unter dem Aventin eingesperrt worden; und daß der große Mann, den sie zu beseitigen versuchen, wahrscheinlich gar nicht geruhen werde, sie hinrichten zu lassen, sondern sie an die Ufer des Schwarzen Meeres senden werde, wo sie dann nachts wach liegen und sich des Trubels auf der Appischen Straße am hohen Mittag und des Geruchs röstender Kastanien auf den Stufen zum Capitol erinnern könnten. Ja, und sie sollten doch nur in das Gesicht des Mannes, den sie ersetzen zu können glauben, blicken, wenn er zur Rednertribüne hinaufsteigt und sich umwendet, um zu den Hütern Roms zu sprechen.

. . . . . .

Die Stadt hielt den Atem an. Der Siebzehnte *[Februar]* ist vorbei, und es hat sich nichts ereignet.

. . . . . .

Jedes öffentliche Vorkommnis wird nun nur noch in einem einzigen Sinn gedeutet. Das Volk achtet wieder genauest auf die täglichen Vorzeichen, Cicero ist zurück in der Stadt. Er wurde gesehn, wie er grob zu dem Langbeinigen sprach und ohne Gruß an dem Schmied vorbeiging.

Seit Caesars Wiederverheiratung ist die Königin von Ägypten auf einmal sehr beliebt. Oden auf sie werden öffentlich angeschlagen. Ihre Abreise wurde angekündigt, aber Abordnungen der Bürger erscheinen an ihrer Tür und bitten sie dringend, ihren Aufenthalt zu verlängern.

. . . . . .

Die Flut der Gerüchte ist zurückgegangen. Ein neues Haupt und strengere Zucht? Der Zustrom von Veteranen?

LXIX Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

1023. Bei den unsterblichen Göttern, ich bin zornig, und ich will meinen Zorn genießen!

Die Beschuldigung, daß ich der Feind der Freiheit sei, wurde nie gegen mich erhoben, solange ich die Heere Roms befehligte, obgleich ich, beim Hercules! die Bewegungsfreiheit meiner Soldaten so begrenzte, daß sie sich keine Meile weit von ihren Zelten entfernen konnten. Sie standen morgens auf, wann ich es ihnen befahl, und sie legten sich auf meine Weisung schlafen; und kein einziger lehnte sich auf. Das Wort Freiheit ist in jedermanns Mund, aber in dem Sinn, in welchem es da gebraucht wird, war nie jemand frei und wird es nie sein.

Wie meine Feinde mich sehn, sitz ich mit all den Freiheiten angetan da, die ich andern gestohlen habe. Ich bin ein Tyrann, und sie vergleichen mich den Potentaten und Satrapen des Ostens. Sie können nicht behaupten, daß ich irgendwen seines Geldes oder Grundbesitzes oder Erwerbs beraubt habe. Nein, ich habe sie der Freiheit beraubt. Ich habe sie nicht ihrer Wählerstimme und ihrer Meinung beraubt. Ich bin kein Orientale und habe das Volk nicht in Unkenntnis dessen gehalten, was es wissen sollte, noch habe ich es belogen. Die Witzbolde in Rom behaupten, das Volk habe all die Aufklärung, mit der ich das Land überflute, schon bis zum Hals. Cicero nennt mich den Schulmeister, aber er hat mich nicht beschuldigt, Falsches zu lehren. Die Römer stöhnen nicht unter der Sklaverei der Unwissenheit und auch nicht unter der Tyrannei der Täuschung. Ich habe sie der Freiheit beraubt.

Aber es gibt keine Freiheit außer in Verantwortlichkeit. Der kann ich sie nicht berauben, denn sie besitzen keine. Ich habe nie aufgehört, ihnen Gelegenheit zu bieten, sie zu übernehmen. Aber wie schon meine Vorgänger erfahren mußten, wissen sie nicht, wo und wann die ergreifen. Ich bin hoch erfreut über das Ausmaß, bis zu welchem die fernsten Grenzgebiete Galliens die schwere Last der Freiheit, die ich ihnen zugestand, auf ihre

Schultern genommen haben. Rom dagegen verlotterte. Die Römer sind sehr findig darin geworden, sich den Verpflichtungen politischer Freiheit zu entziehn und ihren Preis nicht zu bezahlen. Sie sind Schmarotzer dieser Freiheit geworden, die ich freudig ausübe – durch meine Bereitwilligkeit, zu einer Entscheidung zu gelangen und sie aufrecht zu halten – und die ich mit jedem zu teilen bereit bin, der ihre Bürde auf sich nehmen will. Ich habe meine Praetoren *[Cassius und Brutus]* beobachtet. Sie erfüllen ihre Pflichten mit dem Fleiß von Schreiberseelen; sie murmeln: »Freiheit, Freiheit!«, aber nicht ein einziges Mal haben sie Auge und Stimme erhoben im Hinblick auf ein größeres Rom. Im Gegenteil, sie haben mir bündelweise Vorschläge unterbreitet, die ihre eigne kleine Würde vergrößern und zugleich Roms Größe verringern müßten. Cassius wünscht, ich soll die fanatischen Schreier zum Schweigen bringen, die Tag für Tag in aller Öffentlichkeit über mich und unsre Verordnungen losziehn. Brutus wünscht, ich soll die Reinheit unsres römischen Bluts sichern, indem ich den Anspruch auf das Bürgerrecht möglichst einschränke. Beim Auf und Unter von Castor und Pollux, sein afrikanischer Türhüter weiß da besser Bescheid! Das alles ist Verweigerung der Freiheit, denn nur indem wir einen Sprung ins Unbekannte wagen, wissen wir, daß wir frei sind. Das unverkennbare Zeichen derer, die ihre Freiheit zurückgewiesen haben, ist Neid, ist die Gelbsucht des Auges, das nicht zur Ruhe kommen kann, ehe es nicht niedrige Beweggründe bei allen zu entdecken vermeint, die ihre Freiheit nicht empfangen, sondern zeugen.

Ich habe mir jedoch in Erinnerung gerufen, daß der Geist frei ist, und mein Zorn ist verraucht. Der Geist wird leicht müde und leicht in Furcht versetzt; aber es gibt keine Beschränkung für die Bilder, die er sich macht; und auf diese Bilder stolpern wir zu. Ich habe oft bemerkt, daß die Menschen zwar sagen, es gebe eine Grenze, über die hinaus ein Mensch nicht laufen oder schwimmen, einen Turm erbauen oder eine Grube graben darf, aber ich habe nie jemand sagen hören, daß es eine Schranke für Weisheit gebe. Der Weg steht bessern Dichtern als Homer offen und bes-

sern Herrschern als Caesar. Keine Grenzen für Verbrechen und Torheit sind je erdacht worden. Auch darüber freue ich mich und nenne es ein Geheimnis. Und es hält mich davon ab, zu einem summarischen Schluß über unser menschliches Dasein zu gelangen. Wo ein Unerkennbares ist, da ist auch eine Verheißung.

LXX Caesar an Brutus: Memorandum.
[7. März]
[Von der Hand eines Sekretärs.]

Die folgenden Daten stehn nun fest:
Ich werde Rom am Siebzehnten verlassen *[um in Brundisium die Einschiffungen zum Partherkrieg zu überwachen]*. Am Zweiundzwanzigsten werde ich für drei Tage nach Rom zurückkehren, falls es sich als ratsam erweist, im Senat eine Rede über die Wahlreform zu halten.
Einquartierung: Die Zahlen *[der einrückenden Rekruten und Veteranen]* übersteigen meine Erwartungen. Die acht Tempel *[die ihnen außer der in den Kasernen vorhandenen Unterkunft zugewiesen waren]* werden vielleicht nicht genügen. Morgen übersiedeln wir aus dem Staatshaus auf den Palatin. Das Staatshaus sollte mindestens zweihundert fassen.
[Von Caesar eigenhändig fortgesetzt.]
Calpurnia und ich hoffen, daß Du und Porcia am Fünfzehnten auf dem Hügel mit uns zu Abend essen werdet, als Abschiedsfeier. Wir fordern auch Cicero auf, die beiden Marcus *[Antonius und Lepidus]*, Cassius, Decimus, Trebonius und die Frauen der Verheirateten. Die Königin von Ägypten wird sich nach dem Essen bei uns einfinden. So groß ist das Vergnügen, das ich an Eurer Gesellschaft habe, an Deiner und Porcias, daß ich wünschen könnte, Ihr allein wärt an diesem Abend unsre Gäste. Da auch andre anwesend sein werden, laß mich diese Gelegenheit benützen, um Dir einen Dienst aufzuerlegen, der durch unsre lange Freund-

schaft gerechtfertigt ist und durch Dein so oft wiederholtes liebenswürdiges Anerbieten, mir gefällig zu sein.
Die Trennung von meiner lieben Frau wird mir schwerfallen; sie wird auch ihr schwerfallen. Ich werde nächsten Herbst für eine kurze Zeit in Dalmatien mit ihr zusammentreffen oder – ohne daß es die Öffentlichkeit erfährt – auf Capri. Inzwischen wüßte ich mir keinen größeren Trost, als versichert zu sein, daß Du und Porcia sie in Eure Liebe einschließt. Porcia war sie seit Kindheit in enger Freundschaft verbunden; Dir bringt sie die Hochschätzung entgegen, die Dein Charakter und Deine treue Ergebenheit für mich verdienen. Es gibt kein zweites Heim, das sie mit mehr Nutzen besuchen könnte, und keins, zu dem meine Gedanken ihr häufiger vorauseilen würden.

LXX-A Brutus an Caesar.

[8. März]

[Das Folgende ist der unvollendete Entwurf zu einem Brief, der nicht abgesandt wurde.]

Ich habe die Anordnungen, die Du mir bekanntgibst, zur Kenntnis genommen.
Mit Bedauern muß ich sagen, daß es mir nicht möglich sein wird, am Fünfzehnten unter Deinen Gästen zu sein. Es ist immer mehr meine Gepflogenheit geworden, die wenigen Stunden, die mir am Tagesende verbleiben, dem Studium zu widmen.
Ich werde in der Tat während Deiner Abwesenheit Calpurnia Piso auf jede mir mögliche Weise nützlich zu sein trachten. Ich halte es jedoch für gut, daß Du sie der besonderen Aufmerksamkeit andrer als meiner selbst anvertrautest, die sich mehr am gesellschaftlichen Leben beteiligen und weniger mit öffentlichen Geschäften befaßt sind.

Dein Brief, großer Caesar, spricht von meiner treuen Ergebenheit für Dich. Ich freue mich darüber, denn es macht mir klar, daß

Du Treue dieselbe Bedeutung beilegst wie ich. Du hast wohl nicht vergessen, daß ich gegen Dich zu den Waffen griff und von Dir begnadigt wurde und Du mir bei vielen Gelegenheiten erlaubtest, eine der Deinen entgegengesetzte Meinung zu äußern. Daraus schließe ich, daß Du die Treue derer zu empfangen bereit bist, die vor allem sich selbst treu sind, und anerkennst, daß solche Treuepflichten oft miteinander in Widerstreit geraten können.
Dein Brief, großer Caesar, spricht von meiner Treue zu Dir. Daß er von ihr spricht, ist –

Mit Bedauern muß ich erwidern, daß der Gesundheitszustand meiner Frau uns verhindern wird –

. . . vor Deiner Abreise einigermaßen der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die ich für Dich fühle. Diese Schuld kann ich nicht zurückhalten. Seit frühester Kindheit empfing ich –

Ich habe die Anordnungen, die Du mir bekanntgibst, zur Kenntnis genommen.

UNDANKBARKEIT – NIEDRIGSTES DENKEN
UND HAN

[Der folgende Satz ist in frühem Latein geschrieben. Er scheint eine vor Gericht gebräuchlich gewesene Eidesformel zu sein.]

»O Jupiter, Ungesehener und Allessehender, der Du in den Herzen der Menschen liest, sei nun Zeuge, daß, was ich erkläre, wahr ist, und sollte ein Falsch in mir sein, möge . . .«

Drei Ellen Wolle, mittelstark und auf korinthische Art zugerichtet; ein feingespitzter Schreibgriffel; drei breite Lampendochte.

Meine Frau und ich werden fürwahr mit Vergnügen . . . daß eine so mächtige Eiche . . . ihn nicht vergessen, auf dem der letzte Blick dieser großen Augen ruhen wird, nicht ohne Überraschung und niemals so zu vergessen.

LXX-B Brutus an Caesar.
[Wie abgesandt.]

Ich habe die Anordnungen, die Du mir bekanntgibst, zu Kenntnis genommen.
Porcia und ich werden am Fünfzehnten mit Vergnügen zu Dir kommen.
Sei versichert, großer Caesar, daß wir Calpurnia um ihret- und um Deinetwillen nicht weniger als uns selbst lieben und nicht glücklich sein werden, ehe sie nicht unser Heim als ihr eignes betrachtet.

LXXI Caesars Tagebuchbrief an Lucius Mamilius Turrinus auf der Insel Capri.

1024. Ich war säumig im Schreiben. Die Tage waren ausgefüllt mit Vorbereitungen für meine Abreise.
Wäre ich nur schon weg! Meine Abwesenheit wird kein unbeträchtliches Geschenk für die Stadt darstellen, die von den beständigen Aufstandsgerüchten ebenso geplagt ist wie ich. Es ist eine Ironie, nicht wahr? daß in meiner Abwesenheit diese Männer machtlos sind, die Regierung zu ändern, und daß ihnen, sobald ich über das Caspische Meer hinaus bin, erst recht keine andre Wahl bleibt, als zu ihren geziemenden Pflichten zurückzukehren.
Ihre Zahl scheint einige fünfzig Mitglieder des Senats zu umfassen, von denen viele die höchsten Ämter in der Stadt bekleiden. Ich habe dieser Tatsache die ernste Erwägung zuteil werden

lassen, welche sie verdient, und ich bleibe unerschüttert. Die Athener gaben ein Mißtrauensvotum gegen Perikles ab; Aristides und Themistokles wurden von ihnen in die Verbannung getrieben.

Vorläufig schütze ich mich in vernünftigem Maß und setze meine Tätigkeiten fort.

Mein Sohn *[das heißt sein Großneffe Octavius, in aller Form adoptiert in seinem Testament, das im September geschrieben, aber noch nicht öffentlich bekanntgemacht worden war]* kehrt bald nach meiner Abreise nach Rom zurück. Er ist ein vortrefflicher junger Mann. Ich freue mich besonders, daß er mir von seiner Hochschätzung für Calpurnia schrieb. Ich habe ihr gesagt, daß er ihr die Gesellschaft eines ältern Bruders bieten werde, nein, eines Onkels. Octavius durchlief sein Jünglingsalter in zwölf Monaten und steht nun schon in hübsch vorgeschrittenen Jahren. Seine Briefe sind nicht weniger sentenzenreich als die im ›Briefwechsel des Telemachus‹ *[einer in den Schulen viel verwendeten Sammlung von Musterbriefen]*.

Die große Königin von Ägypten kehrt in ihr Land zurück, nachdem sie mehr über uns gelernt hat, als viele, die ein ganzes Leben hier verbringen. Wozu sie dieses Wissen verwenden wird, wozu sie ihr eignes, ewig aufs neue erstaunliches Ich verwenden wird, wäre schwer zu sagen. Es besteht eine Kluft zwischen Mensch und Tier; ich war stets der Meinung, sie sei schmäler, als viele vermuten. Cleopatra besitzt die seltensten Gaben des Tiers und die seltensten Gaben des Menschen; aber von der Fähigkeit, welche uns vom schnellsten Pferd, vom stolzesten Löwen und von der klügsten Schlange trennt, hat sie keine Ahnung: sie weiß nicht, was tun mit dem, was sie besitzt. Sie ist zu weise, um in Eitelkeit Befriedigung, zu stark, um am Herrschen Genüge zu finden, und zu bedeutend zur Ehefrau. In einem jedoch ist sie von völlig harmonischer Größe, und darin habe ich ihr ein großes Unrecht getan. Ich hätte ihr erlauben sollen, ihre Kinder herzubringen. Sie weiß es noch nicht ganz, aber sie ist diese Gestalt, die alle Länder zu höchster Ehre und Verehrung erhoben haben: die Mut-

ter als Göttin. Daher diese wundervollen Züge an ihr, die ich mir so lange nicht zu erklären vermochte – das Fehlen jeglicher Böswilligkeit und dieser reizbaren Unruhe, die wir an schönen Frauen so zum Überdruß gewohnt sind.
Im nächsten Herbst bringe ich meine liebe Calpurnia zu Dir.

LXXII Calpurnia an ihre Schwester Lucia.
[15. März]

Ein jeder Tag vor seiner Abreise wird kostbarer. Ich schäme mich, daß ich nicht früher und deutlicher begriff, welche Tapferkeit von der Frau eines Soldaten gefordert wird.
Gestern nachmittag aßen wir bei Lepidus und Sextilia. Cicero war da, und die ganze Gesellschaft war sehr lustig. Nachher sagte mein Mann, er habe noch nie solche Freundschaft für Cicero und von dessen Seite empfunden; und dies, obgleich sie einander mit so viel Schärfe stichelten, daß Lepidus nicht wußte, wohin er den Blick wenden sollte. Mein Mann gab einen Bericht von der Revolution des Catilina, als wäre sie ein Aufstand von Mäusen gegen einen besorgten alten Kater namens Cicero gewesen. Er erhob sich vom Tisch und jagte im Zimmer umher und spähte in die falschen Winkel. Sextilia lachte so sehr, daß sie Seitenstechen bekam. Ich entdecke jeden Tag einen neuen Gemahl.
Wir verließen die Gesellschaft zeitig und noch vor Dunkelheit. Mein Mann bat mich, mir von ihm einige Stätten, die er liebe, zeigen zu lassen. Ich wäre schon gern nicht mehr auf den Straßen gewesen, wie Du Dir wohl denken kannst, aber ich habe gelernt, ihn nicht zur Vorsicht zu mahnen. Ich weiß, daß er sich der Gefährlichkeit wohl bewußt ist und sich solchen Gefahren mit vollem Bedacht aussetzt. Er ging neben meiner Sänfte her, und ein paar Wachen folgten. Ich machte ihn auf einen riesenhaften Äthiopier aufmerksam, der uns auch zu folgen schien. Er erklärte mir, daß er einmal der Königin von Ägypten versprochen habe, diesen Begleiter nie wegzuweisen, der seither geheimnisvoll auf-

tauche und wieder verschwinde, manchmal die ganze Nacht vor unserm Haus stehe und manchmal wieder drei Tage lang ihm auf Schritt und Tritt folge. Er ist wirklich eine unheimliche Gestalt, aber mein Mann scheint ihn sehr gern zu haben und richtete unaufhörlich Bemerkungen an ihn.

Der starke Wind erhob sich, der sich dann bald in einen Sturm verwandeln sollte. Wir gingen den Hügel hinab und auf das Forum und blieben bald hier, bald da stehn, liebe Lucia, wobei er die Erinnerung an einen Augenblick in der Geschichte oder in seinem eignen Leben wachrief. Wie er seine Hände auf dem, was er liebt, ruhn läßt und wie er in meine Augen schaut, um sich zu vergewissern, daß ich seine Erinnerung teile! Wir gingen durch kleine, dunkle Gäßchen, und er hielt die Hand an die Mauer des Hauses, worin er zehn Jahre lang als junger Mann gewohnt hatte. Wir standen eine Weile am Fuß des Capitols. Nicht einmal als der Sturm losbrach und die Leute wie Blätter an uns vorbeitrieb, wollte er seine Schritte beschleunigen. Auf sein Verlangen trank ich aus der Quelle der Rhea *[die in dem Ruf stand, Fruchtbarkeit zu gewährleisten]*. Wie ist es möglich, daß ich die glücklichste Frau und doch so sehr von bösen Vorahnungen erfüllt bin?

Unser kleiner Spaziergang war etwas höchst Unvernünftiges. Beide hatten wir eine sehr unruhige Nacht. Mir träumte, daß der Giebel des Hauses vom Sturm abgehoben und aufs Pflaster geschleudert wurde. Ich fuhr aus dem Schlaf auf und hörte ihn neben mir stöhnen. Er erwachte und schlang die Arme um mich, und ich konnte das laute Klopfen seines Herzens fühlen.

Mögen die unsterblichen Götter über uns wachen!

Heute morgen war er nicht wohl. Er war bereits ganz angekleidet und wollte grade in den Senat, als er es sich anders überlegte. Er ging für einen Augenblick an seinen Schreibtisch zurück und schlief da ein, was, wie mir die Sekretäre sagen, noch nie vorgekommen ist.

Nun ist er aufgewacht und schließlich doch weggegangen. Ich muß mich beeilen und Vorbereitungen für die Gäste heute abend treffen. Ich schäme mich dieses Briefes, er ist so weibisch.

Suetonius: Leben der Caesaren. Erstes Buch.
[Etwa 75 Jahre später geschrieben.]

Sobald er sich setzte, umdrängten ihn die Verschworenen, und Tillius Cimber, der sich an ihre Spitze gestellt hatte, trat dicht an ihn heran, als wollte er eine Frage an ihn richten. Caesar suchte ihn mit einer Gebärde in einiger Entfernung zu halten, aber Cimber ergriff seine Toga auf beiden Achseln. Als Caesar ausrief: »Dies ist ja Gewalt!«, stieß ihm einer der beiden Casca, der an seiner Seite stand, einen Dolch dicht unterhalb der Kehle in die Brust. Caesar faßte Cascas Arm und durchbohrte ihn mit seinem Schreibgriffel, aber als er aufzustehn versuchte, wurde er durch einen zweiten Dolchstoß niedergehalten. Da er sah, daß er von gezückten Dolchen ganz umringt war, hüllte er sein Haupt in die Toga und zog zugleich deren Falten mit der Linken auf die Füße hinab, damit, wenn er fiele, der untere Teil seines Körpers schicklich bedeckt wäre.

Auf diese Weise empfing er dreiundzwanzig Wunden. Er sagte kein Wort, sondern stöhnte nur bei dem ersten Dolchstoß, doch haben manche Schriftsteller behauptet, daß er, als Marcus Brutus sich auf ihn stürzte, auf griechisch ausrief: »Auch du, mein Sohn!«

Alle Verschworenen entfernten sich eilig, und so lag er einige Zeit leblos da. Endlich hoben ihn drei gemeine Sklaven auf eine Sänfte und trugen ihn nach Hause, wobei einer seiner Arme über den Rand herabhing.

Und von all den vielen Wunden war, wie der Arzt Antistius sagte, nur die zweite, in der Brust, tödlich.

INHALT

Die Cabala

5

Die Brücke von San Luis Rey

153

Die Iden des März

261

„Die Iden des März" sind ein Roman um Cäsar, jedoch ist — wie Wilder betont — nicht die historische Rekonstruktion die Hauptabsicht dieses Werkes. Er nennt es eher eine Phantasie über gewisse Ereignisse und Personen aus den letzten Tagen der Römischen Republik. Cäsars Briefe, Dokumente, Tagebuchaufzeichnungen und Verordnungen sind frei erfunden, und trotzdem gelingt es Wilder, anhand der echt wirkenden Zeugnisse das Portrait eines Herrschers zu zeichnen. Wilders knappe, treffsichere und moderne Sprache vermittelt den Eindruck, als hätte dieses Leben erst gestern geendet.

Buchausstattung: Fritz Blankenhorn
— 01412/6 —